





Krieg und Frieden.

I.

Krieg und Frieden.

Erzählungen und Bilder

von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1859.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Krieg und Frieden.

Die Dame von Rittwitz.

I.

Wir erlauben uns, den geneigten Leser in den Parterrestock eines eleganten Hauses zu führen. Daß wir die Stadt, wo diese kleine in der That sehr wahre Geschichte spielt, im gegenwärtigen Augenblick nicht zu nennen im Stande sind, halten wir von unserem Standpunkte als Schriftsteller für ein Unglück, denn wir wissen wohl, daß es der Phantasie des Lesers außerordentlich förderlich ist, wenn man genau angeben kann, es ist da oder dort gewesen, wo sich dies und das begeben. Sollte übrigens diese kleine Geschichte das Glück haben, hie und da Jemand so besonders zu gefallen, daß ihm viel daran gelegen wäre, den Namen der Stadt zu erfahren, so stehen wir auch hierin vertraulicher Weise gern zu Diensten.

Der Parterrestock, von dem wir oben sprachen, besteht aus vielleicht sechs Zimmern, und man gelangt in dieselben aus einer bedeckten Anfahrt für Wagen, von welcher eine kleine mit Blumen garnirte Treppe ein paar Stufen aufwärts in ein Vorzimmer führt, das, wie fast alle Vorzimmer eines guten Hauses, einfach behaglich aber ohne Luxus möblirt ist. Es muß bei allen Dingen

dieser Welt eine Steigerung geben, man muß ein Interesse haben, immer weiter vorzudringen, und es ergeht uns hierin immer noch wie den Kindern, deren größtes Vergnügen darin besteht, sich das Beste bis zuletzt aufzusparen.

An das Vorzimmer stößt ein kleines Kabinet, schon wohnlicher und behaglicher. Die Stühle haben sich in Sessel verwandelt, die einfache Carcell-Lampe in der Mitte dorten ist hier zu einem kleinen Kronleuchter geworden, dunkle Vorhänge rahmen das Fenster ein, und vom hölzernen Fußboden sind wir auf einen einfachen Teppich gekommen. Der Schreibtisch am Fenster könnte uns sagen wollen, wir befinden uns in dem Schreibzimmer des Bewohners dieses Parterrestockes; doch belehrt uns das Wesen, sowie das Aeußere der Person, welche davor sitzt und eine Menge Briefe in bereit liegende Couverts schiebt und diese zusiegelt, daß wir es mit dem Kammerdiener des Hausherrn zu thun haben. Dieser Kammerdiener ist ein älterer Mann mit grauen Haaren, schwarz und sehr sorgfältig, ja fast festlich gekleidet, mit weißer Weste und weißer Halsbinde. Er sitzt gebückt über seiner Beschäftigung, vergleicht genau die Briefe mit den Adressen auf den Umschlägen, bevor er siegelt, und macht ein einigermaßen trauriges Gesicht, wozu noch kommt, daß hie und da, wenn er das Petschaft aufdrückt, ein Seufzer seiner Brust entfährt. Jetzt schichtet er die fertigen Couverts zusammen, löscht das Licht und legt darauf den Kopf gedankenvoll in die Hand, schaut einen Augenblick zum Fenster hinaus, sieht dann auf die vor ihm stehende Uhr und schüttelt leicht mit dem Kopfe.

„Das dauert lange," murmelte er vor sich hin. „Hätte mir gedacht, sie würden Alles gethan haben, um eine für Beide so peinliche Ceremonie abzukürzen. Thut mir leid, daß ich das

noch erleben mußte.“ Nach diesen Worten stand er auf, stäubte sorgfältig verschiedene Stückchen von der Fahne einer Schreibfeder sowie Siegellackfäden von den Aufschlägen seines schwarzen Frackes und ging in das Nebenzimmer, wohin wir ihm folgen wollen.

Dieses Zimmer, ein schon reicherer Salon, hat außer den beiden Thüren zum Ein- und Ausgehen, noch eine Nebenthür, die zu einem kleinen Eßzimmer führt, groß genug zu einem Diner für acht Personen. Hier Alles von geschnitztem Eichenholz; schwere Möbel, die Sessel mit hohen Lehnen, an den Wänden eine Imitation von alten Ledertapeten; ein einziges Fenster geht auf den Hof und zeigt, daß sich dort ein einstöckiges Seitengebäude an dieses Eßzimmer anschließt, Küche und Büffetzimmer enthaltend. Der Salon vor dem Speisezimmer, welchen wir durchschritten, ist ein reich ausgestattetes Gemach mit guten Bildern an den Wänden von röthlich brauner Farbe, mit kleinen Statuetten in den Ecken und all' den vielerlei Phantasien und unnöthigen Sachen, die wir so leicht entbehren könnten und die doch ein Appartement so angenehm und wohnlich machen. In diesem Salon versammelt man sich bei dem Hausherrn zu den kleinen Diners, die er gern seinen Freunden und den ihm empfohlenen Fremden zu geben pflegt. Doch war es den Letzteren selten vergönnt, weiter in den Appartements vorzudringen, und nur die ganz genauen Bekannten wurden gern in dem anstoßenden eigentlichen Wohnzimmer des Herrn gesehen.

Dieses Zimmer hatte er nach seinem Geschmacke eingerichtet und war es ganz in dem Style jener prachtvollen Gemächer, die wir nirgends schöner als in den alten englischen Schlössern sehen und von denen uns Nash so wundervolle Zeichnungen gegeben. Hier war ein Erker mit einem einzigen hohen und brei-

ten Fenster, dessen oberer Theil aus den kostbarsten alten Glasmalereien bestand. Die Vorhänge zu beiden Seiten aus den schwersten Stoffen schleisten auf dem Boden. Das Ameublement war schwer und doch auf's bequemste eingerichtet. Die alten Lehnstühle mit dunklem gepreßtem Sammet bezogen, schienen ihre Arme liebend für eine ganze Familie zu öffnen; die kunstreich gewirkten Tischdecken hingen so tief herab, daß man von den Gestellen dieser Tische nicht das Mindeste sah. Ein offener Bücherschrank auf einer Seite zeigte eine Unmasse seltener Kupferwerke, während auf einem Büffet gegenüber reiche silberne Schüsseln und Gefäße, seltene Krüge und Gläser, sowie kostbare Stücke einer Majolica-Sammlung prangten. Der Fußboden war mit Teppichen bedeckt, mit kleinen persischen Vorlagen, die unter und neben den verschiedenen Möbeln auf einer dicken Smyrnadecke lagen. In dem Erker waren Bärenfelle ausgebreitet, in denen die Füße der Lehnsessel und Fauteuils so tief einsanken, wie der Fuß eines Spaziergängers auf einer dicht bewachsenen Wiese.

An der Wand neben dem großen Fenster hing in einem Eichenholzrahmen das lebensgroße Bild eines schon ältlichen Herrn in der Tracht des sechszehnten Jahrhunderts. Das kurz abgeschnittene Haar, welches etwas struppig empor stand, sowie der spitze Knebelbart, beide von röthlicher Farbe, hoben einen bleichen aber nicht unschönen Kopf etwas zu scharf hervor. Wenn man aber dieses Gesicht näher betrachtete, so bemerkte man einen eigenthümlichen stechenden, fast boshaften Blick, sowie scharf zusammengekniffene Lippen, was dem Kopfe etwas Lauerndes, ja Unheimliches gab. Der Mann auf dem Bilde zeigte sich in stolzer Haltung; er trug ein Kleid von dunklem gestreiftem Sammet, von dem man aber nur die enganliegenden Aermel sah;

das Andere war von dem glänzenden Harnisch bedeckt, über den am Halse ein weißer breiter zierlich gezackter Kragen heraushing. Die linke Hand ruhte auf dem Schwertgriff, der Zeigefinger der rechten, die auf einem Tischchen aufgestützt war, schien auf ein Papier zu deuten, das aufgerollt da lag und an einer Seite des Tischchens herabhing.

In der gleichen Haltung sieht man häufig Fürsten abgebildet, die ihrem Lande eine gute Constitution gegeben und auf diese Art von der dankbaren Nachwelt vergegenwärtigt wurden. Der alte Herr aber war kein regierender Fürst gewesen, hatte auch keine Constitution gegeben, vielmehr war das Papier, auf welches er hinwies, seine letztwillige Verfügung, die für seine Erben eine Klausel enthielt, welche gerade nicht dazu gemacht war, ihn in dankbarer Erinnerung fortleben zu lassen.

Wir wollen dem geneigten Leser nur noch sagen, daß der alte Herr im Bilde Graf Joachim von Schönfeld, Ahnherr des jetzigen Bewohners des Hauses war, und dann eines zweiten Bildes erwähnen, welches dem Herrn Joachim gerade gegenüber hing. Hier sah man eine Dame abgebildet in langem weißem Gewande, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, so daß man nur ihr langes fliegendes schwarzes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herabhing und auf wunderliche Art mit Feldblumen durchflochten war. Die Umgebung dieser Dame war zur Rechten eine dichte Baumgruppe, sie selbst lehnte auf einem starken Aste und schien vor sich in eine Tiefe hinabzublicken. Es war das ein seltsames melancholisches Gemälde; der Maler hatte wohl absichtlich alles Licht auf die weiße Gestalt concentrirt, so daß diese selbst Abends in der Dämmerung wahrhaft gespensterhaft hervorleuchtete.

Lassen wir aber für einen Augenblick die todten Figuren auf den Bildern und beschäftigen uns mit den lebendigen in diesem Zimmer. Es sind dies drei Freunde des Hausherrn, die vor dem Kamine plaudernd und Cigarren rauchend in den bequemsten Fauteuils ruhen, und die sich, wie wir aus den ersten Worten vernehmen, mit dem Abwesenden beschäftigen. Alle Drei befinden sich in gewählter Toilette, im schwarzen Fracke, tragen weiße Halsbinden und der Aelteste von ihnen, der vielleicht ein Vierziger sein kann, und der sich von den beiden Andern durch einen militairischen Schnurrbart auszeichnet, trägt um den Hals sowie an einer kleinen goldenen Kette auf der linken Seite seines Frackes die Decorationen verschiedener Orden.

„Ihr habt zuweilen recht leichtsinnige Ideen", sagte dieser, „und dabei noch nie gefühlt, was es heißt, kein Geld zu haben oder dasselbe mühsam selbst verdienen zu müssen."

„Das Erstere habe ich schon oft gefühlt," meinte Hugo von B., einer der beiden Andern, ein junger blonder Mann mit freundlichen Augen und einem sehr heiteren Gesichtsausdrucke. „Teufel auch! Ich weiß wohl, was es heißt kein Geld haben. Und du wohl auch?" wandte er sich lachend an den Dritten, der, obgleich ebenfalls noch jung, doch ein sehr bedächtiges Wesen hatte, und jetzt, indem er ruhig die Asche von seiner Cigarre stieß, langsam mit dem Kopfe nickte.

„Was ihr kein Geld haben nennt", fuhr der, welcher zuerst gesprochen fort, „so drehe ich deshalb keine Hand herum. Das sind augenblickliche selbst verschuldete Verlegenheiten, die ihr selbst im schlimmsten Falle durch unerhörte Prozente und langathmige Wechsel wieder gut machen könnt. Aber Arthur's Verhältnisse sind ganz anderer Art. Mich dauert der arme Kerl."

„Mich in der That auch, Scherz bei Seite!“ sagte der mit dem blonden Haar. „Man muß es nur immer verstehen, sich in die Lage eines Andern zu versetzen. Wenn ich bedenke, ich sollte eine Dame heirathen, selbst aus der besten Familie, deren Aeußeres so ist, daß eine Antipathie vollkommen gerechtfertigt erscheint — bürr! ich wäre einer der unglücklichsten Menschen.“

„Natürlich — du,“ sprach langsam der Bedächtige, „mit deiner Leidenschaft für alles Schöne.“ Und dabei hob er den glänzenden Stiefel in die Höhe und machte eine sehr komisch aussehende kreisförmige Tanzbewegung. „Du weißt doch das Genaueste, wandte er sich nach einer kleinen Pause an den Aeltesten der Drei, „von dieser eigentlich wahnsinnigen Testaments-Geschichte! Ich kann dich versichern, Major, ich habe nie daran geglaubt.“

„Das finde ich begreiflich,“ antwortete Major von A. „Kann doch natürlicher Weise keiner von uns über fünfzig Jahre zurückdenken. Aber ich erinnere mich wohl noch, wie mir mein Vater von dem Fideicommiß des alten Herrn Joachim sprach.“

„Und ein solches Fideicommiß bindet auf ewige Zeiten?“ fragte der mit dem blonden Haar. „Das mußt du ja am besten wissen Rechtsbeflissener,“ sagte er zu dem Bedächtigen.

„Allerdings kann ein einfaches Fideicommiß auf ewige Zeiten errichtet werden,“ gab dieser zur Antwort, „und im vorliegenden Falle soll dasselbe nur lösbar sein mit Bewilligung beider Interessenten. Und daß die Familie Rittwitz ihre Zustimmung zu einer Annullirung dieser letzten Willensmeinung nicht geben wird, liegt auf flacher Hand.“

„Und die Bestimmung selbst?“ forschte der Andere weiter.

„Diese Bestimmung ist sehr einfach,“ antwortete der Major,

„und hätte schon viel Unglück hervorbringen können, wenn ein freundliches Schicksal nicht schon ein paar Mal in der Art vergleichend aufgetreten wäre, daß ein Nachkomme des alten Herrn Joachim Schönfeld die betreffende Dame aus der Familie Rittwitz liebenswürdig gefunden und bereitwillig eine Verbindung mit ihr eingegangen wäre."

„Aber die Klausel wörtlich!" sagte Herr v. B.

„Nun gerade wörtlich kann ich sie dir nicht angeben, aber dem Sinne nach besagt sie, daß vom Todestag des alten Herrn Joachim an gerechnet in jedem Jahrhundert einer aus der Familie Schönfeld eine Dame von denen von Rittwitz heirathen muß. Geschieht dieses nicht, so fällt der größte Theil des Vermögens der Schönfeld an die Rittwitz."

„Und ist während des Jahrhunderts eine Zeit bestimmt, wann eine solche Heirath vor sich gehen muß."

„Das nicht. Eine solche Verbindung kann am Anfang oder am Ende dieser bestimmten Zeit vollzogen werden. Das ist vollkommen gleichgültig, nur muß es vor Ablauf eines jeden Jahrhunderts, von dem genannten Todestag gerechnet, geschehen. Wie ich schon vorhin bemerkte, hat dies Fideicommiß bis jetzt noch nie zu unangenehmen Verwicklungen zwischen den beiden Familien Veranlassung gegeben; es fanden sich immer Freiwillige, welche sich vor Ablauf der anberaumten Zeit vermählten. Ja durch diese öfteren Heirathen herüber und hinüber lebten die Familien im besten Einverständniß bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo irgend Etwas vorfiel, das eine Spannung hervorrief, die bis auf den heutigen Tag nicht recht ausgeglichen wurde. Natürlicher Weise sah sich dadurch jeder der Hauptlinie der Schönfeld bewogen, die Heirath mit einer Ritt-

witz seinem Nachfolger zu überlassen, und so kam es denn jetzt auf unsern unglücklichen Arthur, der als Opfer fallen mußte, denn in ungefähr vier Wochen feiert man den Todestag des alten Herrn Joachim, und wie das jetzige Haupt der Rittwitz'schen Familie, der Vater unserer Braut Helene, gegen die Schönfeld gesinnt ist, wissen wir Alle zur Genüge."

„Ich kenne den alten Rittwitz gar nicht!" sagte Baron von C., der Bedächtige, ein junger Legationsrath, der im Kabinet Sr. Majestät des Königs angestellt war.

„Ich glaube wohl, daß du ihn nicht kennst, er war seit langen, langen Jahren entfernt. Ich glaube, daß er nur ein einziges Mal hier war."

„Mir wäre es ungeheuer gleichgültig, den alten Herrn zu kennen," meinte Hugo von B. Aber die Braut oder die gegenwärtige Gräfin Schönfeld möchte ich wohl das Vergnügen haben, wenigstens ein einziges Mal zu sehen, wozu aber vor der Hand wenig Hoffnung vorhanden sein wird, denn wie ich höre, wollen die Neuvermählten noch heute Abend nach Italien abreisen und dort längere Zeit bleiben."

„Auch Arthur?" fragte der Legationsrath.

„Arthur ist anständig genug," entgegnete der Major, „so viel es ihm möglich ist, die Dehors zu beobachten. Am Ende ist Fräulein von Rittwitz auch nicht schuld daran, daß der Ahnherr der Schönfeld, eine so wahnsinnige Verfügung hinterlassen hat, und daß ihr Papa ein eigensinniger Kautz ist, der sich auf keinen Vergleich einlassen will."

„Aber sie soll unausstehlich sein," bemerkte Hugo von B. „Sprich doch Major, du hast sie ja gesehen."

„Ein Mal nur," antwortete der Major achselzuckend, „und

da ist sie mir allerdings weder schön noch liebenswürdig erschienen."

„Nun das Erstere ist ein Unglück; aber was das Andere anbelangt, so hätte sie der alte Rittwitz besser erziehen sollen."

„Ist sie groß oder klein?" fragte der bedächtige Legationsrath.

„Groß," gab der Major zur Antwort. „Auch voll, und ihre Figur wäre, eine auffallend starke Hüfte abgerechnet, nicht so übel. Was aber ihr Gesicht anbelangt, so hat sie Haare von einer sonderbaren Farbe, nicht blond und nicht röthlich, dabei hart und ohne Glanz."

„Und das ist ein großes Unglück," warf der junge blonde Mann dazwischen, indem er durch seine dichten, in der That auffallend schönen Locken fuhr. „Ach, so ein glänzendes reiches, kühles Haar kann mich mit Vielem versöhnen. Die Berührung electrisirt. Ach! ich halte viel auf schönes Haar."

Der Legationsrath warf seinem Freunde, dem Major, einen lächelnden Seitenblick zu, welcher ihn aufzufordern schien, sich um die Extase des Andern nicht zu bekümmern. Dieser sagte dann auch: „Der Kopf ist häßlich und mehr noch als das: unangenehm. Daß Fräulein von Rittwitz in ihrer Jugend ein Auge verloren und eine schwarze Binde trägt, ist ein Unglück und hätte vielleicht so viel nicht zu bedeuten. Aber ihre Gesichtsfarbe ist wie die des Haares: unaussprechlich, glanzlos und unangenehm, die Zähne mangelhaft, und leider muß ich es wiederholen, so fatal ihr Aeußeres sich darstellt, so paßt es doch vollkommen zu ihrem Wesen, zu ihren Manieren!"

„O weh! o weh!" sagte Herr von B.

„Sie soll unfreundlich sein, verdrießlich, mißtrauisch, kurz,

viele von den Eigenschaften haben, die im Stande sind, einem armen Ehemann das Leben zur Hölle zu machen."

„Das ist ein harter Schritt, den Arthur im Begriffe ist zu thun, oder den er in diesem Augenblicke schon gethan hat," sagte der Bedächtige.

„Mich schaudert, wenn ich an unsern armen Freund denke. — Was ist überhaupt der Ehestand?" philosophirte Hugo von B. „Ein Gewebe, locker zum Auseinanderfallen und doch fesselnd wie der beste Stahl; ein Kranz von zahlreichen Leiden und sehr wenig Freuden, eine Guirlande, wie man sie in einem harten Winter beim Gärtner für sein theures Geld bestellt; sehr viel Laub und fast gar keine Blumen."

„Wenn man dich so reden hört, lachte der Major, so sollte man glauben, du habest schon traurige Erfahrungen gemacht."

„Das habe ich auch," entgegnete der Andere ebenfalls lachend, „freilich nicht in meinem eigenen Hause, dafür aber bin ich bei Andern in harte Schulen gegangen."

„Er nennt das harte Schulen," meinte der Legationsrath, „wenn er durch übermäßig auffallendes Courmachen leichtsinniger Weise eine häusliche Scene herbeigeführt hat, wo auch gelegentlich für ihn ein paar passende Worte mit abfielen. — „Aber sage mir," wandte er sich an den Major, zu welchem Zweck hat uns Arthur eigentlich hieher gebeten? Er schrieb mir von einem kleinen vertraulichen Diner."

„Mir auch," sagte der blonde Hugo.

„Werden wir die Gräfin Schönfeld zu sehen bekommen?"

„Wahrscheinlich nicht", erwiederte kopfschüttelnd der Major, „da es Jedem, sogar uns, seinen besten Freunden, untersagt war, in der Kirche während der Trauung zu erscheinen, so

könnt ihr euch wohl denken, daß sich die Neuvermählte noch viel weniger bei einem kleinen Diner vor uns sehen lassen wird. Ich meinestheils glaube, Arthur will noch mit uns ein paar vergnügte Stunden verleben, ehe er — sein neues Leben antritt."

„Also eine Art Henker-Mahlzeit," sprach Hugo von B. „Schade um dies liebenswürdige Appartement, daß es für längere Zeit geschlossen werden soll. Es ist doch die reizendste und bequemste Garçonwohnung, die man sich in seinen kühnsten Träumen nur auszudenken vermag.

„Auch ich wüßte nichts daran auszusetzen," warf der Legationsrath hin.

„Nur Eins ist mir unbegreiflich," fuhr der Andere fort, „warum Arthur die beiden melancholischen Bilder dort beständig um sich haben mag."

„Die Bilder sind wundervoll gemalt," antwortete der Major, indem er einen flüchtigen Blick nach beiden Seiten warf. „Und dann ist wegen derselben ebenfalls eine Art Verfügung getroffen worden. Sie kommen jedesmal in den Besitz dessen, der zum Besten seiner Familie eine Rittwitz heirathen muß; es ist freilich eine eigenthümliche Art, ihn zum Gehorsam gegen die Befehle des Ahnherrn zu ermahnen."

„Die weiße Dame ist eine Rittwitz?" fragte der Legationsrath.

Der Major nickte mit dem Kopfe, während Hugo von B. seinen Fauteuil gegen das Bild wandte und es längere Zeit aufmerksam betrachtete. „Das gnädige Fräulein," sagte er alsdann, „verharrt da in einer ganz eigenthümlichen Stellung. Man sollte glauben, unten vor ihr befände sich ein tiefes Wasser, und sie habe sich diesen Platz ausgesucht, um ungestört hinab springen zu können."

„Du hast nicht ganz Unrecht," sprach der Major mit ernster Stimme. „Dies Bild zeigt ein Fräulein Hildegard von Rittwitz wenig Augenblicke vor ihrem Tode."

„Alle Teufel," rief Hugo von B. mit einem scheuen Blick auf das Bild. „Was du da eben sagst, macht mir die Dame wohl interessanter aber nicht lieber. — So, so! ei, ei! Da war denn wohl Herr Joachim ein schlimmer Patron? Was die Damen ein Ungeheuer nennen, ein treuloser Verführer, eine Art Don Juan.

„Er war, was Du zu werden versprichst," sagte ruhig der Legationsrath, indem er die Asche von seiner Cigarre abstieß.

„Allerdings verschuldete er das Unglück dieser jungen Dame und um das, was er an jener Familie gethan, einigermaßen wieder gut zu machen, entstand jenes sonderbare Fideicommiß.

„So läßt er für das, was er selbst gethan, seine Nachkommen büßen," bemerkte Herr v. B. „Das ist eine bequeme Art seine Schulden zu bezahlen."

„Doch hat er auch selbst wieder gut gemacht, was er gekonnt und sich bei Lebzeiten, sowie selbst nach seinem Tode strenge Bußen auferlegt. So verfügte er ebenfalls, daß man ihn unter der Schwelle der Dorfkirche begraben solle, bei welcher das Schönfeld'sche Namensgut liegt, damit jeder der Ein- und Auswandelnden auf ihn, den argen Sünder, treten müsse."

„Schlag du erst diese Welt zu Trümmern,
Das Jenseits kann dich wenig kümmern."

recitirte Herr von B.

Worauf ihm der Legationsrath antwortete: „Mit solchen Ideen, überhaupt mit deinen Ansichten wäre es freilich keine große That, dich unter der Schwelle irgend einer Kirche begraben

zu lassen. Aber wenn du den Stolz und den Hochmuth der Herrn von damals annimmst, wo der kleinste Baron unumschränkter war und sich mehr dünkte als heut zu Tage irgend ein Kaiser oder König, so kannst du dir einen Begriff davon machen, was es den alten Herrn Joachim gekostet haben mag, eine Verfügung zu treffen, in Folge welcher die Bauern mit ihren schmutzigen Stiefeln auf seinem hochadeligen Wappen und seiner gräflichen, freilich nur aus Stein gehauenen Nase umherspazierten. — Doch da rollt ein Wagen unter den Eingang. Es wird Arthur sein."

Und es war in der That der Herr des Hauses. Der alte Kammerdiener hob die Portière an der Thüre des Nebenzimmers auf, und machte wahrscheinlich eine so tiefe Verbeugung, um sein kummervolles Gesicht nicht sehen zu lassen. Er nahm Hut und Handschuhe in Empfang und zog sich darauf stillschweigend zurück.

II.

Graf Arthur Schönfeld war ein Mann an die Dreißig, eine angenehme, offene und ehrliche Persönlichkeit. Er hatte manchen guten Freund, viele Bekannte und keine Feinde. Früher Cavallerie-Offizier war er mit seinen Kameraden und Untergebenen so weit im Rapport geblieben, daß er in jeder Beziehung mit Rath und That half, wo er helfen konnte. Was seine ehemaligen Reiter anbelangte, so wurden ihm von jedem derselben trotz beständigen Abwinkens die militairischen Honneurs noch ebenso pünktlich gemacht, als früher, wo er noch die Uniform trug. Ohne ein Beau zu sein, war Arthur von Schönfeld durch sein angenehmes Aeußere und durch seine eleganten, wahrhaft

vornehmen Manieren der bemitleidete Liebling der Damenwelt. Man sah in ihm ein Opfer der Rittwitz'schen Habsucht, und manch' schmachtender Blick eines schönen Auges, manch leiser Druck einer feinen Hand sprachen ihm von innigem Mitgefühl, daß etwas anderes hätte werden können, wenn er gewollt.

So sehr aber Graf Schönfeld gesucht worden war, so wenig hatte er, ein paar unbedeutende kleine Verhältnisse ausgenommen, die Jeder in seiner Jugend durchmacht, irgend eine ernstliche Verbindung gehabt oder unterhalten. Wohl neckten ihn seine Freunde mit einer Reise, die er vor einigen Jahren nach Italien gemacht, und wo er, wie sie behaupteten, sein Herz zurückgelassen habe. Doch lächelte er nur bei solchen Reden, ging auch bereitwillig auf ein Scherzwort ein, ohne aber durch irgend ein Wort diesen Vermuthungen neue Nahrung zu geben.

Arthur war hoch, schlank und doch kräftig gewachsen, er hatte dunkelblondes, krauses Haar, eine breite Stirne, hellbraune gescheidte Augen und einen angenehm geformten Mund. Seine Gesichtsfarbe, gesund und gewöhnlich rosig, war heute mit einer tiefen Bläße bedeckt. Er trug einen schwarzen Frack, weiße Weste und Halsbinde, und über letztere das Band des Johanniter-Ordens, sowie das kleine Leinwandkreuz desselben auf der linken Brust.

Nachdem er eingetreten war, reichte er dem Major, sowie Hugo von B. die Hände und nickte dem Legationsrath freundlich mit dem Kopfe zu. Doch sprang dieser eifrig auf, eilte ihm entgegen und faßte unter dem Ausdruck inniger Theilnahme mit seinen beiden Händen die Rechte des Freundes, die er herzlich schüttelte.

Der Graf warf sich in einen Fauteuil, legte die Hände über einander und sagte, indem er mit dem Kopfe nickte: „Es ist vorüber, ich bin vermählt. — Ihr dürft mir gratuliren."

Begreiflicher Weise sagte keiner der drei Freunde etwas auf diese Aeußerung, und Hugo von B., der seiner leichten Zunge nicht trauen mochte, stopfte sich mit einer neuen Cigarre den Mund.

„Es ist also geschehen," sprach der Major nach einer längeren Pause. „Du bist ein Mann, lieber Arthur, von dem deine älteren Freunde lernen können. Du überlegst eine Sache hin und her, und wenn du einmal einen Entschluß gefaßt hast, so kann man mit gutem Gewissen Amen dazu sagen."

„Ja, Amen ist das richtige Wort," sagte düster der Hausherr. „Das kommt ja nach allen Predigten, mögen sie nun am Taufbecken, am hochzeitlichen Altar oder am Sarge gehalten werden. — Laßt mich eine Cigarre anzünden," fuhr er fort, nachdem er sich mehrmals mit der Hand über die Stirne gestrichen, und darauf griff er über sich nach einem eleganten Holzkästchen, das auf dem Kamingesimse stand, nahm eine Havannah, brannte sie langsam an und blies den Rauch bedächtig von sich, wobei er in tiefe Gedanken versunken war.

Der Major schaute in das Kaminfeuer, schüttelte ein paar Mal unmuthig mit dem Kopf, dann bemerkte er ohne aufzublicken: „Du bist ein Mann, Arthur, im wahren Sinne des Worts. Was du einmal erfaßt, das führst du durch. Es ist freilich mehr als traurig, auf so trostlose Art gefesselt zu sein, eine Frau heirathen zu müssen, die man nicht liebt. Aber" — statt den Satz zu vollenden, schwieg er still und drehte seinen Schnurrbart achselzuckend in die Höhe.

„Aber — aber," wiederholte der Hausherr. „Ende deinen Satz. Du willst sagen: aber du wirst bei deiner Frau doch vielleicht Eigenschaften finden, die sie dir werth machen können; du wirst sie schätzen, vielleicht sogar lieben lernen. Das sollte

dein Aber einleiten. Aber ich gebe dir zur Antwort: nie! nie! nie!" Das letzte Wort hatte er fast heftig herausgestoßen.

„Verzeihe Arthur," sagte der Legationsrath. „So ist die Gräfin Schönfeld in der That, wie sie der Major geschildert? Weder schön noch angenehm?"

„Abschreckend im Aeußern, zurückstoßend in ihren Manieren, gerade so wie ich mir gedacht."

„So sahst du sie früher nie?" fragte erstaunt Hugo v. B.

„Niemals," war die Antwort. „Wir waren mit denen von Rittwitz gespannt, wir standen in keiner Verbindung mit ihnen, und dann müßt ihr nicht vergessen, daß es noch nicht gar so lange her ist, wo ich der Glückliche ward, der vom Schicksal bestimmt wurde, sich für seine Familie zu opfern. Ich bin ja nur Stellvertreter meines Vetters Eugen, der, statt eine Rittwitz zu heirathen, es vorzog vom Pferde zu stürzen und den Hals zu brechen. Als nun die Reihe an mich kam," fuhr er bitter lächelnd fort, „that ich mir das Gelübde, weder die mir bestimmte Braut zu sehen, noch Erkundigungen über sie einzuziehen. Ich that das, weil ich fest entschlossen war, meine Freiheit, sei es selbst mit den größten Opfern, zu erkaufen. Ich hoffte, der alte Rittwitz werde nachgiebiger sein." — Nachdem er dies gesagt, begrub der Graf den Kopf in beide Hände und schaute vor sich hin, seinem starren Blick nach zu urtheilen, in weite, weite Ferne. — „Da nun Alles vorüber ist," sprach er endlich mit tiefer, seltsam klingender Stimme, „so halte ich es für meine Pflicht euch ein paar Worte zu sagen, nach deren Anhörung ihr vielleicht milder über mich urtheilen werdet."

Die drei Freunde blickten nach diesen Worten mit dem Ausdruck des Erstaunens auf Arthur, der achselzuckend wieder-

holte: „In der That, damit ihr milder mich beurtheilen möget. Denn ich nehme es euch wahrhaftig nicht übel, wenn zuweilen die Frage in euch aufgestiegen ist, wie kann man eine ungeliebte und — ich will es gestehen — in hohem Grade unliebenswürdige Frau heirathen, nur um einen großen Theil des Vermögens nicht zu verlieren? Wie kann man Güter und Geld nicht lieber opfern wollen, als sich an ein Wesen fesseln, das uns nicht liebt und das wir ebenfalls nicht im Stande zu lieben sind? — Keine Einwendungen, Major. Ich habe dein und der Andern Freundschaft für mich oft vielfach erprobt, ich weiß, wie ihr mir zugethan seid. Und doch behaupte ich, ähnliche Gedanken sind schon in euch aufgestiegen. Habe ich doch schon häufig dieselben Fragen an mich gestellt."

„Und wenn du das thust und uns dasselbe zutraust, so begehst du in der That ein großes Unrecht," erwiederte sehr ernst der Major. „Wir kennen dich genugsam, um überzeugt zu sein, daß was deine Person anbelangt, du dein ganzes Vermögen hingegeben hättest und in den Dienst getreten wärest, statt diese Heirath zu schließen. Aber bist du dein eigener Herr? Ist es nicht deine Schuldigkeit, für deine Mutter, deine Geschwister zu sorgen, und hast du dich nicht, indem du diese Verbindung schlossest, als edler Bruder, als guter Sohn bezeigt!"

„Ich danke dir für deine Freundschaft," sagte Arthur von Schönfeld mit leuchtenden Augen, indem er dem Andern gerührt die Hand reichte. Doch setzte er gleich darauf wieder mit trübem Blick hinzu: „So urtheilst du, so urtheilen die Andern. Aber die Welt wird von mir sagen: er ist ein toller Egoist, doch war so etwas von ihm zu erwarten. Und wenn Andere, besser Gesinnte, vielleicht so freundlich sind, wie du eben thatest, auf

meine Familie hinzuweisen, so werden Jene antworten: Ein Opfer ist es vielleicht, das er gebracht, aber ein sehr kleines Opfer. Graf Schönfeld hat ein kaltes, unempfängliches Herz — er hat ja nie geliebt."

„Das sagt man allerdings von dir," ließ sich Hugo von B. mit leiser Stimme vernehmen.

„Und wenn man das sagt," rief Arthur von Schönfeld mit einem so lebhaften Ton der Stimme, daß die Anderen überrascht aufblickten, „so sagt man die Unwahrheit. Ich habe geliebt — heiß geliebt, innig geliebt, — o geliebt, wie man nur lieben kann, und," setzte er kaum vernehmbar hinzu, „bin ebenso wieder geliebt worden."

— „Dann ist der heutige Tag entsetzlich für dich," erwiederte der Major mit dem Ausdruck des tiefsten Mitgefühls, indem er dem Freunde sanft die Hand auf die Schulter legte und nach einem augenblicklichen Stillschweigen fortfuhr: „Dann Arthur — verzeihe mir das Wort — hast du nicht recht gehandelt."

Der Graf fuhr heftig in die Höhe, doch als er in die klaren, ruhigen Augen seines Freundes blickte, öffneten sich seine zusammengekniffenen Lippen, er that einen tiefen Athemzug und antwortete alsdann:

„Ah! ich verstehe dich, du meinst, ich habe an Jener unrecht gehandelt, die ich liebte und die mich wieder geliebt. Möglich vielleicht, aber nicht so ganz, wie du glaubst. Es ist das eine entzückende, aber in ihren Folgen so sehr traurige Episode meines Lebens, die ihr hören sollt, im Fall es euch nicht langweilig erscheint, eine vielleicht alltägliche Liebesgeschichte zu vernehmen. — Vorher aber will ich das Feuer im Kamin neu anfachen lassen, es ist ein unangenehmes Gefühl sein eigenes Schick-

sal so vor Augen zu haben, eine auslöschende, ersterbende Flamme." Ein Zug an der Klingel rief einen der Bedienten herbei, der neues Holz auflegte, und bald prasselte eine wohlthuend angenehme Flamme aus dem eisernen Feuerkorbe hervor.

Graf Schönfeld blickte auf die Uhr über dem Kamine. „Es ist Viere," sagte er, „wir haben noch eine Stunde bis zu unserem Diner."

Der Major hatte den Kopf in die Hand gestützt und ließ den Arm auf der Lehne des Fauteuils ruhen. Der Legationsrath blickte in die Gluth des Feuers, und Herr von B., der dem Bilde der Dame Hildegard von Rittwitz gegenüber saß, konnte nicht begreifen, warum, als er sich zum Hören anschickte, er es angenehm fand, beständig die schlanke weiße Gestalt zu betrachten.

„Ihr wißt," begann der Hausherr, „daß ich vor einigen Jahren eine länger dauernde Reise nach Italien machte. Ich wollte die Schweiz wieder sehen, wo ich erzogen, wollte Mailand, Genua, Florenz besuchen, wo ich vor langen Jahren mit meinen Eltern eine Zeit lang gelebt, und ich wollte dort sehen, ob die Erinnerungen aus der Knabenzeit stark genug geblieben seinen, um einzelne Orte, bei denen ich damals mit großem Vergnügen geweilt, wieder erkennen zu können. Dies war denn auch bei den meisten der Fall, doch erschienen mir all' die prächtigen Bauwerke, die ich noch im Gedächtniß hatte, als habe ich sie früher einmal im Traume gesehen. Namentlich in Mailand, wo ich mich am Abend meiner Ankunft — es war eine mondhelle Nacht — vor dem großen Café auf dem Domplatze niederließ und vor mir die gewaltigen Massen der marmornen Kathedrale sah, wie sie mit ihren fein gezackten Spitzen fast mit

dem ebenfalls weiß glänzenden Himmelsgewölbe verschwamm. Es war eigenthümlich, aber begreiflich, daß mich hier erst die schmetternden Töne einer der großen Straßenorgeln wieder so recht in jene vergangene Zeit zurückversetzten. Wie diese Klänge über den Platz hallten, erkannte ich auch den Dom wieder, die umliegenden Häuser, das Café, vor dem ich saß, ich möchte sagen den Tisch, an dem ich mich niedergelassen, ja beinahe das Gesicht des Kellners, der mir ein Gefrorenes servirte. Ebenso erging es mir in Genua, wo mir der Theergeruch des Hafens all' die kleinen Orte auffrischen half, wo ich als Knabe gespielt und wo ich den unbeschreiblichen Düften der Früchte und Waaren aller Art in den engen Straßen des Hafens nachgehend, endlich den Laden wieder fand, wo meine Mutter uns einstens prachtvolle saftige Orangen kaufte. Ich muß gestehen, daß dieses Aufsuchen bekannter Orte aus der Jugendzeit mein erstes Geschäft in allen Städten war, und erst, wenn ich mich wieder zurecht gefunden, begann ich in Kirchen, Museen und sonstigen Kunstanstalten aller Art von meinem Aufenthalte Nutzen zu ziehen.

„Eine Pflicht des Reisenden, die Einem alles Reisen verbittern könnte," unterbrach Hugo von B. den Erzähler. „In Italien war ich freilich noch nicht, aber wenn ich an Paris denke mit seinen Kunstschätzen, namentlich an Versailles mit seinen stundenlangen Sälen, so graust mir ordentlich."

„Du hast von da eigenthümliche Erinnerungen," sagte der Legationsrath. „Jedem wird es nicht so gut, im Saale des Hercules auszurutschen und vor einer ganzen ansehnlichen Versammlung niederzusitzen."

„Bst! bst!" ermahnte der Major, worauf der blonde junge Mann die schon fertige Antwort mit einem Gesichte verschluckte,

welches deutlich ahnen ließ, auch hier sei aufgeschoben nicht aufgehoben.

„Hinter Florenz," fuhr der Graf fort, „hörten meine Erinnerungen auf, und als ich durch die Porta San Gallo gegen Arezzo hinausfuhr, war mir grade, als verließe ich zum zweiten Male die Heimath. In der andern Nacht vor Perugia trat wieder einmal meine Knaben- und Schulzeit recht lebendig vor mich, als mir der Postillon eine Wasserfläche zeigte, die rechts von der Straße zwischen den Zweigen der Bäume hindurchleuchtete — der Trassimener See. Hatten wir doch selbst häufig in jenen glücklichen Tagen Carthager und Römer gespielt; ja war ich doch selbst meistens der große punische Feldherr, und wenn es hieß: Hannibal ante portas, so mußten meine jüngern Spielgefährten ein erschreckliches Geheul erheben, und ich zog triumphirend ein. — Vorbei! vorbei!"

Während nach diesen Worten der Hausherr die erloschene Cigarre wieder anzündete, sagte der Major: „Nach Perugia hinauf legen sie Einem vor die leichteste Calesche einen Ochsenvorspann, ein guter Vorwand zum Betteln, denn von mir verlangte der Postillon bei solcher Gelegenheit nicht nur ein Trinkgeld für sich, sondern auch eines für die armen Ochsen und sogar für einen kleinen Hund der nebenher sprang."

„Als ich nach Rom kam," erzählte der Hausherr nach einer Pause weiter, „befand ich mich in jeder Hinsicht in einer für mich ganz neuen Welt. O es ist etwas Wunderbares, diese Orte, uns so bekannt und doch wieder fremd, zum ersten Mal sehen zu dürfen! Wenn ich ermüdet war vom Schauen all' des Schönen, so war es mir eine angenehme Erholung, Abends den Monte Pincio zu ersteigen, mich dort auf eine Bank

zu setzen und ruhig zu erwarten, bis die Sonne hinter St. Peter niedersank. Gibt es wohl etwas Prachtvolleres, als das flammende Gestirn, wenn es hinter der Kuppel verschwindend seine letzten glühenden Strahlen wie aus der kleinen Laterne unter dem Kreuze hervorbrechen läßt, und wenn sich die ganze Masse des gewaltigen Domes nun tief dunkel auf dem goldenen Abendhimmel abzeichnet! — Da ist das Herz geöffnet bis in seine innersten Tiefen und empfänglich wie sonst nie."

„So kam es denn, daß ich eines Abends, als ich im Betrachten dieses wundervollen Schauspiels da saß, ein paar Worte in deutscher Sprache hinter mir vernahm, die einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machten. Eine wohlklingende Mädchenstimme sagte, hingerissen von dem, was wir sahen: — Da kann man nur beten. Ich blickte um mich, grüßte, und als die junge Dame, welche die Hände auf der Bank hielt, auf diese Art fühlte, daß ich ihre Worte verstanden, trat sie tief erröthend zurück. Eine ältere Dame, ihre Mutter, war bei ihr und als ich aufstand, mich näherte und als Landsmann zu erkennen gab, sprachen wir vielleicht eine Viertelstunde zusammen, ich aufrichtig gestanden erfreut, eine solche Bekanntschaft machen zu können, die Damen freundlich, im feinsten Ton der gebildeten Welt. — Eine Sonne, leuchtender und flammender als die, welche drüben untergegangen, war in meinem Herzen plötzlich erstanden."

„In diesem ruhigen Herzen!" sagte trübe lächelnd der Major. „Besser, du wärst nicht auf den Monte Pincio gegangen."

„Da hast du Recht," fuhr Arthur fort. Aber konnte ich erwarten, was ich dort fand? O gewiß nicht."

„Ihr habt mich von jeher mißverstanden," sprach der Graf nach einem kleinen Stillschweigen weiter, nachdem er finster in

die lodernde Gluth des Kaminfeuers geschaut. „Ich war nie kalt und unempfänglich, aber mußte ich mein Schicksal kennend, nicht Alles thun, um mir die Freiheit meines Herzens zu wahren? Ich that es auch redlich bis meine Stunde schlug, und das war jene Stunde, wo ich vom Monte Pincio den Sonnenuntergang betrachtete. Glaubt mir, all' die Augenblicke, in denen ich mein Herz gewaltsam gestählt hatte gegen die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, rächten sich furchtbar an mir. Schon am dritten Abend, wo ich das junge Mädchen an derselben Stelle wiederfand, liebte ich sie mit einer Gluth, einer Innigkeit, die mir deutlich sagte, daß es vergeblich gewesen wäre, gegen diese Leidenschaft anzukämpfen."

„So hatten also deine Freunde damals Recht, die behaupteten, du seiest von deiner italienischen Reise ganz verändert wiedergekehrt."

„Ob sie recht hatten!" rief Arthur schmerzlich bewegt aus. „Ja, ich kam sehr verändert zurück; ich liebte, ich wurde wieder geliebt von einem der schönsten besten und edelsten Wesen, von einem Mädchen, wie es der Schöpfer nur in seiner besten Laune hervorzubringen vermag."

Der Major schüttelte traurig mit dem Kopfe, als er bemerkte, wie Arthur nach diesen Worten die Hände vor das Gesicht preßte und in seinem Fauteuil zusammengesunken da saß. „Wäre es nicht besser gewesen," sprach er sanft, „du hättest deine Freunde schon früher davon in Kenntniß gesetzt? Und wäre es doch vielleicht gelungen, einen Ausweg zu finden."

„Was mir damals eine Unmöglichkeit war, Jemanden anzuvertrauen, — ich hätte es für eine Entweihung gehalten, — das, möchte ich jetzt in wilder Lust der ganzen Welt erzählen.

Ihr seid nicht die Ersten, denen ich anvertraut, wie durch diese unglückselige Heirath mein Herz zerrissen wurde. Ehe ich zum Altare ging, habe ich der jetzigen Gräfin Schönfeld mein Innerstes offen gelegt, ich habe ihr gesagt, sie werde meine Hand erhalten, aber nie mein Herz."

„Und sie?" fragte der Major.

„Sie — — behauptet, mir ein ähnliches Opfer gebracht zu haben."

„Ah! das könnte komisch sein!" rief Hugo von B., „wenn es nicht so verzweifelt ernst wäre!"

„Komisches finde ich nun gerade nicht darin," sagte der bedächtige Legationsrath. „Warum soll die Dame von Rittwitz, wenn ihr Aeußeres auch von der Natur ziemlich vernachläßigt wurde, nicht ein fühlendes Herz besitzen und schon einmal geliebt haben?"

„Weil sie in dem Falle," fuhr der Andere eifriger fort, „Arthur freigegeben hätte und nicht auf einer so unnatürlichen Verbindung bestanden wäre."

„Ihr vergeßt den Vater," sprach ernst der Major. „Ich möchte ihn doch kennen, den alten Herrn von Rittwitz, möchte doch Gelegenheit haben, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. — Aber eins kann ich dir nicht verschweigen, Arthur — doch verzeihe meine offene Bemerkung — wenn du so liebtest, wie du uns gesagt, wenn du ein so seltenes und wunderbares Mädchen kennen lerntest, deren Herz für dich schlug, warum —"

„Warum," fiel ihm der Graf in's Wort, „hast du denn überhaupt die Verbindung mit Fräulein von Rittwitz eingegangen? Hast sie wenigstens nicht hinausgeschoben so lange als möglich? sollte deine Frage eigentlich lauten, und ich begreife

vollkommen, daß du so fragst. — Hört mir noch wenige Augenblicke zu und dann urtheilt."

Die beiden Damen, welche ich auf dem Monte Pincio traf, wohnten im Hôtel Melonie, einem der ersten Roms. Es war eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter; sie hatten Dienerschaft und Equipage und lebten auf dem Fuß einer reichen Familie. Ihr könnt euch denken, daß ich nachdem ich bei ihnen eingeführt war, außerordentlich viel, fast täglich mit ihnen verkehrte. Wir machten unsere kleinen Ausflüge zusammen, wir besuchten Gallerien und Villen gemeinschaftlich, sahen das reizende Tivoli, das ernste Albano mit einander — o es war eine glückliche, entzückende Zeit! Frau von Werthen, kannte, wie sie sagte, meine Familie, und ließ es vielleicht ebendeshalb geschehen, daß ihre Tochter mit der Unbefangenheit eines zwanzigjährigen Mädchens keine Mühe gab zu verhehlen, wie sie sich freue, wenn ich komme, und daß sie gern in meiner Gesellschaft verweile."

„Bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen in die Umgegend stiegen wir Beide häufig aus, wenn es den Berg hinan ging, wogegen die Mutter im Wagen blieb. Das waren unsere seligsten Stunden. Magdalene hing sich an meinen Arm, ich machte sie auf diesen oder jenen interessanten Punkt, auf diese und jene landschaftliche Schönheit aufmerksam, ich erzählte ihr von dem classischen Boden, auf dem wir wandelten; sie war meine lernbegierige Schülerin, und wenn sie an meinem Arme hing, so liebte sie es, ihre beiden kleinen Hände zusammen zu legen und mich so innig, so liebend und dabei so neckisch anzublicken, daß ich in solchen Momenten der glücklichste und auch der heiterste

Mensch der ganzen Erde zu sein glaubte. — Ach! das sind mir jetzt schreckliche Erinnerungen." —

Der Graf strich sich das Haar aus der Stirne, und nachdem er einen seltsam wilden Blick auf das Bild des alten Herrn Joachim von Schönfeld geworfen, wobei er die Lippen schmerzlich zusammenpreßte, fuhr er fort.

„So vergingen die Tage in Rom mit einer rasenden Geschwindigkeit; die Zeit, welche ich mir vorgenommen hatte, dort zu bleiben, war längst vorüber. Hätte ich aber abreisen sollen, da Frau von Werthen den gleichen Weg mit mir hatte, nach Neapel, und mir lächelnd erlaubt, sie schützend begleiten zu dürfen? Am Tage vor unserer Abreise waren wir Drei abermals auf dem Monte Pincio, um zum letzten Male von dort die Sonne untergehen zu sehen. Es war aber nicht so klar, wie am ersten Abend. Hinter St. Peter zog drohend ein Gewitter, und als die Sonne hinter die schweren dunkeln Wolken sank, schienen diese in Flammen aufzugehen und loderten hoch empor, den halben Himmel bedeckend mit glühender Lohe. Mich machte es traurig, sie am letzten Abend unseres Hierseins so scheiden zu sehen. Schien sie mir doch mit dem finsteren Gewölke, welches ihre Strahlen verdeckte, wie ein Bild meines Lebens; kam sie mir doch vor wie mein eigenes glühendes Herz, das untergehen sollte, nicht heiter, klar und ruhig, sondern in wilden unerreichbaren Wünschen. Frau von Werthen war nach der obern Terrasse gegangen, und als wir so da saßen vor dem großartigen, gewaltigen Naturschauspiel, hatten sich unbewußt unsere Hände gefunden, und als ich ihre warmen Finger zwischen den meinigen spürte, schaute ich sie an, und nahm wahr, daß auch sie nach mir sah. Wir sprachen Beide nicht, sondern senkten unsere Blicke in einander,

innige, fragende Blicke. Und ebenso stumm, wie die Frage, welche mein Auge an sie that, war auch ihre Antwort; sie senkte leicht ihr Haupt, und als ich dieser Bewegung folgend sie auf die Stirne küßte, duldete sie meinen leichten Kuß und dabei fühlte ich ganz leise, leise den Druck ihrer Hand.

Als die Mutter zurückkam und uns so Hand in Hand da sitzen sah, denn wir zogen unsre Hände nicht zurück, — betrachtete sie uns mit einem seltsamen Blicke, und nahm bald darauf Veranlassung nach Hause zu gehen. Ich begleitete die Damen wie gewöhnlich, und als sie sich in ihre Zimmer zurückzogen, wandte sich Magdalena nochmals zu mir, reichte mir ihre beiden Hände und sagte mit einem unaussprechlichen Blicke der Liebe: „Arthur, mein Arthur!"

Das hatte der Graf wie in einem tiefen Traume befangen erzählt, war dann von tiefem Schmerz bewegt, in die Höhe gesprungen, hatte einen raschen Gang durch's Zimmer gemacht und stellte sich darauf, äußerlich gesammelt und ruhig, an das Kamin, auf welches er den Arm stützte. Keiner der Andern sprach ein Wort, der Major und der Legationsrath sahen vor sich nieder, und die Blicke Hugo's von B. kehrten immer wieder zu der weißen gespensterhaften Gestalt der Dame Hildegard von Rittwitz zurück.

III.

„Ihr werdet mir hoffentlich glauben," sprach der Hausherr nach einiger Zeit in ruhigem Tone, „daß ich es mir während meiner Anwesenheit in Rom auf's Emsigste angelegen sein ließ, durch meinen Geschäftsfreund zu Haus mit dem alten Herrn von

Rittwitz zu unterhandeln. Ich wußte, daß meine Frist in ein paar Jahren abgelaufen war und ließ ihm die glänzendsten Anerbietungen machen, um ihn zu bewegen, mich frei zu lassen. Wie man mir anfänglich nach Rom schrieb, schien er auch nicht abgeneigt dazu, und ihr werdet mir glauben, daß ich nur in der Hoffnung, jene Verbindlichkeit lösen zu können, mich dem jungen Mädchen mehr und mehr genähert hatte. — Bei Gott! nur diese Hoffnung hielt mich zurück, sonst hätte ich schon in den ersten Tagen unserer Begegnung Rom verlassen."

„Ob sich Frau von Werthen um dieselbe Zeit genau nach meinen Verhältnissen erkundigen ließ, kann ich ebenso wenig bezweifeln, als daß sie benachrichtigt wurde von der unglückseligen Verfügung, die mich an das Rittwitz'sche Haus fesselte. So kam der Tag unserer Abreise von Rom heran, Frau v. Werthen hatte ihren Wagen auf acht Uhr Morgens bestellt, ich wollte ihr um zehn Uhr nachfahren. Eben als ich einsteigen wollte, erhielt ich zwei Briefe, einen von meinem Geschäftsführer in Deutschland, der mir mit außerordentlichem Bedauern schrieb, der alte Rittwitz sei auf einmal halsstarriger als je geworden und wolle von keinem Vergleich mehr etwas wissen. — Ich muß euch gestehen, der Brief erschreckte mich außerordentlich. In der Hoffnung, doch noch glücklich werden zu können — und ich hatte mich in diese Hoffnung hineingelebt — so grausam gestört zu werden, so auf einmal zurückgeworfen von einer herrlich scheinenden Zukunft — ach! ich war sehr ungeduldig; ich biß die Zähne auf einander, es war mir eine Lust, den Brief meines Geschäftsführers in der Hand zerknittern zu können. Was konnte ich thun? Ich kam mir wie ein Verdammter vor, der gefesselt dasteht, der herrliche lachende Gegenden um sich sieht und der doch gezwungen ist,

dem drohenden Beile still zu halten. — Aber wie ich euch sagte, bekam ich zu gleicher Zeit zwei Briefe. Ich mußte auch den andern lesen."

Nach diesen Worten fuhr Graf Schönfeld langsam mit der Hand über Stirn und Gesicht, that einen tiefen Athemzug und fuhr dann mit einem fast unheimlichen Lächeln in ruhigem, kaltem Tone fort: „Der andere Brief war von Frau v. Werthen. Sie sagte mir mit sehr wenigen, aber außerordentlich deutlichen Worten, in Wendungen, die durchaus nicht mißzuverstehen waren, sie hätte Schreiben aus der Heimath erhalten, die sie augenblicklich dorthin zurück riefen. — So augenblicklich" unterbrach sich Arthur kopfnickend selbst, „daß sie nicht einmal Zeit gehabt habe, mich am gestrigen Abend — sie war schon in der Nacht abgereist — rufen zu lassen. — Ja, abgereist war sie, fort — verschwunden, Beide! In dem Briefe stand nicht, daß sie vielleicht aus der Heimath erfahren, ich sei nichts als ein armer gefesselter Sclave, von der Laune derer von Rittwitz abhängend. Das stand freilich nicht da mit klaren Worten, aber wenn ich, wie ich that, fast in Verzweiflung auf das Papier niederschaute, so sprangen einzelne Buchstaben wie in tollem Tanze aus ihren Reihen heraus und bildeten sich zu höchst erfreulichen Worten: Rittwitz hält dich! Rittwitz hält dich! §. 8 des Testamentes. — Ach! war das nicht höchst ergötzlich! Ich lachte damals laut hinaus und könnte heute wieder so lachen." —

„So, das wär' vorüber," fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „jetzt werde ich mich eines ganz ruhigen Tones befleißigen. — Also die Damen waren fort, spurlos verschwunden. Der Portier vom Hôtel Melonie, der mir sehr zugethan war, versicherte mich, die Pferde der Frau von Werthen seien für

Storta — das war die erste Station auf dem Wege nach Florenz oder Venedig — bestellt gewesen, und dorthin seien die Fremden auch abgereist. Ich fuhr nach Porta del Popolo. Der Portier hatte Recht gehabt: um eilf Uhr gestern Abend hatten beide Damen die Stadt verlassen. Daß ich meinen Paß, der nach Neapel lautete, augenblicklich für Toskana und Oestreich abändern ließ, ist selbstredend, doch in Rom eine Sache, die immer Stunden in Anspruch nimmt. Es wurde Mittag, ehe ich über Ponte Molle in die Campagne rollte. Meine Postillone waren mit mir zufrieden, sie fuhren, was ihre armen Pferde vermochten. Wir passirten Storta, Baccano, Monte Rosi; dort theilten sich die Straßen. Ich hatte überall Nachricht von den Damen. Auch hier berichtete mir der Postmeister, dieselben seien nach Civita Castellana gefahren, also gegen Venedig." Ich folgte — doch was soll ich euch weiter ermüden mit der Erzählung dieser Fahrt? Schon in Civita Castellana stimmten die Angaben des Postmeisters mit denen des Postillons nicht mehr überein. Der Erstere sagte, in dem Wagen, der in der Nacht von Rom gekommen sei, haben sich zwei Damen befunden; der andere sprach von einer Dame und einem Herrn. Ich ließ einspannen, eilte weiter und kam nach Terni. Der Wagen, dem ich nachgeeilt, war zwei Stunden vor mir angekommen; die Herrschaft, so sagte mir der Wirth, werde gleich herabkommen, um die Wasserfälle zu besuchen. Ich wartete in einer namenlosen Aufregung; die Herrschaft kam — es war ein alter, dürrer Engländer mit zwei Damen, die ihm zum Erschrecken ähnlich sahen."

„Ah! das ist Mißgeschick!" rief der Major. „Du hattest den richtigen Wagen verloren; die Damen hatten wahrscheinlich hinter Monte Rosi dem Postillon Befehl gegeben, nach Viterbo zu fahren."

„So war es ohne Zweifel," sprach düster Graf Arthur. „Und ich — ich ließ sie fahren. Ich setzte meine Reise über Rimini fort, ich ging über Ferrara nach Venedig und von dort nach Deutschland zurück. Ich kam nach W., wo Frau von Werthen, wie sie mir gesagt, ihren Wohnsitz hatte; ich fand auch da eine Familie dieses Namens, und in dieser sogar eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter, welcher ich mich vorstellen ließ. Aber es war eine andere. Die alte Dame schüttelte seltsam lächelnd den Kopf, als ich ihr im Laufe des Gesprächs von meinem Zusammentreffen mit den beiden Damen in Rom, vielleicht ihren Verwandten, erzählte. — Werthen, sagte sie, der Name so geschrieben wie unser Name geschrieben wird, gibt es meines Wissens nur eine Familie, von der kein Mitglied in letzter Zeit in Italien war. Ich empfahl mich und setzte meine Nachforschungen an Orten, wo Familien mit ähnlich klingenden Namen wohnten, ebenso erfolglos fort. Welche Stunden und Tage, welch' entsetzliche Zeit ich damals verlebte, kann nur der beurtheilen, der sich in meiner Lage befand. Und meine Lage ist so originell, daß vielleicht ein menschliches Herz nie mehr in einer ähnlichen zu leiden hat. — Magdalena v. Werthen, die mich innig und herzlich geliebt — dessen bin ich gewiß, — die wohl ebenso unglücklich wie ich, irgendwo verborgen lebte, war todt für mich. Wohl forschte ich selbst und durch Andere über ein Jahr nach ihrem Aufenthalte. Immer vergebens. Da in einer Stunde des Unmuthes, der Verzweiflung zerriß ich die wieder angeknüpften Unterhandlungen mit dem alten Rittwitz, indem ich ihm in einem heftigen Schreiben sagte, ich wolle denn seiner Habsucht zum Opfer fallen, er solle einen Mann für seine Tochter haben, aber einen Mann ohne Herz, ohne Liebe für sie."

„Und die Familie Rittwitz?" sprach der bedächtige Legationsrath.

„Nahm mein Anerbieten an," rief Arthur, „und der alte Herr sprach mir in einem freundlichen Schreiben von dem Termin, den er zur Hochzeit angesetzt haben möchte."

„Das muß ein altes Ungeheuer sein!" rief entrüstet Hugo von B. „Hoffentlich treffe ich mit diesem Menschen nie zusammen."

„Und wenn das je der Fall wäre," entgegnete sehr ruhig der Hausherr, „so würdest du dich enttäuscht finden. Du erwartest in dem alten Rittwitz einen finsteren, unheimlichen Mann zu finden, und es erscheint dir eine lächelnde, freundliche, sich herzlich bezeigende Persönlichkeit. — Aber laß uns dies Gespräch abbrechen. Ich habe euch gesagt, was ich für meine Schuldigkeit hielt, euch zu sagen; gleich bin ich fertig, wir wollen darauf noch ein paar Stunden lustig sein, und dann — wie Gott will! Ehe wir aber zum kleinen Diner gehen, muß ich etwas thun, was ich bis jetzt nur an Feier- oder vielmehr an Trauertagen that. Vorher zwei Worte zur Einleitung. Seht dort das Bild der armen Rittwitz, die vielleicht unglücklicher war, als ich es bin. Euch ist ohne Zweifel bekannt, daß sie sich nach einer nicht zu entschuldigenden That meines Ahnherrn in einem Anfalle von Wahnsinn in's Wasser stürzte. Der Maler, der auf Bestellung gearbeitet, hat sehr wohl daran gethan, uns das Gesicht nicht zu zeigen. Wie kann man auch Züge malen, auf denen geschrieben steht, wie der große Dichter sagte:

„Mich dünkt, von Thränen blicke Luna's Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz."

Daß ich, namentlich im letzten Jahre, oft lange, lange trübe Stunden damit verbrachte, neben diesem Kamine zu sitzen und das Bild droben anzuschauen, könnt ihr mir glauben. Ich that das gern in der Dämmerungsstunde, fast im Dunkel, wo dies Gemach spärlich erleuchtet war von den lodernden Flammen eben dieses Kamins. Es war alsdann eigenthümlich, wie die aufzuckende Gluth seltsame Streiflichter auf das Bild warf. — „Seht hin," unterbrach er sich plötzlich, „der Tag neigt sich seinem Ende zu, es ist beinahe dunkel genug, daß dies Feuer hier neben uns auf das Bild wirken kann. Könnte man nicht glauben, die Gestalt bewege sich, sie strecke sich in die Höhe — sie neige sich jetzt dem Abgrunde zu, wo tief vor ihr der lockende Wasserspiegel glänzt? — sie schaudere auch jetzt davor zurück und vor dem nächsten Augenblicke? — Man könnte darauf schwören, wenn man lange hinblickte, das Haar sich bewegen, die weiße Gestalt ihre Haltung verändern zu sehen.

Und so war es in der That; wenn die Flammen des Kamins plötzlich empor fuhren und ein helles Streiflicht auf das Bild warfen, so schien Leben und Bewegung zu kommen in die todte Gestalt der Dame Hildegard von Rittwitz.

„Diese Phantasieen haben mich nie unangenehm berührt," fuhr der Graf nach einer längeren Pause fort. Im Gegentheile. Wenn ich vor dem Bilde saß und es betrachtete, so konnte ich mich in Phantasien und Träumereien vertiefen, die, anfänglich düsterer und finsterer Natur, allmälig licht und freundlich wurden. Es war, als wenn man durch einen finstern Tannenwald reitet, in tiefem, kaltem, unheimlichem Winter, wenn die schneebedeckten Zweige sich ächzend vor dem scharfen Nordwind auf- und abneigen, und wenn man nun plötzlich an den Waldrand

kommend wie durch Zauberei eine weite glückliche glänzende Ebene vor sich ausgebreitet sieht, lachend im Schmuck des Frühlings. — Oder wenn man nachsinnend dem Heulen des Windes zulauscht, und wenn die wilden Töne nach und nach sanfter und melodischer werden, endlich in süße Klänge übergehend, die uns ein liebes bekanntes Lied vor die Sinne bringt, das wir einst gehört in vergangenen glücklichen Tagen. — So geschah es mir, und wenn ich mich, in tiefer Nacht allein sitzend, längere Zeit ins Anschauen jenes Bildes versenkte, so glaubte ich oft zu bemerken, wie die Dame v. Rittwitz langsam ihr Haupt erhob, es herum wandte nach mir und mich lächelnd anschaute. Aber nicht mit den Zügen der unglücklichen Hildegard, sondern alsdann war es das liebe süße Gesicht Magdalenen's von Werthen, das beglückt und beglückend auf mich niedersah, und von ihren Lippen glaubte ich die lieben Worte zu vernehmen, die sie zu mir gesprochen an jenem letzten glücklichen Abend in Rom: „Arthur! mein Arthur!"

„Ich konnte diese Phantasieen nimmer los werden, und da ich mir in Rom durch einen bekannten Maler ein Portrait Magdalenens verschafft hatte, so ließ ich mir durch denselben Künstler, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, eine Copie machen, ganz so, wie mir jenes Bild oft in wachen Träumen erschien. — Ihr sollt es sehen." Nach diesen Worten zog der Hausherr an einer Klingelschnur, die neben dem Kamine hing, und als der Kammerdiener hierauf unter der Thür des Nebenzimmers erschien, befahl der Graf, Lichter zu bringen, und ehe diese kamen, trat er dicht vor das Bild der Dame von Rittwitz, drückte an einer Feder, worauf sich das äußere Portrait langsam öffnete und ein anderes zum Vorschein kam, das nun die drei Freunde,

als ein Bedienter zwei hellbrennende Carcelllampen brachte, mit einem lauten Ausruf der Bewunderung anschauten. Was sie sahen war so, wie es Graf Schönfeld beschrieben: es war die Gestalt Hildegard's v. Rittwitz, doch wandte sie ihren Kopf mit einer wunderbaren Grazie dem Beschauer zu. Und dieser Kopf zeigte das reichste, lieblichste Mädchenantlitz, wie man es sich nur in süßen Träumen ausdenken konnte; — ein heiteres, gutes Gesicht im Glanze der Jugendfrische mit herrlich klugen und lieben Augen, einem prachtvollen, dunkelblonden Haar, einem lächelnd geöffneten Mund voll blitzender Zähne. Es war, als erzähle sie dem Beschauer von dem tiefen finsteren Wasser da unten, und wie sie es einen Augenblick gegraust habe, da hinunter zu schauen.

Der Major stand dicht neben seinem unglücklichen Freunde; er hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und sagte, nachdem er das Bild längere Zeit betrachtet: „Das ist in der That sehr traurig, Arthur."

„Mehr noch," gab dieser zur Antwort, „es wäre entsetzlich für mich, — unerträglich, wenn ich mich nicht daran gewöhnt hätte, an das Original dieses Bildes wie an eine liebe Verstorbene zu denken. Und so Gott will, bleibt sie das für mich. Denn sie plötzlich wiederzusehen, würde mich wahnsinnig machen.

Keiner der vier jungen Leute hatte, während sie das Bild betrachteten, vernommen, daß unter die Einfahrt ein Wagen gerollt war. Wenige Augenblicke nachher trat der alte Kammerdiener des Grafen eilig in das Gemach; er sah überrascht, fast verstört aus und meldete schon unter der Thür: „Der Freiherr von Rittwitz — er folgt mir auf dem Fuße."

Ein Blitz, der niedergefahren wäre oder sonst ein furchtbares Ereigniß hätte den Hausherrn und die drei Freunde nicht so aufs höchste überraschen, ja sie fast erstarren machen können, wie diese Meldung.

„Das ist stark," sagte der Major.

„Wir sollen das Ungeheuer sehen?" meinte Hugo v. B.

Und selbst der bedächtige Legationsrath setzte hinzu: „Nach dem, was vorgefallen, finde ich es in der That ziemlich sonderbar von dem Herrn von Rittwitz, sich so ohne Weiteres hier sehen zu lassen."

Der Hausherr zuckte mit den Achseln, indem er bitter lächelnd sagte: „Hat er nicht ein Recht, so ohne alle Ceremonie bei seinem Schwiegersohne einzutreten." Darauf machte er eine Handbewegung gegen den Kammerdiener und sprach mit einem bedeutsamen Blick auf seine Freunde: „Sage dem Herrn Baron von Rittwitz, ich sei zu Hause — aber nicht allein."

Wir müssen gestehen, daß sowohl der Major als der Legationsrath und ebenso Hugo v. B. mit außerordentlicher Spannung nach der Thür blickten, wo im nächsten Augenblicke Jemand erscheinen sollte, über dessen Betragen man sich, und zwar mit vollem Rechte, noch vor kurzer Zeit in sehr unliebsamen Worten ergangen hatte.

„Ich stelle ihn mir groß und hager vor," meinte der Legationsrath, „mit einem langen, dürren Gesichte, struppigem Bart, aufwärts gekämmtem Haar, boshaften Augen und höhnisch zusammengekniffenen Lippen. Ein alter moderner Mephisto."

Graf Arthur schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Er muß klein und verwachsen sein," sagte Hugo v. B. „Er hat gewiß eine entsetzlich hohe Schulter, worauf sein Ohr

bequem ruhen kann. Seine Blicke sprühen Neid und Habgier, und die Finger zucken wie die eines Geizhalses.

„Herr Baron von Rittwitz!“ meldete der Kammerdiener, indem er die Portièren auseinanderzog.

Die drei Freunde standen da mit aufgerissenen Augen und einem fast verlegenen Lächeln des Erstaunens. Denn der Mann welcher hereintrat, war weder lang und hager wie ein Mephisto, noch zusammengeschrumpft wie ein Geizhals. Er war vielmehr eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, ein Mann in Mittelgröße, untersetzt, in gewählter schwarzer Kleidung, mit einem Stern auf der linken Seite des Fracks und einem wahrhaft Zutrauen erweckenden angenehmen und heiteren Gesichte. Er näherte sich der überrascht dastehenden Gruppe mit den vollendet feinen Manieren eines Weltmannes, bat mit einem freundlichen Lächeln, ihn vorzustellen, und nahm darauf die Präsentation der drei Herren eben so anmuthig entgegen, wobei er für Jeden ein freundliches Wort hatte. Der Baron ersuchte auf so gewinnende Art, sich nicht stören zu lassen, bat darauf um Erlaubniß, sich selbst setzen zu dürfen, um die Förmlichkeit des Stehens zu beseitigen, so daß nur wenig Minuten verliefen, bis die Gesellschaft jetzt um Einen vermehrt, wieder um den Kamin beisammen saß, als seien alle fünf langjährige und gute Freunde.

Der Major drehte seinen Schnurrbart, blickte auf den Legationsrath, der lächelnd in die Gluth schaute und es nicht zu wagen schien, nach Hugo v. B. zu sehen, welcher noch immer sprachlos vor Ueberraschung den Herrn v. Rittwitz betrachtete.

Der alte Herr wandte sich behaglich lächelnd an den Grafen Arthur und sagte: „Sie wohnen superb, ein reizendes, geschmackvolles Appartement! Und dies Gemach ist eingerichtet,

wie ich es außerordentlich liebe. — Sie haben einen feinen Sinn, bester Graf, für die richtige Zusammenstellung dieser vielen unnöthigen und doch für uns so nothwendigen Sachen, damit wie hier ein harmonisches Ganze entstehe. Wenn Sie mir, wie ich hoffe, später einmal das Vergnügen machen, mich auf Rittwitz zu besuchen, so werden Sie einen Theil des Schlosses auf dieselbe Art eingerichtet finden, natürlicher Weise nicht mit der Feinheit wie dieses Gemach. Ich könnte das als schönste Verzierung meiner sämmtlichen Gemächer benutzen, als die Krone des Ganzen. — Ach! fuhr er gleich darauf mit einem lauten Ausrufe fort, nachdem er nochmals prüfend und billigend ringsum geschaut, „das ist ja das bekannte Bild des alten Grafen Schönfeld.“ Er erhob sich und stellte sich vor das lebensgroße Portrait hin.

„Er ist von einer merkwürdigen Unbefangenheit,“ flüsterte der Legationsrath dem Majore zu.

„Ich bin nur darauf begierig, wenn er sich umwendet, um seine Ahnfrau ebenfalls zu betrachten,“ sagte Hugo v. B.

Darauf schien der Hausherr, der dem Baron von Rittwitz gefolgt war, ebenfalls begierig zu sein; doch war seine Erwartung keine angenehme, denn er blickte finster vor sich hin und preßte die Lippen auf einander. Das Bild war geöffnet geblieben, und statt der sich düster abwendenden Hildegard sah man das sonnige Lächeln Magdalenen's von Werthen.

Jetzt wandte sich der alte Herr um. „Der Tausend!“ rief er mit einem wie freudig überraschten Gesichtsausdruck. „Und das ist die Dame von Rittwitz? Ei! ei! ei! So angenehm hätte ich sie mir nicht gedacht. In der That ein wohlwollender hübscher Kopf. Dadurch steigt die Schuld des alten Herrn

Joachim. Ich weiß nicht, in alten Familien-Urkunden wird die Dame von Rittwitz anders geschildert, als finster, melancholisch."

„Verzeihen Sie, Herr Baron", unterbrach ihn Graf Arthur, der, wie man es nennt, auf Kohlen zu stehen schien, „es ist das nicht das Portrait Hildegard's von Rittwitz, es ist eine Phantasie, eine Spielerei von mir, unter das Originalbild die Gesichtszüge einer lieben Bekannten von mir zu verstecken."

Bei diesen Worten hatte er sich der andern Wand genähert und das ältere Gemälde durch einen Druck mit dem Finger wieder an seinen ehemaligen Platz gebracht. „Das", sagte er, „ist die Dame von Rittwitz."

„Ah! das sieht freilich anders aus", sprach der alte Herr kopfnickend. „Ja, so habe ich mir's auch gedacht. — Verzeihen Sie meinen Irrthum. Das Bild der Dame v. Rittwitz hat etwas ungemein Melancholisches; es will Abend werden, eine unheimliche Nacht, wogegen das andere Bild wie ein freundlicher Frühlingsmorgen lächelt. Ist das nicht auch Ihre Ansicht, meine Herren?"

Das war nun freilich die Ansicht der sämmtlichen Anwesenden und sie pflichteten derselben auch in einzelnen Ausdrücken bei; Graf Arthur aber, dem dies Gespräch anfing, peinlich zu werden, wandte sich an Herrn v. Rittwitz und sagte ihm mit leiser Stimme: wenn die Ehre seines Besuches vielleicht eine besondere Veranlassung habe, so stände er zu seinen Befehlen und bäte in diesem Falle, ihm gütigst in ein anderes Zimmer folgen zu wollen.

Der alte Herr nahm die Frage mit einem wahrhaft herzlichen Lächeln auf. „Eine besondere Veranlassung, die mich hierher führt, habe ich allerdings; doch ist sie nicht der Art,

daß sie uns nöthigt, die angenehme Gesellschaft Ihrer mir so werthen Freunde zu verlassen. Offenherzig gesagt, bin ich gekommen, mich bei Ihnen zum Diner einzuladen. Ich weiß, Sie speisen um fünf Uhr, und werden mir gewiß ein Couvert nicht versagen. Ihnen, lieber Graf, sowie all' diesen Herren steht dagegen vorkommenden Falles ganz Rittwitz zur Verfügung." Bei diesen letzten Worten machte er eine sehr liebenswürdige Handbewegung gegen die Freunde des Hausherrn, welche von diesen durch eine angemessene Verbeugung erwiedert wurde.

„O weh! unser schönes Garçon-Diner!" sprach Hugo von B. zu seinem Nachbar, dem Legationsrathe, der den Herrn von Rittwitz mit Erstaunen betrachtete und zu dem Major sagte: „Das ist ein eigenthümlicher alter Herr. Bei einem Andern würde mir solche Selbsteinladung in den gegenwärtigen Verhältnissen wie Hohn und Spott erscheinen, aber er spricht so natürlich, daß man sich denken könnte, er habe wirklich die Absicht, mit seinem lieben Schwiegersohne eine heitere Stunde zu verleben. Verstehe das, wer's kann."

„Ich ebensowenig wie Du," antwortete der Angeredete. „Es wird dich nicht überraschen, wenn ich dir gestehe, daß ich aus meiner Verwunderung gar nicht recht herauskomme. Uebrigens weiß er die unangenehme Sache mit einem Takt zu nehmen, der bewunderungswürdig ist. Und wenn seine Tochter sich halb so verständig benimmt, so kann die Sache noch immer werden wie sie will."

„Das Diner ist servirt," meldete der Kammerdiener.

Und Graf Arthur, der mit Herrn von Rittwitz in der Fensternische gesprochen, ersuchte den alten Herrn mit einer tiefen Verbeugung, voranzugehen.

Man speiste wohl nirgends so behaglich, angenehm und gut, wie bei dem Grafen Schönfeld. Wenn er es auch liebte, daß seine Gäste, und darunter seine vertrautesten Freunde, in sehr gewählter Toilette erschienen, wenn selbst bei diesen kleinen Diners die Arrangements reich und gewählt waren und die Dienerschaft in großer Livré, so wars doch sonst so zwanglos wie immer möglich. Hugo v. B. hatte gefürchtet, es werde heute ausnahmsweise sehr steif und langweilig sein und der alte Herr jeden freien Erguß der Fröhlichkeit hemmen. Das war aber ganz und gar nicht der Fall. Wenn der Freiherr v. Rittwitz sein Entrée freundlich und liebenswürdig gemacht hatte, so war er jetzt in der Unterhaltung fesselnd, ja hinreißend. Dabei fiel es ihm nicht ein, das Gespräch an sich reißen oder der Gefeierte sein zu wollen. Im Gegentheil. Er nahm das Gespräch fast nur dann auf, wenn er aufgefordert wurde; er erlaubte sich in streitigen Fällen nur eine kleine einfache Bemerkung; diese aber war immer so gediegen und zeigte von solcher Sachkenntniß, daß man ihn von allen Seiten bat, seine Ansicht zu entwickeln. Dabei war er so voll pikanter Geschichten und Anekdoten, und wußte so prachtvoll zu erzählen, daß er schon nach den ersten Gängen das Herz Hugo's v. B. erobert hatte und dieser es sich als eine Ehre ausbat, ein Glas Wein mit ihm trinken zu dürfen. Der Legationsrath hatte seinen Nachbar, den Major, schon mehreremal versichert, daß er enchantirt von dem alten Herrn sei. Und als der Major etwas später leise sein Glas gegen Arthur erhob und ihn mit einem leichten Kopfschütteln, das von einem gelinden Seufzer begleitet war, anschaute, hatten die beiden langjährigen Freunde einen und denselben Ge-

danken: ein so liebenswürdiger Vater und eine so unliebenswürdige Tochter!

Selbst Graf Schönfeld vergaß auf Augenblicke seine eigenthümliche peinliche Lage, und er konnte beinahe freudig lachen, wenn der alte Herr mit einer außerordentlichen Komik seine heiteren Geschichten erzählte.

IV.

So mochte es halb sechs Uhr geworden sein, und der kleine reich besetzte Tisch befand sich in jener malerischen Unordnung, welche in diesem Falle für das Auge wahrhaft wohlthuend ist. Die Bedienten servirten Champagner, und als die hohen Kelchgläser bis an den Rand mit einer kaum merklichen Idee von Schaum gefüllt waren, nahm der Freiherr von Rittwitz mit ziemlicher Feierlichkeit sein Glas zur Hand, erhob sich von seinem Sitze und sprach, nachdem er sich freundlich im Kreise umgesehen:

„Meine Herren! Wenn ich mein Glas ergreife, um dem Gebrauche gemäß einen kleinen Toast auszubringen, so bitte ich, das dem Ihnen fast gänzlich Fremden nicht als Anmaßung auszulegen. Ich bin der Aelteste von Ihnen, und indem ich auf das Wohlergehen Ihres lieben Freundes, des von mir hochverehrten Grafen Schönfeld, trinke, so gedenke ich auch zu gleicher Zeit meiner armen Tochter. Und an sein Kind zu denken und demselben Heil und Segen zu wünschen, kann man einem Vater schon erlauben." Obgleich der alte Herr diese Rede in festem Tone begonnen, so zitterte doch seine Stimme ein wenig und sein Blick war ernst geworden, als er die letzten Worte sprach. Gleich darauf aber faßte er sich wieder und fuhr in ruhigerem, sehr sanftem Tone fort, wobei er den Grafen Schönfeld zuweilen

mit einem so liebevollen innigen Blick betrachtete, daß sogar der bedächtige Legationsrath später versicherte, dieser Blick sei ihm in die Seele gedrungen. — Herr v. Rittwitz fuhr also fort:

„Es ist nicht zu läugnen, meine Herren, daß zwei von uns sich in einer seltsamen Lage befinden; ich meine den Herrn Grafen Schönfeld und mich. Die eigenwillige, ja, ich will es gestehen, harte Verfügung eines längst verstorbenen eigensinnigen Herrn bringt unsere beiderseitigen Familien, die sich seit langen Jahren etwas schroff einander gegenüber standen, auf gewaltsame Art zusammen. Früher wurden ähnliche Heirathen in unseren Familien bereitwillig und gern geschlossen; jetzt aber — es ist eigenthümlich — verbindet sich der letzte Graf Schönfeld mit der letzten Dame v. Rittwitz, weil — das Schicksal es so gewollt. Ich spreche nur von dem Grafen Schönfeld, denn was meine Tochter, diese letzte Dame v. Rittwitz, anbelangt, so schätzt sie die ihr bekannt gewordenen vortrefflichen Eigenschaften des Herrn Grafen so außerordentlich, daß ich, nur ihren innigen Bitten nachgebend, die Sache bis zum Ende trieb und zu jedem andern Vergleich meine Einwilligung versagte."

Bei dieser Wendung, welche die drei Freunde des Grafen Schönfeld mit großem Erstaunen vernahmen, konnte sich dieser nicht enthalten, fast unmuthig den Redner anzusehen. Ja, er öffnete schon den Mund zu einer Entgegnung, doch machte ihm der alte Herr eine so verbindliche Verbeugung und sah ihn dabei wiederholt so bittend und herzlich an, daß er mit einem Achselzucken gegen seine Freunde stillschwieg. Der alte Herr fuhr mit erhöhter Stimme in fast feierlichem Tone fort:

„Ja, meine Herren, ich habe den innigen Bitten meiner Tochter nachgegeben und habe dadurch wahrscheinlich dem Herrn

Grafen Augenblicke des tiefsten Schmerzes, ja des Unglücks verursacht, bin aber vollkommen geneigt, das alles wieder gut zu machen. Obgleich, wie wir Alle wissen" — dies sagte er mit einem sonderbaren Lächeln — „Graf Schönfeld meine Tochter nicht liebt, so war er doch edel genug, um vor der Welt die gehässigen Gerede, deren schon genugsam cursiren, nicht zu vergrößern, seinen Entschluß dahin auszusprechen, heute Abend mit seiner Frau diese Stadt gemeinschaftlich zu verlassen, um sich, wann und wo es ihm gefällt, mit derselben zu verständigen. Meine Tochter und ich gaben dazu unsere Zustimmung, und ich bin dem Herrn Grafen für diese Aufmerksamkeit dankbar."

„Mag nun diese Verkündigung ausfallen wie sie will, so erkläre ich hier vor Ihnen, meine Herren, daß sowohl meine Tochter als ich bereit sind, in eine Scheidung zu willigen, wenn es dem Herrn Grafen so gefällt. Und ich füge hinzu, daß es mir nach dieser Scheidung nie in den Sinn kommen wird, irgend welche Forderung an die Familie Schönfeld zu stellen. Mag also diese, unter so sonderbaren Umständen geschlossene Heirath was immer für Folgen haben, so ist mit einer Auflösung derselben die Verfügung des alten Herrn Joachim von Schönfeld für ewige Zeiten annullirt, worüber ich mir erlaubt habe, ein rechtskräftiges Instrument aufzusetzen. — Er hatte bei diesen Worten in seine Rocktasche gegriffen, ein zusammengefaltetes Papier herausgezogen, welches er dem Grafen übergab.

„Da man aber, meine Herren, von allen Dingen das beste hoffen muß" — dies sprach der alte Baron mit einem schlauen, lächelnden Blick auf Arthur — „und da es doch unerhört wäre, wenn ein Vater am Hochzeitstage seiner Tochter auf eine Ehescheidung derselben trinken wollte, so leere ich mein Glas mit

einem Wunsche, in den Graf Schönfeld und Sie, meine Herren, jedenfalls einstimmen können, auf den Wunsch nämlich, daß es den beiden Neuvermählten wohl ergehen möge und sie glücklich seien auf Erden."

Da es nun in der That für Niemand einen vernünftigen Grund gab, diesem Toaste nicht beizustimmen — man konnte ja denken, was man wollte — so klangen die Gläser zusammen und wurden alsdann geleert.

Die Glocke wies auf sechs Uhr, und nach einem fragenden Blick auf den alten Herrn hob Arthur die Tafel auf. Man zog sich in das schon vorhin erwähnte alterthümliche Gemach zurück, wo die Gäste Kaffee und Cigarren nahmen, während sich Graf Schönfeld in das anstoßende Schlafzimmer begab.

Hier erwartete ihn der alte Kammerdiener, um ihm behülflich zu sein, seine hochzeitliche Toilette mit einem einfachen Reiseanzug zu vertauschen. Der Herr war schweigsam, nachdenkend, und der Diener nahm jedes der ihm dargereichten Kleidungsstücke mit einem kummervollen Blick und einem gelinden Seufzer an sich.

„Du hast meine Befehle besorgt?" sagte Arthur nach einem längeren Stillschweigen.

„Auf's pünktlichste, Herr Graf."

„Beide Wagen?"

„Beide, Herr Graf."

„Und mein Schreiben an — an die Gräfin Schönfeld —"

„Habe ich ebenfalls übergeben, Herr Graf. Und die Frau Gräfin ist dankbar, daß Sie mit ihren Anordnungen zufrieden sind."

„Du sprachst sie selbst?"

„Nein, Herr Graf, ich sah nur die Kammerfrau."

„Gut. Du hast meinen Wagen sorgfältig gepackt? — Denke für mich, ich bin heute zerstreut. Vergiß auch meine Cassette nicht und die Bücher, die ich zurückgelegt habe. Noch Eins. Wiederhole den Postillonen beider Wagen auf's sorgfältigste die Instructionen, die ich dir gegeben. Du wirst nichts vergessen."

„Gewiß nicht, Herr Graf."

„So werde ich also gehen. Hast du mein Coupé einspannen lassen?"

„Es hält unter der Einfahrt."

„Und die beiden Reisewagen?"

„Der eine im hinteren Hofe; der der Frau Gräfin ist aus der Motelle bereits weggefahren, der andere hält in dem hinteren Hofe und verläßt denselben gleich hinter dem Coupé des Herrn Grafen."

Nachdem Arthur dies kleine Gespräch mit seinem Diener gehalten, trat er ans Fenster und schaute mit verschränkten Armen einen Augenblick in die finstere Nacht hinaus. Dann wandte er sich plötzlich um, reichte dem Kammerdiener beide Hände, drückte und schüttelte sie herzlich und sagte mit weicher Stimme: „So leb denn wohl, mein lieber, getreuer Freund. Nur keinen Abschied. Sorge für mein Haus, wie du's immer gethan hast; ich werde dir in den nächsten Tagen schreiben — Adieu!"

„Gott schütze Sie, Herr Graf," sprach der alte Diener, und da er die Gewohnheiten seines Herrn kannte, so blieb er an der Schlafzimmerthür stehen, zog sie leise ins Schloß, als der Graf hindurchgegangen war, und dann wandte er sich um und preßte beide Hände vor sein von Thränen feuchtes Gesicht.

Einen eben so kurzen Abschied wie von dem Diener nahm Graf Schönfeld auch von den Freunden. Alle wollten aufspringen, um ihm das Geleite bis zum Wagen zu geben, doch bat er sie dringend und herzlich, dies nicht zu thun, um nicht den unvermeidlichen Schmerz des Scheidens zu vermehren. Freiherr von Rittwitz stimmte ihm vollkommen bei und sagte nach einem herzlichen Händedruck: „Graf Schönfeld hat Recht. Auch ich mag dies Abschiednehmen durch die Vorzimmer, die Treppen hinab, beim Einsteigen bis zu dem Momente, wo der Wagen verschwindet, nicht leiden. Wozu nützt das auch? Man wiederholt sich dasselbe hundertmal, man macht sich gegegenseitig weich und verlängert einen Schmerz, dem man durch raschen Abschied mehr oder weniger die Spitze abbrechen kann. — Behüte Sie der Himmel, Graf Schönfeld; es ist mir gerade, als sähen wir uns bald wieder."

„Adieu, Arthur!

„Lebt wohl! denkt an mich!

Graf Arthur ließ sich unter der Einfahrt seinen Mantel umgeben, dann trat er zum Kutscher, der auf dem Bocke saß, und sagte ihm: „Du fährst ins Hôtel Killmar, und wenn wir dies nach kurzem Aufenthalte wieder verlassen, zum Steinthore hinaus der Station D. zu. Du wirst fahren, was die Pferde laufen können, bis du auf der Straße meinen Reisewagen halten siehst; Joseph ist dabei." Nachdem Arthur diesen Befehl gegeben, warf er sich in das Coupé, die Thür wurde geschlossen und der Kutscher fuhr in gestrecktem Trabe durch die dunkeln Straßen.

In wenig Minuten hatte er das Hôtel Killmar erreicht, und nachdem Graf Schönfeld aus seinem Wagen gesprungen,

wollte er ins Haus treten, als ihm unter der Thüre zwei Damen entgegentraten: seine Gemahlin, die Gräfin Schönfeld, und deren Kammerfrau.

„Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit" sagte Erstere, indem sie leicht den Arm des Grafen berührte, um in den Wagen zu steigen, worauf Arthur entgegnete:

„Sie werden daran nicht gezweifelt haben, gnädige Frau, daß ich Ihrem Wunsche mit Vergnügen entgegen kam; es ist leider so wenig, was ich für Sie zu thun im Stande bin."

Die Thür des Wagens wurde abermals geschlossen, die Kammerfrau setzte sich neben den Kutscher auf den Bock und das Coupé rollte davon.

Es war ein trüber, windiger Herbstabend; der mit Wolken bedeckte Himmel spendete zuweilen einen kleinen scharfen Regen, der das Straßenpflaster näßte und glänzende Flächen bildete, worin sich das Licht der Gaslaternen abspiegelte. Der Kutscher des Grafen that seine Schuldigkeit, und der Wagen flog jetzt durch engere Straßen, dann über weite Plätze, gleich darauf über Brücken rasselnd und dröhnend dahin, hier zwischen dunkeln spärlich erleuchteten Häusern, dort vorüber an hell und glänzend erleuchteten Magazinen, deren Licht zuweilen voll und blendend in den Wagen fiel. In solchen Momenten warf Arthur wohl einen schnellen Blick nach der Seite, wo seine Gemahlin saß, und sah alsdann, wie sie sich, in ihren Mantel gewickelt, in die Ecke drückte.

In früheren Zeiten hatte er sich eine Hochzeitsreise anders ausgemalt, er hatte gedacht, das sei wohl der glücklichste Augenblick in seinem ganzen Leben, wo er ein Wesen, das er innig und herzlich liebe, endlich sein nennen dürfe, wo er zurücklassend

allen Zwang, alle Etikette nun endlich dicht neben seinem jungen Weibe sitzen werde, traulich im engen Wagen, wie er alsdann ihre Hand ergreifen würde, sie unzählige Mal an sein Herz und seine Lippen drücken und ihr ebenso oft wiederholen: jetzt bist du mein, mein, — ganz mein! — Vergebliches Hoffen und Wünschen eines armen sehnenden Menschenherzens! Das war nun Alles vorbei, und wo er selig hätte sein können, saß er bewegt da, fast verlegen, traurig, unglücklich. — Ob ihr Herz wohl von einem ähnlichen Gefühl bewegt wurde? —

Wenn Arthur zurückdachte an sein vergangenes Leben, an manche heitere und glückliche Stunde, so trat ihm immer wieder jener letzte Abend auf dem Monte Pincio bei Rom vor die Seele, und es war ihm, als sähe er immer und immer den Himmel auflodern im Glanz der untergehenden Sonne — ein wildes tückisches Feuer, sein ganzes Lebensglück verzehrend. War doch dieser letzte Abend so selig und wieder so entsetzlich für ihn gewesen. Hatte er doch an diesem ihr erstes und einziges Liebeswort vernommen: „Arthur, mein Arthur!"

Schon längst hatte der Wagen die Stadt verlassen und draußen auf der Landstraße herrschte der windige regnerische Herbstabend in seiner ganzen Unheimlichkeit. Zuweilen fuhren die schweren Tropfen klatschend gegen die Scheiben des Coupé's, und wenn man in die Nacht hinausblickte, so bemerkte man, wie der Wind zuweilen zum Sturm wurde, und sah beim ungewissen Schein der Wagenlaternen, wie er in seinem Grimm die Zweige der Bäume heftig schüttelte und tief herab beugte.

Die Stadt, die sie eben verlassen, lag in der Ebene, doch fing das Terrain nicht weit von den Thoren an zu steigen, die Straße lief den Bergen zu, in welchen die Poststation D. lag.

Schweigend waren die Beiden bisher gefahren, und so gern auch Arthur ein freundliches Wort gesprochen, so fand er doch, wie er auch hin und her dachte, keine Veranlassung dazu. Er hatte eine unbegreifliche Scheu vor seiner Nachbarin, und wenn er sich so recht fest in seine Wagenecke drückte, so dachte er gern an sein Haus in der Stadt, an sein trauliches Zimmer, wo die Freunde noch vereint um das lodernde Kaminfeuer saßen. Hatte doch Herr von Rittwitz ihn scherzhaft ersucht, noch eine Stunde da bleiben zu dürfen, und versprochen, für den Abwesenden die Honneurs zur Zufriedenheit seiner Gäste machen zu wollen.

Endlich aber mußte das Schweigen doch gebrochen sein.

Der Wagen näherte sich der Stelle, die dem Kutscher zum Halten angegeben worden war. Mit etwas leiser Stimme fing Graf Arthur deshalb zu sprechen an. „Wir kommen bald auf die Höhe," sagte er, wo Ihrem Wunsche gemäß beide Reisewagen halten. Sie haben mir schriftlich angezeigt, es sei Ihre Absicht, sich schon dort von mir zu trennen."

„O ja, schon dort," entgegnete sie. Und der Ton ihrer Stimme klang unmuthig, sogar etwas heftig. „Sie werden mir Dank wissen, daß ich die Qual unseres Beisammenseins so viel als möglich abkürze."

„Aber Sie denken vielleicht nicht an das Gerede der Leute, z. B. der Postillons, die, heute Abend nach der Stadt zurückgekehrt, gleich erzählen werden, der Graf und die Gräfin Schönfeld haben ihre Reise jedes in seinem eigenen Wagen fortgesetzt."

„Ob dies Gerede etwas früher oder später entsteht, darum bekümmere ich mich nicht. D. ist eine Stunde weiter entfernt,

und von dort findet die Neuigkeit fast eben so schnell ihren Weg nach der Stadt."

„Deßhalb habe ich mir erlaubt, Ihnen gestern schriftlich und heute mündlich Paris vorzuschlagen. Wir hätten uns da so unbemerkt trennen können, daß nicht darüber gesprochen worden wäre."

Die Gräfin hatte den Kopf in die Hand gestützt und antwortete nach einer Pause mit weicherer Stimme: „Ich war Ihnen dankbar für diese Aufmerksamkeit. Doch ist es mir zu peinlich, auf solche Art eine längere Reise zu machen."

„Ja, es ist recht peinlich."

„Entsetzlich!"

Damit hielt der Wagen, die Kammerfrau öffnete den Schlag. der Graf sprang heraus, doch ehe ihm die Gräfin folgte, sagte sie: „Ich habe noch eine kleine Bitte. Sie werden vielleicht so freundlich sein, meinen Wagen voraus fahren zu lassen; ich werde in D. den Weg über S. nach unsern Gütern einschlagen. Dort erwarte ich, was Sie mir weiter zu sagen haben."

Graf Arthur verbeugte sich tief vor der Frau, mit der er wenige Stunden verheirathet war und von der er sich hier in Wind und Regen auf offener Straße für immer trennen sollte. Er geleitete sie zu ihrem Reisewagen, und als er sie so sanft hineinhob, wie es ihm möglich war, fühlte er einen seltsamen Schmerz in seiner Brust, und er wußte nicht, warum er die Lippen fest auf einander pressen mußte. Er warf selbst den Tritt auf, er schloß den Schlag und dann blieb er vor dem Wagen stehen, als erwarte er noch ein Wort des Abschiedes. Auch die Gräfin lehnte sich nicht sogleich in ihre Ecke zurück, sie blieb vorn übergebeugt sitzen und drückte vielleicht eine Sekunde lang beide Hände vor das Gesicht. Nur einen Moment, dann

ließ sie die Rechte nieder sinken, gerade so auf den Schlag des Wagens, als wollte sie dieselbe zum Abschiede hinausreichen. Arthur fühlte sich gedrungen, dies auch so zu verstehen, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm er ihre Hand in die seinige. — Ihre Finger ruhten wie leblos in seiner Rechten, doch als sie diese gleich darauf zurückzog, war es ihm, als habe die Hand der Gräfin heftig gezittert. — „Fort! fort!" war ihr letztes Wort; die Postillone hieben auf ihre Pferde und der Wagen rollte davon.

Da fühlte der Graf in seiner Brust dasselbe Weh wie vorhin. Dorthin schwankte der Wagen im Schein der Laternen, und es war ihm gerade, als blickte sie aus demselben und sehe zurück nach ihm. Rief sie etwas oder war es das Heulen des Windes, welches ihm wie der Ton einer menschlichen Stimme vorkam? — Nein, es war seine Phantasie, sein klopfendes Herz, sein Unglück, seine Erinnerungen. Und doch hätte er darauf schwören wollen, er habe eine klagende Stimme vernommen, welche rief: „Arthur, mein Arthur!"

Lange stand er so in Regen und Wind, lange, bis der enteilende Wagen schon eine geraume Zeit verschwunden war. Dann schickte er seinen Kutscher mit dem Coupé nach der Stadt zurück und trug ihm einen herzlichen Gruß auf an die Freunde, die er noch in seiner Wohnung treffen werde. Ehe er in seinen Reisewagen stieg, befahl er, langsam nach D. zu fahren.

Es war Arthur schmerzlich, die romantisch gelegene Station so wieder sehen zu müssen; er hatte in dem kleinen Schlößchen, wo sich die Posthalterei befand, manche heitere Stunde verlebt. Ja, wenn er an das unnennbare Glück gedacht, einstens Magdalene als sein Weib heimführen zu dürfen, so war er fest ent-

schlossen gewesen, in D. einen Tag zu bleiben. Dort war ein reizendes Zimmer, hoch über einem Abgrunde gelegen, an dem das Schlößchen stand; dort hatte man eine wunderbare Aussicht auf die Berge, die sanft in die Ebene ausliefen, auf diese Ebene selbst und die große Stadt, in der er künftig mit ihr wohnen wollte. Von dort aus wollte er sie, die er so innig liebte, mit der Gegend bekannt machen, dorthin wollte er einen leichten Wagen kommen lassen, um sie ohne Aufsehen in ihre neue Heimath zu führen. — Das war ein entzückender Gedanke für ihn gewesen, aber bei dem Gedanken war es auch geblieben; zur Ausführung sollte er ja nie, nie kommen.

Jetzt klangen durch das Sausen des Windes hell und lustig die Hörner der Postillone. Die Station D. war erreicht, und der Posthalter selbst trat an den Schlag, öffnete diesen mit der Frage, ob Graf Schönfeld, den er augenblicklich erkannt, nicht aussteigen wolle.

Arthur blickte nach dem anderen Wagen, und als er ihn nicht mehr sah, wußte er nicht, ob es ihm lieb oder unlieb war. Er trat in das Haus und sein erster Blick fiel auf die Kammerfrau der Gräfin Schönfeld, welche ihm entgegentrat und ihn schüchtern ersuchte, es nicht unfreundlich aufnehmen zu wollen, wenn sie sich erlauben müsse, ihm eine kleine Bitte vorzutragen. Die alte Kammerfrau hatte ein gutes ehrliches Gesicht, sie liebte ihre Herrin, und als sie mit dem Grafen sprach, zitterte ihre Stimme, gewiß vor Rührung und Herzeleid. „Es ist der Frau Gräfin recht schmerzlich geworden," sagte sie, „hier einen Augenblick anhalten zu müssen; sie hat lange mit sich gekämpft, fand aber, daß sie dem Herrn Grafen noch etwas mittheilen müsse, eine Sache, die sich schriftlich nicht gut abmachen läßt. Seien Sie deshalb

nicht böse, gnädiger Herr," setzte sie mit weicher Stimme hinzu, „es handelt sich ja nur um wenige Augenblicke, und ich glaube nicht, daß Sie bereuen werden, den Wunsch der Frau Gräfin erfüllt zu haben."

Der Graf nickte schweigend mit dem Kopfe und stieg die Treppen hinan. Auf dem ersten Absatze wandte er sich nach der Kammerfrau um, die ihm gefolgt war, und fragte sie, in welchem Zimmer sich die Gräfin befinde.

„Im Erkerzimmer, das Euer Erlaucht bekannt ist," gab der geschäftige Pösthalter zur Antwort, der händereibend unter der Treppe stehen geblieben war.

Die alte Kammerfrau nickte mit dem Kopfe; sie hatte die Hände gefaltet, und als ihr der Graf bei dem hellen Schein der Lichter, mit denen ein Kellner vorausſprang, in das Gesicht sah, bemerkte er, daß die hellen Thränen über ihre Wangen hinabrollten.

Dort war das Zimmer; die Kammerfrau öffnete es, ließ den Grafen eintreten und zog dann die Thüre leise wieder ins Schloß. O er kannte genau dieses Appartement; er befand sich im Vorzimmer desselben, dort rechts war eine geöffnete Thür, die nach dem traulichen Gemach mit dem Erker führte. Er machte zögernd ein paar Schritte, und als er nun dieser geöffneten Thüre gegenüber trat, blieb er plötzlich wie angefesselt, überrascht, fast schaudernd stehen. — Vor sich sah er den Erker, der hinaus in das Freie führte, er sah die mächtigen Bäume, welche dicht am Abgrund standen, und ihre Aeste wie schützend über die Ballustrade hereinstreckten. — Aber er sah noch mehr. Er sah ein lebendes Bild, er sah das Bild, welches in seinem Zimmer hing, gegenüber dem alten Herrn Joachim von Schönfeld. Ja,

das war dieselbe weiße Gestalt, welche sich dort hinab beugte, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, so daß man nur ihr langes, fliegendes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herab hing. War das Gemälde melancholisch, so war der Anblick hier ergreifend, fast furchtbar zu nennen.

Arthur trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er wußte nicht, wie ihm geschah. Er erwartete etwas Entsetzliches, und das mußte kommen, und es kam. Denn jetzt bemerkte er deutlich, wie die weiße Gestalt am Erker — die Dame von Rittwitz — langsam ihren Kopf erhob, um sich nach ihm umzuschauen. Alle die Bilder, die er sich seit Jahren, wenn er traurig zu Hause jenes Gemälde betrachtet, von der unglücklichen Hildegard gemacht, traten jetzt so lebhaft vor seine Seele, daß er, von dem eigenthümlichen Moment überrascht, sich einen Augenblick abwenden mußte. Aber nur eine Secunde. Und als er gleich darauf mit voller Willenskraft wieder nach dem Erker schaute, schrie er laut auf vor Ueberraschung, Glück und Seligkeit.... Sie blickte ihm entgegen, sie, die er so innig liebte, die ihm entschwunden war wie der Klang eines Liedes, wie ein süßer Traum — Magdalena! Und war dies nicht am Ende auch ein Traum? Schlief er vielleicht und sollte, im nächsten Augenblick erwachend, sich vielleicht im Wagen wiederfinden, allein dahinfahrend in der traurigen, stürmischen Nacht? — Er stürzte in das Zimmer. — Nein, nein, es war kein Traum!

Die weiße, gespensterhafte Gestalt hatte warmes, frisches Leben. Es war seine Magdalena, die sich ihm nun an die Brust warf und die unter lautem Weinen herzlich wie an jenem Abend in Rom ausrief: „Arthur, mein Arthur!"

Lange, lange hielten sich die Liebenden eng umschlossen, dann legte Arthur seine Hand unter das Kinn Magdalenens, hob ihr den Kopf sanft in die Höhe und schaute ihr lange in die süßen Augen und das ganze liebe Gesicht. Er verglich dasselbe mit dem Bilde, welches in seinem Herzen lebte, und mußte sich selbst gestehen, daß er die Erinnerung an sie treu bewahrt. — „Aber wer bist du eigentlich, räthselhaftes Wesen?" fragte Graf Schönfeld nach einer Pause, indem sich in seinen Ton der Heiterkeit ein beinahe ernster Klang mischte.

„Wer ich bin?" erwiederte Magdalene. „Ich zittere fast, es dir zu sagen, denn ich fühle wohl, meine Mutter und ich, wir sind in dem Spiele, das wir in Rom begonnen, etwas zu weit gegangen. Ich war bis heute das, was ich eben vorstellte: die Dame v. Rittwitz, und jetzt bin ich dein treues, gutes, unterwüfiges Weib. Die Hülle, mit der ich vor dem Altar erschien, liegt dort," setzte sie hinzu, indem sie neben sich wies. „Und mit dem Schleier, unter dem du mich für eine früher gesehene Fremde hieltest und den ich nun von meinem Antlitz entfernte, legte ich auch den Geist der Heftigkeit und des Widerspruchs, der dich erschreckte und von mir zurückstieß, bei Seite."

„Du spieltest ein gewagtes Spiel, Magdalene," versetzte Graf Schönfeld. Und wenn sie nicht ihre Hände gefaltet hätte und ihn so innig bittend aus den klaren Augen angeschaut, wer weiß, ob sein Ton nicht sehr ernst geworden wäre. Doch schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Verzeih' mir, Magdalene, aber deine Mutter that Unrecht, dir keinen bessern Rath zu geben. Du hättest dein Spiel verlieren können."

„O nein, nein Arthur!" sprach sie erschrocken. „Das war ja nicht möglich! Mein Spiel verlieren hieße ja dich verlieren!

Und dann —" Sie warf sich ihm auf's neue stürmisch an die Brust, und als er abermals sanft ihr Gesicht erhob, sah er, daß ihre Thränen reichlicher flossen. Er sprach ihr freundlich zu, bis sie so weit ruhig geworden war, um wieder lächeln zu können. Dann sagte sie: „Als wir dich in Rom trafen, wußte ich ja, daß ich für dich bestimmt war. Und als ich dich erst einmal gesehen, war ich glücklich in meiner Bestimmung. Unser gefährliches Spiel, wie du es mit Recht nanntest, hätte nach meinem Willen auch schon in Rom sein Ende gefunden, aber die Mutter wollte erproben, ob deine Liebe zu mir wahr und innig sei. Wir wußten um deine Nachforschung, aber wir wußten auch, daß du uns unmöglich auffinden konntest. Die Mutter ist in ihrer Sorge um mich fast zu weit gegangen, aber sie würde ihr Kind nie einem Schönfeld gegeben haben, von dem sie hätte voraussetzen können, er erfülle nur die Clausel jenes Testaments, das uns doch am Ende glücklich gemacht. — Ist es nicht so, Arthur?" setzte sie ängstlich fragend hinzu, indem sie ihm innig in die Augen blickte.

„Es ist zu viel in den letzten Tagen auf mich eingestürmt," erwiederte er, „als daß ich mich in diesem Augenblicke so freuen könnte, wie ich sollte. Doch habe ich dich ja wieder, meine Magdalene, aber verzeihe mir, es wird einige Zeit dauern, wahrscheinlich nur eine kurze Weile, bis ich meine Liebe zu Magdalene von Werthen auf die Dame von Rittwitz übertragen kann."

„Und deine arme kleine Frau?" fragte sie schüchtern.

„Du hast Recht," antwortete Arthur, indem er sie sanft und herzlich an sich drückte. „Lassen wir das Vergangene vergangen sein. Denken wir nicht mehr an die etwas falsche Magdalene von Werthen in Rom, und ebensowenig an die gespenster-

hafte Dame von Rittwitz; laß mich nur an mein Glück denken, und das bist du, mein kleines, liebes, süßes Weib.

Die Liebenden hatten überhört, daß der wißbegierige Posthalter verschiedenemal geklopft, und als er jetzt seinen Kopf zur Thüre hereinsteckte, um ganz gehorsamst zu melden, daß der Reisewagen des Herrn Grafen angespannt, erlaubte er sich die schüchterne Frage, wohin der Postillon zu fahren habe.

Arthur sah die Gräfin an, und als sie mit leiser Stimme sagte: „Nicht wahr, wir fahren heute Abend nicht weiter ins Land hinein? wir kehren nach der Stadt zurück zu meinem Vater und zu deiner Wohnung, die ich ja noch nicht kenne?" da nickte er freudig mit dem Kopfe, und eine Viertelstunde darauf jagten die vier Pferde mit dem Reisewagen des Grafen denselben Weg zurück, den sie vorher gekommen waren.

Der Freiherr von Rittwitz hatte die Freunde des Grafen durch seine lebhafte geistreiche Unterhaltung so zu fesseln gewußt, daß keiner daran dachte, nach dem Diner nach Hause zu fahren. Als eine Stunde vorübergegangen war, proponirte er eine Tasse Thee und eine Partie Whist mit dem Strohmann, die auch, da man doch nichts Besseres mit dem Abend anzufangen wußte, angenommen wurde. Der alte Herr machte dabei die Honneurs so unbefangen, daß man glauben konnte, man sei bei ihm auf Rittwitz. Hatte er es doch sogar verstanden, die kummervolle Miene des Kammerdieners gänzlich aufzuheitern. Während der ersten zwei Rubber, wo er nicht mitspielte, ging er in das Schlafzimmer des Grafen Schönfeld, hatte dort eine lange Zeit Gott weiß was getrieben, und als er nun mit dem alten

Diener heraustrat, strahlte des Letzteren Gesicht auf eine wahrhaft komische Weise.

Die drei Spieler waren so vertieft, daß sie nicht einmal bemerkten, wie hierauf der Kammerdiener das Bild der Dame von Rittwitz öffnete, das Original gänzlich weghob, so daß das freundliche Gesicht Magdalenens v. Werthen wohlthuend aus dem alten düstern Rahmen herausblickte.

Endlich mußte der alte Herr von Rittwitz in die Partie eintreten; doch war er so zerstreut, daß er, sonst ein vortrefflicher Spieler, Fehler über Fehler machte. Hugo von B., der den letzten Strohmann gehabt, ließ sich an dem Kaminfeuer nieder, und als er wieder hinauf nach dem Bilde der Dame von Rittwitz blickte, konnte er einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Schon erkundigten sich die Andern nach dem Grunde seines Erstaunens, als sie mit Befremden bemerkten, daß der Freiherr v. Rittwitz mitten in einem ausgezeichneten Spiele seine Karten niederlegte, sich plötzlich erhob und horchte. Das Alles hatte etwas Eigenthümliches, fast Unheimliches, so daß der Legationsrath den Major und dieser den Legationsrath mit einem sehr befremdeten Blicke anschaute. Worauf horchte der alte Herr? — Auf das Sausen des Windes, auf das Klatschen des Regens? Sonst vernahm man nichts. — Und doch, jetzt hörte man weit in der Ferne den lustigen Ton eines Posthorns, dann das Rollen eines schweren Wagens, und als dies näher und näher kam, wurde der gleichförmige Trab von vier Pferden hörbar, deren Eisen auf dem Pflaster klirrten. Lärmend rasselte und rollte es unter die Einfahrt — und hielt dann plötzlich.

Der Freiherr von Rittwitz that einen tiefen Athemzug; da er aber ruhig stehen blieb, so machte es der Major, der Lega-

tionsrath so wie auch Hugo von B., der sich langsam aus seinem Fauteuil erhoben hatte, ebenso. — Alle blickten in gespannter Erwartung nach der Thür.

Die Portièren wurden vom alten Kammerdiener geöffnet und herein trat Graf Schönfeld, den die drei Freunde schon meilenweit geglaubt. Am rechten Arme führte er eine junge Dame, seine Frau, die schüchtern den Kopf gesenkt hielt. Als sie in die Mitte des Zimmers kam, erhob sie ihr Gesicht, worauf Hugo von B. vor Ueberraschung gegen alle Etikette in seinen Fauteuil zurückfiel, der bedächtige Legationsrath aber einen Ausruf that, wie man sonst nicht gewohnt ist vor Damen zu vernehmen, und der Major laut hinausschrie: „Magdalene von Werthen!"

Arthur weidete sich einen Augenblick an dem Erstaunen und der Ueberraschung seiner drei Freunde, und hatte während dem die Zeit, dem alten Herrn, der ihm entgegen geeilt war, herzlich die Hand zu schütteln. Dann aber stellte er der jungen Dame die Freunde vor und präsentirte darauf seine Frau mit den Worten: „Die Gräfin Schönfeld, mein liebes Weib, bis dahin — — die Dame von Rittwitz."

Feuerwerker Wortmann.

Erstes Kapitel.

Unter welchen Umständen der Major geboren wurde, und wie der Vater desselben in Arrest kam, weil sich seine Freude über dieses Ereigniß zu laut geäußert.

Daß ich geboren wurde, wird mir der geneigte Leser hoffentlich auf's Wort glauben; ich kann für mein Dasein die besten Beweise beibringen, und lasse mir kein Haar von meiner Existenz wegdisputiren. Wenn bei meiner Geburt auch keine Zeichen und Wunder geschahen, wenn dieselbe weder durch Glockengeläute, Kanonendonner, Illuminationen noch sonstige Festlichkeiten und Gratulationen gefeiert wurde, so war sie doch von Ereignissen begleitet, welche ziemlich bemerkenswerth waren für das Haupt der Familie. Diese Würde behauptete damals mein Vater, Friedrich Wilhelm Wortmann, oder wie er in der Brigadeliste hieß, Wortmann III. Doch braucht man deßhalb nicht an eine fürstliche Abkunft zu glauben; mein Vater hieß einfach Wortmann III., weil es einen Unteroffizier Wortmann I. und II. gab.

Mein Vater war Unteroffizier in der 6. Fußkompagnie der

8. Artilleriebrigade, hatte bereits sieben Jahre gedient, und deßhalb die silberne Schnalle, die er am blauen Bande auf der Brust trug, ferner hatte er eine Frau, und bereits zwei Töchter von fünf und sechs Jahren, als ich Miene machte, in der Welt zu erscheinen. Meine Mutter war Marketenderin der 6. Kompagnie; man muß aber deßhalb nicht meinen, daß sie in Friedenszeiten mit einem Schnapsfläschchen herumgezogen wäre; bei ausbrechendem Kriege würde sie sich vielleicht auch dazu verstanden haben, vorderhand aber hielt sie eine „Restauration“ in der Kaserne. Dieß Wort hatte mein Vater auf die Thüre unserer Wohnung geschrieben, ein einziges großes Gemach, wo in einer Ecke die Familie Wortmann hinter einem rothcarrirten Vorhange schlief, der größte Theil aber dem oben genannten Geschäft gewidmet war. Im Hintergrund befand sich ein kleiner Schrank, dessen unterer Theil die festeren Nahrungsmittel enthielt, als Brod, Wurst und Schinken, oben hatte er eine Art Etagere, wo angenehme Flüssigkeiten, als: Magen- und Ehestandsbitter, Kornbranntwein, Kümmel und Pomeranzen stand, womit der Soldat, so lange er Geld hat, sein zweites Frühstück zu beträufeln pflegt. Gegenüber befand sich ein großer Kochofen und nicht weit davon ein langer Tisch für wenigstens zwanzig Gäste; denn meine Mutter gab um 12 Uhr Table d'Hôte, das Couvert ohne Wein zu 18 Pfennige, Abends aber wurde nach der Karte gespeist. Daß an der Wand unseres Wohnzimmers das Portrait Sr. Majestät des Königs nicht fehlte, wenigstens ein höchst sonderbarer Kopf, der als Unterschrift besagten hohen Namen trug, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen.

An jenem Tage nun, wo ich mich anschickte, in der Welt zu erscheinen, war Abtheilungsparade vor einem neu avancirten

Major. In der Restauration mußte deßhalb der Kaffee schon in aller Frühe fertig sein und daher meine Mutter sehr zeitig aufstehen. Doch besorgte sie ihre Geschäfte wie bisher; nur als sie fertig war, als der letzte Mann sein Frühstück eingenommen hatte, als das Horn zum Heraustreten durch die Gänge lärmte, setzte sie sich auf eine kleine Bank, die neben dem Bette stand, faltete die Hände und sagte zu unserer Magd, Babett, während sie an den Himmel schaute — Babett spülte gerade die Tassen —: „Ich will Ihr was sagen, mir wird's ganz krämpfig und wuselig; spring' Sie doch hinüber und hol' die Frau Hammer." Das alles habe ich natürlicher Weise nur aus Traditionen, sowie auch, daß die mich speziell betreffende Sache einen höchst ungefährlichen und natürlichen Verlauf nahm. Etwas Eigenthümliches bezeichnet übrigens noch meinen Eintritt in die Welt; als Madame Hammer nämlich droben beschäftigt war, rief die Wache drunten: heraus! Die Musik dröhnte rauschend im engen Kasernenhofe, und unter unserem Fenster sagte ein Unteroffizier der Compagnie: „Jetzt kommt der Major." — — Damit trat ich in die Welt.

Nun hatte mein Vater auch von jeher den sehnlichsten Wunsch gehabt, einen Sohn zu besitzen. Seine beiden Mädchen hatte er sehr lieb, doch zupfte er sie oft an den langen Zöpfen und sagte seufzend: „Wenn mir nur eine von euch den Gefallen gethan hätte, und wäre als Bube auf die Welt gekommen." Der Wunsch meines Vaters war nun also in Erfüllung gegangen, und auch meine Mutter war nicht wenig entzückt darüber. Ja, sie sah recht gläubig der alten Frau Hammer zu, als diese ihren Kalender hervorzog, Datum, Stunde und Himmelszeichen nachsah und befriedigt mit dem Kopfe nickte. „Der Junge," sagte sie, „ist ein Schlaukopf, und hat sich eine gute Zeit erwählt. „Glaub'

Sie mir, Frau Wortmann, daß sie ihn draußen mit Musik empfingen, und daß der Unteroffizier im gleichen Augenblicke sagte: da kommt der Major! das hat was zu bedeuten; dem Buben können die Epauletten nicht fehlen." — „Geb' es Gott," seufzte meine Mutter, worauf sie die Augen schloß und in eine gelinde Ohnmacht verfiel.

Babett aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Versuch zu machen, meinen Vater schon während der Parade auf eine schickliche Art von seinem Glück und meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Zuerst trat sie ans Fenster und blickte in den Hof hinab, wo das Militär in Reih' und Glied aufgestellt war. Wohl sah sie meinen Vater, doch hatte er auf Kommando die Augen rechts gewendet, und nichts wäre im Stande gewesen, ihn ohne Befehl geradeaus sehen zu lassen. Endlich aber kam dieser Befehl, worauf mein Vater einen Augenblick flüchtig nach dem Fenster seiner Wohnung blickte. Babett wollte ihm nun telegraphiren, meine Mutter habe sich niedergelegt, zu welchem Ende sie den Kopf in die Hand legte und die Augen schloß. Ob das nun mein Vater verstanden, weiß ich nicht, die Magd nahm es aber an, und um hierauf das Geschlecht des Neugeborenen näher zu bezeichnen, hob sie ein Paar alte Hosen meines Vaters an dem Fenster in die Höhe. Dieß Zeichen aber verstand er gar nicht, vielmehr schien er zu glauben, er habe statt seiner Paradebeinkleider ein Paar andere angezogen, und blickte deßhalb erschrocken auf seinen Anzug nieder, was ihm vom zugführenden Lieutenant einen gelinden Verweis eintrug.

Hätte sich Babett mit ihrem Telegraphiren begnügt, so wäre es dabei wohl geblieben; da sie sich nun aber einmal in den Kopf gesetzt hatte, ihrem Herrn die Nachricht von meinem Er-

scheinen und seinem Glück ohne Verzug zu melden, so eilte sie in den Kasernenhof hinab, schlich sich um die Front herum, und zupfte den kleinen Hornisten, der hinter meinem Vater stand, am Rockschoß, ihm die wichtige Nachricht zuflüsternd. Der kleine Hornist hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als sich seinem Unteroffizier zu nähern und ihm leise zu sagen: die Frau Unteroffizier droben habe so eben ein Kind gekriegt, und es sei ein Bube. Nun gibt es aber selbst im Leben eines königlichen Unteroffiziers Augenblicke, wo alle Bande der Subordination nicht im Stande sind, einen Ausruf des Schreckens oder der Freude zu unterdrücken. Dem Unteroffizier Wortmann ging es gerade so, und durch die feierliche Stille, die gewöhnlich bei dem großen Moment herrscht, wenn der inspicirende Offizier Montur, Lederzeug und Waffen untersucht, vernahm man plötzlich den ziemlich lauten Ruf: „Himmelsakerment! das ist ein Vergnügen."

Der kleine Hornist prallte erschreckt zurück, und mein Vater, sich seines Verbrechens klar bewußt, stand wie eine Bildsäule, ohne ferner eine Muskel des Gesichtes zu rühren. Während der Parade wurde der ungeheure Frevel nicht geahndet, als aber der Major die Kaserne verlassen hatte, als die Compagnie meines Vaters, welche die Wache zu geben hatte, noch allein drunten stand, trat der Hauptmann vor die Front, legte beide Hände über die Stelle seines Körpers zusammen, wo er einen Bauch hätte haben können, riß die Nasenlöcher auf, wobei sich sein struppiger Bart drohend in die Höhe kehrte, und sagte mit einem Blick himmelwärts: „So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Unteroffizier Wortmann, ist Er denn rein des Teufels?" Mein Vater wollte sich entschuldigen, doch fuhr der Hauptmann zornig fort: „Halten Sie gefälligst Ihr Maul,

Herr-r-r Unteroffizier Wortmann! Ich sehe Ihrem ganzen Habitas an, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu stark gefrühstückt. Bei einer Parade vor dem Herrn Oberstwachtmeister mit „Himmelsakerment“ dreinfahren! Ist so was in der ganzen Weltgeschichte erhört? Sehen Sie, meine Herren,“ sprach er leiser zu den Offizieren, die ihn schaudernd umstanden, „das hätte man zu meiner Zeit thun sollen. Da hätte mein ehemaliger Hauptmann so einen Mann augenblicklich aus dem Glied nehmen und hätte ihm vor der ganzen Compagnie plein pouvoir geben lassen. Es ist nicht meine Schuld, daß sich die Zeiten geändert. — Herr Lieutenant v. Schwenkenberg,“ fuhr er darauf lauter fort, „der Unteroffizier gehört zu ihrem Zuge, strafen Sie ihn, damit er sich nicht mehr untersteht, die feierliche Stille einer Parade zu unterbrechen. — Ich sage Ihnen, plein pouvoir hätte er gekriegt.“ Damit fuhr er zum Kasernenhofe hinaus, begleitet vom ersten Lieutenant der Compagnie. — Er war ein heftiger Mann, der Capitän, hätte seinem Dienstalter nach schon längst Major sein können, und war deßhalb, so oft ein neuer Vorgesetzter erschien, von der allerschlechtesten Laune.

Einen starken Gegensatz zu ihm bildete der Zugführer, Lieutenant von Schwenkenberg. Es war das ein langer, schlotteriger Offizier, dem der Schneider keine Uniform eng genug machen konnte; jeder Rock hing in verdrießlichen Falten von seinen Schultern herab wie von einem Kleiderständer, und dazu war keine Halsbinde so hoch, um seinen Hals gehörig zu bedecken, was der ganzen Figur wenig Soldatisches gab. Seinen Degen trug er so locker, daß die Spitze der Scheide beständig mit seinen Stiefelabsätzen zusammenschlug, wozu auch sein Gang nicht wenig beitrug; denn er schwankte wie eine lange Signalstange bei starkem

Winde. Seine Redeweise paßte übrigens vortrefflich zu seinem Aeußern, er sprach so langsam und schleppend wie möglich, und um sie schriftlich richtig auszudrücken, hätte man zwischen jedes Wort einen Gedankenstrich setzen müssen. „Na, — Sie haben es gehört, Unteroffizier Wortmann," sagte er, „wenn ich — auch freilich — nicht so sehr — von der Heiligkeit — einer Parade überzeugt bin, — wie der Herr Hauptmann, — so begreife ich — doch nicht, wie es einem — gedienten Unteroffizier — einfallen kann, während des Stillstehens — laut zu sprechen. — Was haben Sie eigentlich gesagt?"

Mein Vater wollte etwas erwiedern, doch unterbrach ihn der Lieutenant, indem er fortfuhr: „Nun ja, Sie haben gesakermentert — das kann in der Welt schon vorkommen, — selbst im Gliede denkt man zuweilen so etwas, — wenn es lange dauert, — wenn Einem der Schuh drückt — oder ein Floh sticht, — — ich kenne das, aber laut werden darf man es nicht lassen. Und wer es doch laut werden läßt, — der verdient Strafe. — — Sie haben das gethan, — und ich kann nicht weniger thun, — als Ihnen dafür eine — Strafwache zu geben. Beziehen Sie also sogleich die Kasernenwache, und damit Punktum. — Auseinandertreten! — in die Kaserne."

So feierte denn mein Vater meinen Eintritt in die Welt mit einer Strafwache, woran ich die unschuldige Ursache war. Dabei hatte der Unteroffizier Wortmann auch noch so viel Pflichtgefühl, daß er vom Kasernenhofe direkt in die Wachstube gieng; den kleinen Hornisten schickte er hinauf, ließ meiner Mutter vermelden was sich zugetragen, und bat zu gleicher Zeit, ihm den Neugeborenen, wenn es thunlich sei, später auf ein paar Augenblicke herunter zu bringen.

Unterdessen hatte Babett einen Zettel an die Stubenthüre geklebt, auf welchem zu lesen stand, es werde heute kein Mittagstisch gehalten, zum Abend aber gebe es Kartoffeln mit Specksauce. Gegen 3 Uhr desselbigen Tages wurde ich denn, dem Befehl meines Vaters gemäß, hinunter in die Wachstube getragen. Glücklicher Weise war es ein warmer Maitag, auch hatte mich Madame Hammer tüchtig eingewickelt. In der Wachstube drunten qualmte ein ziemlich schlechter Taback, doch hustete ich nicht im Geringsten, was mein Vater als eine gute Vorbedeutung nahm, daß ich später etwas Tüchtiges werde ertragen können. Man legte mich auf den Tisch, schob mir das Ende eines der Wachtmäntel unter den Kopf, und dann wurde ich von sämmtlichen Anwesenden nach Gebühr betrachtet und gelobt. Madame Hammer versäumte nicht, meinen Eintritt in die Welt unter rauschenden Musikklängen gehörig zu schildern, und als sie erzählte, Unteroffizier Kübeck habe in diesem Augenblicke gerufen: dort kommt der Major! so rieb sich mein Vater vergnügt die Hände, und der Compagnieschneider, ein etwas liederliches Subjekt, welcher ebenfalls eine Strafwache hatte, meinte, es könne nicht ausbleiben, aus mir müsse einmal was Großes werden. Den Soldaten gefiel das ebenfalls absonderlich gut, und wie oft kleine Ursachen Schuld daran sind, daß man einen Beinamen erhält, der einem Zeitlebens bleibt, so nannten sie mich Wortmann's Major oder auch schlechtweg den Major, unter welchem Namen ich bald in der ganzen Kaserne bekannt wurde.

Unmöglich kann ich hierbei übergehen, daß dieser Beiname später zu sonderbaren Verwechslungen häufig Veranlassung gab, und zuweilen einem unschuldigen Soldaten einen strengen Verweis, wenn nicht eine Strafe eintrug. Der Hauptmann hatte gut ver-

bieten, mich nicht mit dem Namen des Vorgesetzten zu benennen; dieß Verbot wirkte gerade entgegengesetzt, und man konnte häufig hören, der Major sei ein ganz nichtsnutziger Kerl, und er habe z. B. in Nr. 24 eine Fensterscheibe eingestoßen. Das Schlimmste aber passirte einem armen Rekruten. Ich war damals drei Jahre alt, und da Noth kein Gebot kennt, ich auch den Unterschied zwischen einem gewissen Orte und der Kasernentreppe noch nicht vollkommen zu würdigen verstand, so passirte mir eines Tages auf letzterer etwas Menschliches, wenige Augenblicke vorher, als der Hauptmann dieselbe betrat. Natürlich war sein Zorn über alle Beschreibung. Der unglückliche Treppenkalfakter du jour — so hieß der Mann, welcher reinigen mußte, — wurde augenblicklich citirt, der Hauptmann schrie ihn nach seiner gewohnten Weise an, worauf Jener in großer Verlegenheit erwiederte: das werde wahrscheinlich der Major wieder einmal gethan haben. — Ein kleiner Arrest war sein Loos.

Der Tag meiner Geburt sollte übrigens für meinen Vater noch recht unangenehm werden. Als ich in der Wachstube auf dem Tische lag und betrachtet wurde, führte das Unglück abermals den Hauptmann in die Kaserne; vielleicht hätte er nichts Unrechtes bemerkt, doch fing ich in dem Augenblicke, als er an der Wachstubenthür vorbeischritt, mörderlich an zu schreien, weßhalb er eintrat, mit zusammengeschlagenen Händen die Entweihung des Lokals gewahr wurde, und meinem armen Vater einen vierundzwanzigstündigen Arrest dictirte, zu dem er auch sogleich abgeführt wurde. Doch bestand er seine Strafe guten Muthes, in der Freude des Herzens, daß ich, sein Stammhalter und Erbe geboren sei.

Zweites Kapitel.

Von der Jugend des Majors, auch von der Miranda und der Montirungskammer. Ferner kleine Ursachen und große Wirkungen. — Frau Unteroffizier Wortmann zankt sich mit dem Hauptmann, in Folge dessen Herr Unteroffizier Wortmann aus dem Dienste kommt und eine gute Anstellung erhält.

Die ersten Jugendjahre aller Kinder gleichen sich mehr oder minder; es ist das in vieler Beziehung eine glückliche Zeit, kommen doch hier noch keine Standesunterschiede zum Vorschein, und ob der Vater Minister ist oder Tambour, das hat da nicht viel zu bedeuten. Gleiche Leiden und Freuden umschlingen die ganze junge Generation, und dem Armen schmeckt sein Apfel und sein Schwarzbrod eben so gut wie dem Reichen das Stück Biscuittorte, welches nur den Vorzug hat, daß es dem Betreffenden vielleicht seinen kleinen Magen verdirbt. Die Spiele dieser Zeit sind fast überall die gleichen, und wenn man sich als Räuber und Gensdarmen in einem Sandhaufen herumwälzt, so ist es gleichgiltig, ob die Höschen von feinem Tuch sind, oder fadenscheinig und hie und da mit kleinen Offenherzigkeiten geschmückt.

Wer die Neigung aller kleinen Knaben ruhig beobachtet, der sieht bei fast allen die große Vorliebe für Trommel und Gewehr, überhaupt für alles Militärische, und wird zugestehen müssen, daß, was diesen Punkt anbelangt, ein Kind, welches in der Kaserne geboren und dort seine Kinderjahre verspielen darf, ein glückliches genannt werden kann. Daß ich stets eine große Schaar kleiner Freunde um mich hatte, welche mit unendlichem Glück an allen den geheiligten Orten spielten, die ich als Sohn meines Vaters betreten durfte, wird mir Jeder glauben.

Da war der Geschützschuppen im Hofe, dessen Thor freilich fast beständig verschlossen war, doch krochen wir zu einem kleinen Fenster der Hinterseite hinein, und waren glücklich und selig, wenn wir hier, ohne beunruhigt zu werden, ganz im Geheimen spielen konnten. Da standen die 6= und 12pfündigen Kanonen und Haubitzen so ruhig bei einander, die metallenen Rohre glänzten und waren tief herabgesenkt, so daß es aussah, als dächten sie an Vergangenheit und Zukunft. Wir halfen ihren Träumereien nach, indem wir wie eine Schaar kleiner Kobolde um eines der Stücke schwärmten, es auf allen Seiten erkletterten, uns rittlings auf das Rohr setzten, es mit unsern kleinen Fersen spornten, und ihm die Commando=Worte zuriefen, die wir tagtäglich vor unsern Fenstern hörten — Batterie Marsch! — Batterie Galopp! — Batterie Halt! — mit 6löthigen Kartätschen geladen! — Feuer = r = r = r = r! Am liebsten übrigens erkletterten wir eine der colossalen Deichseln, um sie durch das Gewicht unseres Körpers nach und nach in Bewegung zu setzen; das gelang uns dann auch nach den angestrengtesten Bemühungen, und unsere Freude war nicht gering, wenn die Deichsel sich langsam auf und ab wiegte, wenn das ganze Gestell krachte, und die Ketten der Protze anfingen leise zu rasseln und zu klingeln. Doch war es ein Moment der höchsten Aufregung, wenn einer von uns selbst schaudernd zu sagen wagte, „paßt auf — paßt auf — jetzt wird die Kanone lebendig und fährt davon," so purzelten wir Alle vor Angst von der Deichsel herab, und suchten eilig das Freie zu gewinnen, was uns aber nicht abhielt, schon am andern Tag das gleiche Spiel wieder auf's Neue zu beginnen. Dabei hatte jeder sein Lieblingsgeschütz, das er sein eigen nannte. Meine Freundin war eine 7zöllige Haubitze, die Miranda, zu

der ich schon als kleines Kind, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine besondere Zuneigung gefaßt hatte; da sie ein Manövrir-Geschütz war, wurde sie selten zum Exerciren herausgezogen, und blieb meistens im hintersten Winkel des Schuppens stehen. Schon als vierjähriges Kind gelang es mir vollkommen, sie vermittelst der Räder zu erklettern, den Mundpfropfen loszuschnallen, worauf ich alsdann die Höhlung des Rohrs zu einer kleinen Vorrathskammer benützte, wo ich meine kleinen Reichthümer, wie Bindfaden, Papierschnitzel, Aepfel und sonstiges Obst, zu verwahren pflegte. Ich erinnere mich noch sehr genau meines grenzenlosen Jammers, als ich eines Morgens in den Geschützschuppen trat und sah, daß die Miranda fehlte. Lange tröstete mich die Mutter und Babett vergeblich, indem sie sagten, die Haubitze würde ja in ein paar Stunden zurückkommen, weinend setzte ich mich an's Kasernenthor und wartete mehrere Stunden, bis ich die Batterie schon von Weitem auf dem Pflaster einherrasseln hörte. Ich lief ihr entgegen, und wäre in der Freude meines Herzens fast unter die Pferde gerathen. Doch gewann ich durch den Beweis der Anhänglichkeit die Gunst des Capitäns, welcher bis dahin dem kleinen Major nicht recht gewogen war; er gab lachend zu, daß mich die Bedienungsmannschaft der Miranda innerhalb des Kasernenthors auf das Rohr setzte, und ich somit triumphirend einziehen durfte, zum nicht geringen Schrecken meiner Mutter, die am Fenster saß und ihre Hände über dem Kopf zusammenschlug; die Miranda nämlich war stark im Feuer gewesen, mit schwarzem Pulverschleim und Staub bedeckt, das sich nun begreiflicher Weise meinen weißgewaschenen Hosen mittheilte. Der Capitän aber lachte, als er vom Pferd stieg, und

meinte, es sei gut, wenn ein Soldatenkind schon in der frühesten Jugend Pulver zu riechen bekäme.

Ein anderer Spielplatz meiner Jugendzeit, der eben so große Freuden bot als der Geschützschuppen, war die Montirungskammer, ein großer halbdunkler Saal, wo Uniformen, Säbel, Helme, kurz alle Bestandtheile des militärischen Anzuges in unabsehbarer Reihe durcheinander hingen; uns hier herum zu treiben war uns übrigens nicht häufig vergönnt, denn der Verwalter aller dieser Herrlichkeiten, der Capitän d'Armes, ein alter grämlicher Unteroffizier, hatte neben dem Tische, wo er seine Bücher eintrug, einen tüchtigen Fahrer-Kantschuh hängen, den er grimmig schwang, wenn wir uns zu ungeeigneter Zeit der Kammer näherten. Doch gab es auch Momente, wo wir von ihm geduldet wurden, und wo er uns sogar erlaubte, mit alten Säbeln und Pistolen zu spielen, die rostig, ihre Säuberung erwartend, in einem Winkel bei einander lagen. Ungerufen durften wir nie erscheinen; wenn aber der Capitän d'Armes gut gelaunt war, und uns so mit sehnsüchtigem Blicke an der Thüre lehnen sah, so sagte er zuweilen: „na ihr dürft kommen, ihr Grobzeug," und dieser freundlichen Einladung folgten wir auf's Bereitwilligste.

Der Verwalter der Kammer hieß Leopold; ob das sein bloßer Vorname oder auch der Name seiner Familie war, habe ich nie erfahren können, denn er liebte es nicht, von seinen Angelegenheiten zu sprechen. Seinen Kameraden aber mochte der Name Leopold zu lang oder zu vornehm klingen, weßhalb sie ihn in Poltes umgewandelt hatten, eine Abkürzung, die er sich auch gefallen ließ, und die auch später auf den Zettel an seiner Stubenthür, sowie in sein Löhnungsbuch übergegangen war.

Unteroffizier Poltes mochte ein starker Vierziger sein, hatte

in seinem Leben viel durchgemacht, und in seiner Jugend ziemlich stark getrunken, und die Folge hievon war, daß er, wie er selbst zu sagen pflegte, jetzt, obgleich im besten Mannesalter, doch schon complet fertig sei. Er war groß und hager, hatte eingefallene Wangen, die meistens stark und unheimlich geröthet erschienen; dabei hustete er beständig leicht und trocken, und seine Stimme klang meistens heiser und unverständlich. Wenn er in der Kammer beschäftigt war, so hatte er meistens ein rothseidenes Taschentuch um den Kopf gebunden, und schritt abwechselnd, vor sich hin pfeifend und hustend an den langen Reihen der Uniformen, bald dieß, bald das nachzählend, auf und nieder.

Wenn ich ihn allein in der Kammer sah, und ihm schüchtern guten Tag sagte, so gab er mir meistens die Erlaubniß hereinzukommen. Unteroffizier Poltes war nämlich nicht gerne allein, und wenn er keine andere Gesellschaft haben konnte, so nahm er mit mir, dem kleinen Buben, vorlieb, an den er nun das für mich unverständlichste Zeug hinsprach. „Ja, ja, Major," fing er gewöhnlich seine Reden an, „es sind schlechte Zeiten, und die Hühner gehen barfuß; sieht Er, Major, mich sollte es gar nicht wundern, wenn Ihm noch einmal in Seinem künftigen Leben Dinge passirten, von denen Er sich jetzt gar nichts träumen läßt."

„Was für Dinge, Unteroffizier Poltes?" — „Dinge, Herr Major, die ganz absonderlich sind; wenn auch keine Zeichen und Wunder mehr geschehen, so kommt doch Manches anders, als man denkt; als ich so alt war wie Er, na da dachte ich mir: vier Pferde für dich später zum Fahren, das wäre verdammt wenig, und jetzt zähle ich alte Uniformen." Darauf pfiff er, und fuhr dann brummend fort: „Ja ja, es ist eine merkwürdige Zeit, man hat Beispiele von Exempeln, daß alte Schornsteine

einstürzen, Ziegen crepiren, Kuhschwänze dagegen wackeln und doch nicht abfallen — Pfui Teufel!" —

Auf diese Offenbarungen horchte ich mit offenem Munde, während ich neben ihm hertrippelte, meine Hände beständig auf dem Rücken zusammengelegt.

Nebenbei war mir aber der Unteroffizier Poltes von großem Nutzen, denn er gab sich mehrere Stunden des Tags mit meiner Erziehung ab, und lehrte mich in kurzer Zeit ziemlich fertig lesen und schreiben, namentlich aber rechnen, und letzterer Unterricht wurde auf der Montirungskammer praktisch betrieben. Da mußte ich Säbel zählen, Knöpfe aussuchen und nach der Nummer, die auf ihnen stand, in Haufen von 10 und 100 zusammentragen.

Machte ich meine Sache einmal sehr gut, so schenkte mir Poltes einen Pfennig, war ich aber recht unaufmerksam, so pflegte er zu sagen: „Soldatenkinder und Erlenholz wächst auf keinem guten Grund — du bist eigentlich nicht Schuld daran, daß bei der Geburt deines Vaters schon geschossen wurde — na, es wird schon kommen — Haselholz wächst immer frisch und lustig nach, und deine künftigen Lehrer werden auch hoffentlich Augenblicke haben, wo ihnen die Finger verdammt jucken." —

Man muß übrigens nicht glauben, daß ich meinen Unterricht vernachläßigt hätte, im Gegentheil, sobald ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde ich in eine Knabenschule geschickt, und mein Vater machte sich ein großes Vergnügen daraus, zu Hause meine Aufgaben mit mir durchzugehen.

Ueberhaupt war mein Vater, Unteroffizier Wortmann, ein in jeder Hinsicht sehr respektabler und namentlich ein tüchtiger, ja vortrefflicher Soldat. Streng im Dienst war er bis zum Exceß, das Exerciren verstand er wie Keiner, und sein Lederzeug

war immer so im Stande, daß es häufig nicht nur der ganzen Batterie, sondern der ganzen Abtheilung zum Muster vorgelegt wurde. Obgleich seine Korporalschaft die musterhafteste war, und er auch über die Faulen und Nachläßigen ein eisernes Scepter schwang, so daß die Burschen in Angst geriethen, wenn der Unteroffizier Wortmann nur in's Zimmer trat, so war es doch höchst eigenthümlich, daß er nicht im Stande war, bei uns zu Hause auch nur einen Schein von der Herrschaft auszuüben, die ihm als Familienvater und Chef des Hauses doch wohl gebührt hätte. Und, wenn ihn meine Mutter an den häuslichen Tugenden, Fleiß, Sparsamkeit, Reinlichkeit, übertroffen, ja, auch nur erreicht hätte, so würde man die unbegrenzte Herrschaft, welche sie ausübte, einigermaßen erklärlich gefunden haben. Leider kann ich aber, was meine Mutter anbelangt, nur berichten, daß sie das Gegentheil von den eben angeführten häuslichen Tugenden besaß. Mama war, wie die Leute behaupteten, eine recht hübsche Frau, doch that sie gar nichts, um ihr Aeußeres in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, und wenn sie einmal einen Versuch machte, z. B. ihr Haupt vermittelst einer Haube mit langen und bunten Bändern zu schmücken, so stach dagegen ihr sehr unscheinbares Kleid, sowie die niedergetretenen Schuhe, auf's Unangenehmste dagegen ab. Daß ihre Wirthschaft vortrefflich ging, war die Schuld eines Monopols, welches der Kapitän meiner Großmutter, der Frau des Feuerwerkers, einstens verliehen, das auf die Tochter übergegangen war, und von meinem Vater erheirathet wurde. Wenn man übrigens die Leute der Batterie in ihren ungenirten Gesprächen belauschte, so konnte man erfahren, daß der Kaffee in unserer Restauration ganz scheußlich sei, daß dem Brod und der Wurst meistens die jugendliche Frische mangele,

ja man hörte offen den schrecklichen Verdacht aussprechen, als seien Suppe und Kartoffeln statt mit Butter mit einem Stücke Talglicht geschmelzt. Zuweilen war es vorgekommen, daß irgend ein guter Freund des Vaters, Bombardier oder Unteroffizier oder ein sehr verwegener Geselle der Korporalschaft, sich unterstanden, bescheidene Vorstellungen wegen sehr mangelhafter Speisen und Getränke zu machen, doch war dieß den Betreffenden meistens sehr schlecht bekommen, meine Mutter hatte denselben zuerst eine tüchtige Standrede gehalten, und dann ein- für allemal den Eintritt in die Restauration verboten. Der einzige Mensch, mit dem sie übrigens nicht fertig wurde, war der Unteroffizier Poltes, auch glaube ich, daß für diesen besonders gekocht wurde, soviel war sicher, daß er seinen Schnaps nie aus der allgemeinen Flasche erhielt. Vor ihm allein scheute sich meine Mutter, und sein Eintritt in die Stube konnte den gewaltigsten Strom ihrer Rede hemmen, dann brach sie plötzlich ab, riß heftig an ihren Haubenbändern, und sagte: „schon gut, ein andermal mehr davon."

Kam Poltes zu einer häuslichen Scene, welche Mama mit Papa hatte, so ermannte sich der Letztere anscheinlich, dann zog er beide Hände in die Aermel der Uniform hinein, wie er zu thun pflegte, wenn er bei der Korporalschaft in Zorn gerieth; Poltes setzte sich alsdann neben ihn auf die Bank, und während er seinen Schnaps trank, stieß er meinen Vater von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen in die Seite, und munterte ihn dergestalt auf, das Gefecht fortzusetzen. Daß meine Mutter gegründete Ursache gehabt hätte, mit meinem Vater häufig dergleichen Scenen aufzuführen, glaube ich nicht, denn der Unteroffizier Wertmann war, wie ich schon früher bemerkt, ein Muster sowohl als Soldat, wie auch als Mensch; Mama aber schien sich in ruhiger Atmosphäre

nie wohl zu fühlen, und stürmische Luft war zu ihrer Existenz nothwendig; dabei hatte sie ein merkwürdiges Gedächtniß für die Schwächen ihrer Nebenmenschen, und obgleich sie von Herzen gewiß nicht böse war, ja eigentlich ein gutes Gemüth hatte, so war es ihr unmöglich, irgend Jemand etwas Angenehmes zu sagen. Die Kanoniere kannten sie schon, und wußten, wenn sie Morgens zum Kaffee in die Restauration kamen, daß ihnen alsdann ihr ganzes Sündenregister in schauerlicher Wahrheit vor Augen geführt werde. Da saßen sie harmlos bei einander in ihren Stalljacken, und während Babett Kaffeebrod und Butter zutrug, stand meine Mutter an ihrem Kochherde, der sich in der Stube befand, und bereitete die Portionen zu.

„Weißbrod und Butter für Linsemann," sagte Babett. Meine Mutter schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Linsemann braucht weder Weißbrod noch Butter, da ist Kaffee für ihn, er soll von seinem Commisbrod dazu essen." — „Aber ich bezahle es baar," sagte Linsemann patzig, indem er die Jacke aufknöpfte und eine kleine lederne Tasche hervorzog, die sein Geld enthielt. Meine Mutter schüttelte abermals mit dem Kopfe, — „spar' Er seine Pfennige, Linsemann," sagte sie, „Er weiß wohl, wo Er sie anbringen kann, — Gott im Himmel, würde ich mich doch schämen, in Stiefeln herumzugehen, die nicht bezahlt sind; meint Er, der Schuster brauche nicht auch sein Geld? Aber da heißt's nur machen lassen, Butterbrod essen, Schnaps trinken, überhaupt lustig gelebt und selig gestorben, ist dem Teufel die Rechnung verdorben; — aber ich will dazu nicht helfen, darauf könnt Ihr Euch verlassen." Die Kanoniere lachten und schwiegen, was übrigens Madame Wortmann durchaus nicht besänftigte, wenn sie einmal ihren schlimmen Morgen hatte. „Ueberhaupt," fuhr sie nach einer

Pause fort, „geht es mit der ganzen Batterie rückwärts — ist doch bei Euch von Zucht und Ordnung gar keine Rede mehr; schade, daß ich nicht Unteroffizier geworden bin, ich wollte Euch schuhriegeln. Oder hätte ich etwa nicht das Recht dazu? he!" sagte sie, indem sie die Arme in die Seite stemmte, da Niemand eine Antwort gab.

„Meint Ihr, ich höre es nicht mit meinen leiblichen Ohren, wie Ihr es des Abends treibt, und ohne Schuhe die Treppe hinabschleicht, nachdem die Zimmervisitation vorbei ist. Wo treibt es Euch hin? — draußen in's Bierhaus. — Was treibt Ihr da? — die paar Groschen versaufen, die Ihr so nothwendig brauchtet, um Eure Hemden flicken zu lassen."

Wenn Mama so in Eifer gerieth, so hielt sie immer eine Art Kapuzinerpredigt, und am Ende sagte sie meistens achselzuckend, natürlicherweise mit andern Worten:

Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben.

„Euch kann man es eigentlich nicht so übel nehmen," sprach sie dann, „wie sollte eine Ordnung in die Batterie kommen, wenn der Erste am liebsten mit der Flasche exercirt, der Zweite immer in stummem Zorne das Maul hält, als wenn er bersten wollte, der Dritte aus lauter Faulheit nie das sagt, was er sagen will, und der Vierte endlich gar Nichts ist, als ein überzogenes Stück Watte, mit wohlriechendem Wasser begossen." Dabei muß ich übrigens sagen, daß Madame Wortmann die Offiziere nur also classificirte, wenn sie mit ihrem Mann und Poltes allein war. Den Capitän, den wir bereits kennen lernten, haßte sie unbeschreiblich; daß er meinem Papa am ersten Geburtstag ihres Sohnes eine Strafwache dictirt und in Arrest geschickt, konnte sie ihm nie

verzeihen; und auch sonst noch hatte es der Capitän nie daran fehlen lassen, mit seiner ersten Marketenderin häufig Streit anzufangen. Hatte ein Soldat graues Lederzeug, oder dasselbe unsauber lackirt, so brüllte der Hauptmann vor unsern Fenstern so laut, daß es Mama nothwendig hören mußte. — „Wo hat Er seine Tonkugeln und seinen Lack gekauft? — wahrscheinlich bei der Wortmann, und daß die nichts Gescheidtes hat, ist weltbekannt."

Einmal hatte der Lieutenant v. Schwenkenberg, der uns überhaupt gewogen war, die Partie meiner Mutter genommen, und gesagt: „Na — Herr — Hauptmann — nehmen — Sie — es — mir — nicht — übel, — aber — das — Material — von — unserer — Marketenderin — muß — doch — gerade — nicht — so — schlecht — sein, — denn — deren — Mann, — der — Unteroffizier — Wortmann, — hat — unstreitig — immer — das — beste — Lederzeug — und — die — sauberste — Lackirung."

„Ei, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," hatte darauf der Capitän giftig erwiedert, „was Sie nicht Alles zu beurtheilen verstehen; der Unteroffizier Wortmann, haben Sie gesagt? freilich das ist ein gescheidter Mann, der kauft Tonkugeln und Lack anderswo, ein braver Mann, ein gesunder Mann — behilft sich anderswo."

Unglücklicherweise hatte meine Mutter, da sie am offenen Fenster saß, dieses Wort vernommen, sie setzte ihre beste Haube auf mit langen blutrothen Bändern, und da sie sich eben nicht die Zeit nahm, dieselbe zuzuknüpfen, so flatterten sie wie Schlangen um das Haupt der Medusa hinter ihr drein, als sie in höchster Entrüstung die Treppe hinabrauschte, um vor den Chef der Batterie zu treten.

Leider mußte sie noch warten, bis der Appel vorüber war, und da während desselben noch ein Bombardier krank gemeldet

wurde, so trug es nicht zu ihrer Besänftigung bei, daß der Capitän sagte: „So — N. ist krank, — was fehlt dem N.? — er wird sich wahrscheinlich in der Wortmann ihrem vergifteten Schnaps übernommen haben, die Sache muß geändert werden oder mich soll der Teufel lothweise holen."

Damit wurde die Batterie entlassen, der Capitän schritt gegen das Kasernenthor, die Hände auf den Rücken gelegt. Neben ihm ging sein Premierlieutenant, finster und schweigend wie immer, und ihnen folgte Herr v. Schwenkenberg und der junge Secondelieutenant. Letzterer hatte zwei Finger der linken Hand zierlich in die schlanke Taille gedrückt, hielt im rechten Auge krampfhaft sein kleines Glas fest, und schwenzelte dazu, wie ein junger Wachtelhund, der sich angenehm machen will.

Vergeblich versuchte mein Vater die Mutter zurückzuhalten; wie eine Rakete schoß sie in den Hof hinein und beschrieb in ihrem Laufe einen weiten Bogen, so daß sie nach wenigen Augenblicken durch eine kleine Schwenkung gerade vor den Capitän hinsauste, der überrascht stehen blieb.

„Herr Hauptmann," begann meine Mutter mit vor Entrüstung zitternder Stimme, wobei sie die Hände krampfhaft auf- und zuschloß, und dazu einen so gewaltigen Knix machte, daß ihre Haubenbänder hoch emporwallten, — „Herr Hauptmann," wiederholte sie, „nehmen Sie es nicht ungnädig, aber ich wollte mir ganz gehorsamst die Frage erlauben, in wie fern und zu welchem Zweck sich mein Mann anderswo behilft, als bei mir — verzeihen der Herr Hauptmann, aber ich möchte das gar zu gerne wissen, und deßhalb bin ich hier." Und damit knixte sie abermals und noch viel tiefer.

Der Hauptmann war bei dieser Anrede sichtlich roth gewor-

den, er biß die Zähne übereinander und sagte: „Matuschka! sehe mir einer diese verfluchte Wirthschaft an! Was fällt Ihr in's Henkersnamen ein? — Herr Lieutenant von Schwenkenberg, der Unteroffizier Wortmann gehört zu Ihrem Zuge, — rufen Sie mir den Mann her, daß er mir das Weib zur Ordnung bringt. Habe ich so was erlebt?

„Nein, gewiß nicht," entgegnete meine Mutter trotzig und keck, „aber mir hat man auch noch nicht so etwas gesagt. Und ich hätte vergifteten Schnaps, Herr Hauptmann? Sie haben auf der Haide oft von meinem Schnaps getrunken und der Herr Lieutenant v. Schwenkenberg; hat es Ihnen je etwas geschadet? — nein — nein — und tausendmal nein! Aber ich weiß schon, Herr Hauptmann — was das Alles heißen soll — ich bin hier zuviel in der Kaserne mit meinen drei armen Würmern, — man will eine andere Frau protegiren, das ist das Ganze!" — Und jetzt bei dem Gedanken an ihre armen Würmer, sowie an eine andere Frau, welcher man ihre Restauration zuwenden wollte, ging der Zorn meiner Mutter in Wehmuth über, und sie fuhr mit dem Schürzenzipfel an ihre Augen.

Glücklicherweise kam in diesem Augenblicke auch mein Vater eilig daher geschritten, und neben ihm der Unteroffizier Poltes, den er sich zur Hülfe mitgenommen. „Geh' Sie nach Hause," sagte der Letztere mit leiser aber ernster Stimme; „wenn es nicht wider den Respect wäre, würde ich sagen, der Klügste gibt nach, doch so —"

„Aber das ist wider den Respect," rief erbost der Hauptmann, „Unteroffizier Leopold, nehmen Sie sich in Acht, oder ich schicke Sie drei Tage in's Loch. — Matuschka! Ist je so etwas vorgekommen, mein Herr? Aber ich bin zu gut aufge-

legt, um mich zu ärgern — kehrt — marsch in die Kaserne! — oder es soll ein siebenzölliges Donnerwetter dreinschlagen! — Mich, den Capitän, in meinem eigenen Kasernenhof zu hankariren!"

„Haranguiren," sprach leise für sich der Lieutenant v. Schwenkenberg.

„Haben Sie etwas gesagt?" fragte erzürnt der Vorgesetzte.

„Na, Herr Hauptmann," entgegnete kopfschüttelnd der Gefragte, „gesagt habe ich so eigentlich nichts — nur laut gedacht wenn es Ihnen gefällig ist." Doch wartete der Batteriechef diese Antwort nicht ab, sondern schritt erbost mit seinem Premierlieutenant von dannen, und mein Vater, Poltes und die Mutter hörten ihn noch mehrmals die sehr verletzenden Worte wiederholen: „Ich sage Ihnen, meine Herren, diese Wortmann hat zehntausend Teufel im Leibe."

Ich habe dieses Vorfalles nur deßhalb so ausführlich erwähnt, weil er vom großen Einflusse auf das künftige Schicksal meiner Familie war. Aehnliche andere folgten in kurzer Zeit und brachten meinen Vater zu dem festen Entschlusse, Dienst und Kaserne sobald als möglich zu verlassen. Da er nun fast fünfzehn Jahre diente, so hatte er längst das Recht, eine Civilversorgung zu beanspruchen. Er meldete sich deßhalb zur Steuerpartie, und da man ihm die besten Zeugnisse ertheilen mußte, auch der Capitän seiner los sein wollte, so gieng die Sache schneller als gewöhnlich, und schon ein halbes Jahr nach der obenerwähnten Geschichte erhielt mein Vater, zugleich mit seinem Abschiede, die Ernennung zum Steueraufseher in einem kleinen Grenzstädtchen. Zum fernern Betrieb der Restauration fand sich bald eine Unternehmerin, welche die Vorräthe, Flaschen, Gläser

und Teller übernahm. Mir wurde es am schmerzlichsten, das Zimmer zu verlassen, wo ich geboren, sowie die Kaserne mit ihren Höfen, wo ich so gerne gespielt. Der Abschied von Poltes preßte mir bittere Thränen aus. Auch ihm gieng es recht nahe und er fuhr sich mit der Hand über die Augen und seinen langen Schnurrbart, als er mir sagte: „Na, mein Junge, jetzt halte Dich brav; lerne fleißig zeichnen, vor allen Dingen aber rechnen und was daran hängt, die Mathematik, dann werden dir später die Epauletten nicht fehlen. — Soldat willst und mußt du doch einmal werden; ich hoffe, du hast deines Vaters ordentlichen Sinn geerbt, und das gute Maulwerk deiner Mutter kann dir auch noch zu statten kommen. Was mich anbetrifft, so bleibe ich auch nicht mehr zu lange im Dienste, hab' mich ebenfalls zur Steuerpartie gemeldet, und wenn ich einmal fort bin, werde ich schon für dich eine Batterie ausfinden, wo du einen angenehmen Chef hast. — Nun, heule nur nicht wie ein Schloßhund."

Es ist mir sehr angenehm, versichern zu können, daß der ganzen Batterie unser Scheiden recht nahe ging. Die Kanoniere meinten, es sei recht traurig, daß sie nun den kleinen Major nicht mehr sehen sollten, und viele schenkten mir, als ich in sämmtlichen Stuben den letzten Besuch machte, allerlei für mich gänzlich unbrauchbare Sachen, als Nadeln und Zwirn, alte Knöpfe, Sporenräder, abgenutzte Säbelquasten und dergleichen Kostbarkeiten mehr.

So kam der Morgen, an dem wir abzogen; ehe wir aber die Kaserne verließen, schlich ich mich noch einmal in den Geschützschuppen, streichelte meine liebe Freundin und Gespielin, die blanke Haubitze, und nahm einen wahrhaft zärtlichen Abschied von ihr, meiner guten Miranda.

Drittes Kapitel.

Von den neuen Verhältnissen meines elterlichen Hauses, auch von meinen Lehrjahren, in welchen der Zukunft des Majors nicht vergessen wird.

Das Grenzstädtchen, in welches mein Vater versetzt wurde, war klein, lag aber in einer schönen Gegend am Fuß eines Gebirgszuges, auf dessen Höhen die Grenzen des Nachbarstaates mit den unsrigen zusammenstießen. Der ehemalige Feuerwerker Wortmann trug nun statt der blauen Uniform mit schwarzem Kragen eine von grünem Tuch mit blauen Aufschlägen, und hatte zur Bewaffnung eine Art Hirschfänger, sowie eine gute Kugelbüchse, mit deren Behandlung ihn der herrschaftliche Jäger eines benachbarten Gutes, der ebenfalls gedient hatte, vertraut machte.

Dieser Jäger zeigte sich überhaupt den Steueraufsehern sehr geneigt und hatte dazu auch doppelt seine guten Gründe; denn wenn die Grenze, an der wir uns befanden, von Schmugglern auch nicht häufig übertreten wurde, da sich keine bedeutende Stadt in der Nähe befand, so luden die prächtigen Wälder und übrigen Jagdgründe, welche den Gebirgszug bedeckten, allerlei unbefugte Jagdliebhaber ein, sich einen stattlichen Hirsch oder fetten Rehbock auf unrechtmäßige Weise zuzueignen. Gegen dieses Getreibe nun wurden die Forsten nach stillschweigender Uebereinkunft mit der benachbarten Gutsherrschaft von den Steuerbeamten ebenfalls geschützt, was denn Manchen derselben hie und da eine kleine unschuldige Annehmlichkeit gewährte, sei es durch Verlaufen eines Hasen in unsere Küche oder durch ein paar Feldhühner, die, wie meine Mutter behauptete, durch den Schornstein hereingeflogen waren.

Mein Vater war bei seiner bekannten guten Haltung und der musterhaften Sorgfalt, die er auf den Anzug verwendete, bald im ganzen Städtchen geschätzt und geliebt. Als ehemaliger Unteroffizier von der Artillerie besaß er auch so manche Kenntnisse, die den guten Leuten hier zu Statten kamen! er konnte Raketen anfertigen, farbige Feuer, strahlende Sonnen und kolossale Schwärmerbüchsen, Sachen, die namentlich beim Geburtstag des Königs, welcher im Städtchen mit unerhörter Pracht gefeiert wurde, von großer Wirkung waren. Auch war es natürlich, daß der ehemalige Feuerwerker es vortrefflich verstand, taugliche Subjekte zu Bedienung der kleinen Böller-Batterie heranzubilden, woher es denn kam, daß er von den zwei Bürgergesellschaften, die „Concordia“ und die „Ressource,“ welche sich in Feierlichkeiten bei dem Allerhöchsten Geburtstag überboten, zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Diese angenehme gesellschaftliche Stellung wirkte auf meine Mutter höchst erfreulich ein, und die Frau Steueraufseher Wortmann, welche nicht umsonst in einer großen Stadt gelebt, wußte sich einen ganz besondern Anstand zu geben, und wurde schon nach einem halben Jahre den Honoratioren des Bürgerstandes beigezählt. Da sie sich nicht mehr wie sonst in der Kaserne vom frühen Morgen an brauchte sehen zu lassen und ihrem Geschäfte vorzustehen, so verwandte sie mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, wenn sie öffentlich erschien, und wenn auch wir im stillen Familienkreise nach wie vor das Glück hatten, sie, wie Unteroffizier Poltes zu sagen pflegte, als Vogelscheuche zu sehen und sehr defekte Schlafröcke von zweifelhafter Farbe und noch zweifelhafterer Reinlichkeit zu bewundern, so sahen sie die Bewohner des Städtchens nur sehr geputzt, in guten Kleidern, namentlich aber in sauber

aufgesteckten Hauben, mit langen bunten fliegenden Bändern, welcher Kopfputz ihre Hauptleidenschaft war.

Was nun meine kleine Person anbelangt, so wurde dieselbe begreiflicherweise Tag für Tag größer und stärker, und wenn mich auch in der ersten Zeit gewaltige Sehnsucht nach den Freuden des Kasernenplatzes und Geschützschuppens bewegte, so fing ich doch auch in kurzer Zeit an, mich in dem kleinen Grenzstädtchen heimisch zu fühlen. Man muß übrigens nicht glauben, daß ich das frühere Soldatenleben vergessen, daß ich der blanken Miranda, des guten Poltes, sowie der Geheimnisse der düsteren Montirungskammer mit weniger Liebe gedacht. — Gewiß nicht! Diese angenehmen Erinnerungen an meine Kinderjahre bewahrte ich fest im Herzen, und um so mehr, da ich ja dazu bestimmt war, nach einigen Jahren selbstthätig und mitwirkend wieder in das Militär einzutreten. Ob ich eigentlich große Lust dazu hatte, wollte mir nicht recht klar werden, und glaube ich fast das Gegentheil versichern zu können, denn oftmals, wenn ich an die dumpfen Kasernenstuben dachte, an die Betten mit den harten Strohsäcken, an Exerciren bei Kälte und Schnee, das ich Alles mit angesehen, sowie an Wache und Arrest, so fühlte ich ein eigenthümliches, fast schmerzliches Zucken in meinem Herzen und konnte oftmals den Gedanken haben, ein anderer Lebensberuf, ein anderer Stand sei auch nicht zu verachten.

Dagegen waren es immer wieder die Briefe meines alten Freundes, des Unteroffizier Poltes, der häufig an meinen Vater schrieb, welche die Lust zum Soldatenleben wieder in mir rege machten. Poltes hatte ebenfalls die Batterie verlassen, da aber sein Gesundheitszustand sich mehr und mehr verschlimmerte, er auch mit der Feder außerordentlich gut umzugehen wußte, so

hatte man ihn auf ein Steueramt zum Schreiben commandirt, und da saß er nun hinter angelaufenen Scheiben, vor sich einen schmalen Hof mit schwarzen Brandmauern, am Ende seiner Feder kauend und dachte an die Kaserne, an die rasselnde und glänzende Batterie und an die dreifache Garnitur-Montirungsstücke, die er einstens commandirt. In solchen Seelenzuständen schrieb er an meinen Vater und dachte dabei an mich. „Was macht der Major? Hoffentlich wird der Junge groß und stark, lernt etwas Tüchtiges und gibt mir bald selbst die Meldung, daß ich mich nach einer Batterie für ihn umsehen soll. Das thu' ich nun freilich für mich schon oft genug, es will sich aber immer noch nichts Passendes finden. Daß unser Hauptmann als Major in den Ruhestand versetzt worden ist, hast du hoffentlich gehört. Sie haben einen neuen, ziemlich jungen Kapitän von der Hauptstadt herüber geschickt, was unsern Premier-Lieutenant und den Herrn Lieutenant v. Schwenkenberg so empörte, daß Beide um ihre Versetzung einkamen. Dies ist ihnen denn auch, aber nicht in Gnaden, bewilligt worden, der Erste wurde zur Festungs-Compagnie nach J. versetzt, wo er seinen ewigen Groll an den Mauern der Citadelle auslassen kann; der Lieutenant v. Schwenkenberg aber nach D. und wird noch langsamer und schwerfälliger im Reden sein, als bisher."

„Mir geht es nicht besonders, alter Freund," hieß es an einer anderen Stelle; „ist mir doch gerade, als wenn ich verdammt wäre zu einem ewigen Gefängniß, und wenn ich einmal zum Sterben komme, was nächstens geschehen wird, so muß ich dahin gehen im Staube von Aktenbündeln, und hätte doch so gerne meinen letzten Blick auf ein Geschützrohr fallen lassen, auf eines, das gerade zufällig so herrlich in der Sonne funkelt. Ach! die Jugendzeit war prächtig und kommt mir jetzt mehr als je in

meinen Träumen vor. So ein Morgen in Duft und Glanz, wenn wir lustig sangen und die Pferde schnaubten, und die Geschütze so dumpf auf der Landstraße dröhnten! Oder wenn es dahin ging in tollem Jagen, eine Anhöhe hinauf, hinter welcher der Feind stand: — — Batterie — h-a-a-a-alt! — — Ja, Batterie halt! wird mir auch bald vom obersten Chef sämmtlicher Kanoniere zugerufen werden, und über diesen wichtigen Moment habe ich meine letzten Bestimmungen testamentarisch niedergelegt. Man soll mir ein hölzernes Kreuz machen von zwei Geschützröhren, und daß du das besorgst, dafür bürgt mir deine alte Freundschaft. — Meinen Lebenslauf vor Augen laß den Major nur was Tüchtiges lernen; er muß die Epauletten bekommen und später einmal eine Batterie commandiren. An mich denken wird er häufig genug, deß bin ich von ihm überzeugt, denn auf der ganzen weiten Welt wird sich Niemand so über sein Glück freuen wie ich. Ja, wenn er einmal die Epauletten hat, und besucht mich, der ich dann unter dem bezeichneten Kreuz liege, so werde ich es fühlen, trotz sechs Schuh Erde und trotzdem mir schon Gras und Baumwurzeln in die Ohren gewachsen sind."

Durch ähnliche Talente, wenn auch in kleinerem Maßstabe, wie mein Vater sie besaß, hatte ich mir in kurzer Zeit die Liebe meiner Schul- und Spielkameraden erworben. Mit den Rädern eines alten Pfluges, auf dem ein Stück hölzerner Brunnenröhre befestigt wurde, hatten wir ein außerordentlich schönes Stück Geschütz hergestellt, das ich natürlicher Weise Miranda taufte und vermittelst welchem ich meinen Spielkameraden das Artillerie-Exercitium beibrachte. Auch die Geschenke der Kanoniere, bei meinem Abgang aus der Kaserne, wurden auf's Zweckmäßigste verwendet, und die alten Montirungsknöpfe, Sporenräder, namentlich aber

die Säbelquasten verschafften mir manche feste und nutzenbringende Freundschaft. Ueberhaupt wurde ich von meinen Kameraden als Kind eines Soldaten und als bestimmt, einstens selbst den Säbel zu tragen und ein Geschütz zu führen, mit einer gewissen Hochachtung, ja Ehrfurcht betrachtet. Auch ging hier schon die Prophezeiung der Madame Hammer, welche meinem Eintritt in die Welt Vorschub geleistet, theilweise in Erfüllung, denn die Knabencompagnie hatte mich zu ihrem Major ernannt, welche Stelle ich mit dem möglichsten Anstand auszufüllen mich bestrebte. Meine Mutter war über diese Auszeichnung sehr erfreut, und wenn ich mit kindischer Gravität äußerst ernsthaft die Meldung meiner Untergebenen, welche mich mit „Herr Major" anredeten, annahm, so dachte sie schmunzelnd der Stunde meiner Geburt, wo Musik erschallte und der Unteroffizier rief: „Dort kommt der Major!"

Unter meinen Knabenfreundschaften war, wie das immer zu geschehen pflegt, eine dauernder und fester, und zwar mit dem Sohne des herrschaftlichen Gärtners. Eben so sehr wie zu der Person meines Gespielen fühlte ich mich zu dem Geschäft seines Vaters, welches auch schon theilweise das meines Freundes war, hingezogen, denn auch er mußte schon thätige Hülfe leisten, Unkraut ausjäten, Blumentöpfe sortiren, Etiketten schreiben und dergleichen mehr. Durch dies letztere Geschäft hatte er eine Menge lateinischer Benennungen gelernt, die er bei Spaziergängen mit dem Lehrer, wenn wir irgend eine merkwürdige Blume fanden, vor der ganzen Schule anwenden mußte. Hierdurch und weil er überhaupt einer der fleißigsten und gesetztesten Schüler war, sehr ruhig und überlegt sprach, an recht kindischen Streichen keinen Antheil nahm, so hieß er der weise Vogel, da sein Geschlechtsname Vogel war.

Bald waren wir unzertrennlich, und so wie ich die Schulstunden hinter mir hatte, eilte ich davon und war seelenvergnügt, wenn mich der Gärtner mit einer kleinen leichten Arbeit beauftragte. Mir war so wohl unter den Pflanzen und Blumen, und ich hatte auch ein Geschick in der Behandlung derselben. Hatte doch der Gärtner schon einigemal alles Ernstes mit meinem Vater gesprochen und ihm zugeredet, er solle mich ihm in die Lehre geben. Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn sich nicht meine Mutter auf's Festeste und Bestimmteste dagegen erklärt hätte, unterstützt von ein paar alten Frauen ihrer Bekanntschaft, worunter die Schulmeisterin, deren Mann viel lieber im Garten als in der Schulstube sei, wodurch er seinen Vorgesetzten ein Aergerniß gebe und unmöglich weiter kommen könne, erklärte sie sich auf's Entschiedenste gegen die Erlernung der Gärtnerei und meinte, Jemand wie ich, dem die Epauletten nicht fehlen könnten, ja, den das Schicksal bei der Geburt schon zum Major bezeichnet, dürfe nicht daran denken, ein, wenn auch an sich recht respektables Geschäft, wie die Gärtnerei, zu erlernen.

Und wie früher in der Kasernen-Restauration bei Unteroffizier Wortmann, so führte auch Mama bei Steueraufseher Wortmann fort und fort das Regiment des Hauses mit unumschränkter Gewalt. Und nicht nur war sie bei uns im Hause tonangebend, sie hatte sich vielmehr auch bei ihren Bekannten eine gewisse Herrschaft zu erringen gewußt, so daß nur das geschah, was die Steueraufseherin Wortmann durch ihr Beispiel zur Nachahmung empfahl. War sie doch lange in einer großen Stadt gewesen, hatte Generale und Prinzen genug gesehen, ja mit einem der letzteren sogar gesprochen. Das war nämlich an einem heißen Manövertage gewesen, wo sich Se. Hoheit herabließ, ein Gläschen

Rum anzunehmen, das ihm von der freundlichen Marketenderin angeboten wurde. Natürlich wurde dieser Vorfall mit einigen Nebenumständen erzählt, und wenn meine Mutter ihn den erstaunten Zuhörerinnen vorgetragen, so blieb man zweifelhaft, ob Se. Hoheit der Prinz damals bei uns nur zum Kaffee gewesen sei, oder ob er huldreich ein Gabelfrühstück eingenommen. Das Letztere schien am unzweifelhaftesten.

Auch was die Haushaltungen verschiedener vornehmer Damen, der Majorin A., der Obristin B. anbelangte, so war meine Mutter auf's Genaueste unterrichtet, und wußte der Schulmeisterin, der Frau des Steuer-Controleurs, ja sogar der regierenden Bürgermeisterin manchen praktischen Wink zu geben. Ueber Leinwand-Verhältnisse, besonders Waschangelegenheiten, war sie aus leicht zu erklärenden Gründen auf's Genaueste unterrichtet, hatte auch hie und da die Zurüstung zu einem außerordentlichen Mittagsessen oder einem großen Thee mit ansehen dürfen und ahmte daraus mit einigem Geschicke nach. Daß bei diesen Nachahmungen zuweilen Kleinigkeiten mangelten, der Thee im Wasserkessel auf den Tisch kam und der Spülnapf dazu benutzt wurde, um aus demselben das allzu starke Getränk zu verdünnen, oder daß bei einem Mittagsessen nach der Suppe ein marinirter Häring kam, oder der Salat so verzuckert war, daß er für eine süße Schüssel hätte gelten können, — Gott! wen geniren solche Kleinigkeiten! Trotz alledem sprach man doch mit großer Achtung von unserem Hause und staunte die oft merkwürdigen Phantasien an, an denen es Madame Wortmann nie fehlte.

So hatte sie in früheren Jahren gehört, daß die Töchter des Hauses, wenn sie einmal sechszehn Jahre alt geworden seien, in die große Welt eingeführt werden. Obgleich meine Mutter

keinen rechten Begriff davon hatte, so beschloß sie doch, diese Feierlichkeit nach eigener Erfindung, als meine Schwester siebenzehn Jahre alt geworden war, mit möglichstem Pompe auszuführen. Sie lud die uns befreundeten Honoratioren des Städtchens zu einem großen Kaffee zusammen, und nachdem sich Alle in eine höchst feierliche Stimmung hinein gegessen und getrunken hatten, sagte Madame Wertmann in einer rührenden Rede: sie wolle sich am heutigen Tage erlauben, ihre älteste Tochter in die Welt einzuführen. Da mußte ich die Thüre des Nebenzimmers so weit öffnen, als es möglich war, und hinter einem Vorhange hervor, den Mama zu diesem Zwecke selbst dort angebracht und nun eigenhändig wegzog, trat meine Schwester in weißem Kleide, Blumenkranz und Schleier im Haar, vor die erstaunte Versammlung, wurde von jeder Einzelnen mit großer Rührung begrüßt, küßte der Reihe nach die Hand, wurde wieder auf die Stirne geküßt und bekam auf diese Art Sitz und Stimme im Kaffeerathe. Dieser solenne Akt des Einführens erwachsener Töchter in die Welt fand im Städtchen große Nachahmung und freute man sich darauf, wie auf andere Feierlichkeiten im Leben.

Daß mein Vater all' diesen Geschichten ziemlich fern blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen. War er früher im Militärdienste pünktlich gewesen, so war er es jetzt bei der Steuerpartie wo möglich noch mehr; ja, er erwarb sich die Liebe seiner Vorgesetzten in hohem Grade, und bei einer Visitation, die der Oberinspektor abhielt, gab ihm dieser Hoffnung auf ein Avancement zum Steuer-Controleur.

Meine Erziehung wurde übrigens durchaus nicht vernachlässigt. Außer den Schulstunden wurde noch durch Privatunterricht in der Mathematik und in Sprachen nachgeholfen, und mein

Vater verwendete jeden freien Augenblick auf meine militärische Ausbildung. Mit sechszehn Jahren konnte ich exerciren wie ein Unteroffizier und wußte den ganzen Artillerieleitfaden so auswendig, daß mein Vater, obgleich er nicht viele Worte zu machen pflegte, doch eines Tags den Schulmeister versicherte, ich habe Kenntnisse wie ein Oberfeuerwerker, und was Artilleriekunde anbelange, so könne ich mich morgen zum Offizier-Examen melden.

Um diese Zeit kam denn auch ein Brief des Unteroffizier Poltes, worin er uns die Mittheilung machte, daß es ihm persönlich sehr schlecht gehe, daß er aber eine Batterie gefunden habe, in der nur ein paar Freiwillige seien, die auf Avancement zum Offizier dienten, deren Kapitän sich aber bereit erklärt habe, den Sohn eines braven Unteroffiziers aufzunehmen.

Viertes Kapitel.

Der Major wird durch einen Freund seines Vaters dem Brigade-Commandeur vorgestellt, und da man militärische Kenntnisse an ihm entdeckt, zum Kanonier angenommen.

Es geht Einem mit dem Militärleben in mancherlei Beziehungen wie mit dem Reisen in südlichen Ländern, namentlich im Orient: von außen Pracht und Herrlichkeit, Glanz und Schimmer. Wie dort eine Stadt, so staunt man hier das schöne Schauspiel eines manövrirenden Regimentes, einer feuernden Batterie, ja eines einzelnen Reiters bewundernd an, und meint, mit jedem Schritte, mit dem man näher hinkommt, würden sich immer reichere und herrlichere Details entfalten, und wenn man erst selbst ein Bestandtheil jener strahlenden Maschine geworden, so wäre des Glücks kein Ende. Um aber einen anderen nicht

minder passenden Vergleich anzuführen, so geht es im Militärleben im Frieden wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten: wer hinter die Coulissen schaut, der zieht die Augenbrauen hoch empor, zuckt mit den Schultern und fragt sich: wie konnte ich mich so täuschen lassen?

Die offene Scene beim Militärleben ist für den Zuschauer das an einem schönen Tage marschirende Regiment, der friedliche Feldzug, Manövertage genannt; hinter den Coulissen aber ist das Kasernenleben, Exerciren, Waffen- und Knöpfeputzen, Wachen aller Art, kurz der sogenannte Gamaschendienst, nicht zu vergessen die unruhige Nacht auf einem harten Strohsacke zu sechzehn in einem dumpfen Kasernenzimmer. Aber für Jeden, der später in die Welt hinaus will, ist es ersprießlich, all' diese kleinen Leiden und Täuschungen in früher Jugend kennen zu lernen, und eine prächtige Vorschule für jeden spätern Wirkungskreis; — lernt man doch Subordination gegen den Vorgesetzten und gegen das Schicksal, und bekommt eine dicke Haut, so daß wir die tausend Nadelstiche, denen wir später ausgesetzt sind, leichter ertragen können, sie uns kaum mehr wehe thun — —

Als ich unser kleines Grenzstädtchen und das elterliche Haus verließ, that ich das mit schwerem Herzen, denn alle die zurückbleibenden lieben Freunde beeiferten sich, mir ihren Schmerz über unsere Trennung darzuthun. Hatte ich beim Abgang aus der Kaserne viel unnütze Sachen geschenkt erhalten und mitgeschleppt, so ging es mir bei der jetzigen Trennung fast ebenso; nur hätte ich einen eigenen Wagen gebraucht, um mit mir zu nehmen all' die Freundschaftsbezeugungen, bestehend in geräucherten Würsten, Aepfeln, Nüssen, Backwerk der verschiedensten Art, dann Bücher, Schreibpapier, kurz alle möglichen Artikel, nicht zu vergessen eine

ganze Schachtel Sämereien meines Freundes, des weisen Vogel, die er mir mitgeben wollte, und dabei die Hoffnung aussprach: „Siehst du, lieber Freund, die Garnison, wo du hinkommst, soll eine große Festung sein mit Gräben und Wällen; vielleicht findest du einmal auf letzteren irgend ein Plätzchen, wo es dir erlaubt ist, einen kleinen Blumengarten für dich anzulegen.“ Mein Vater lächelte eigenthümlich, als der gute Vogel so sprach, und meinte, er mache sich einen ganz sonderbaren Begriff von einer königlichen Umwallung; „da wird kein Blumengarten gut gethan,“ sagte er; „das Einzige, was da geduldet wird, ist sehr kurz geschorenes Gras, schön geordnete Kugelhaufen und alte, mürrische Wallgeschütze.“ Die Sämereien mußten also, wie so vieles Andere, zurückbleiben, Vater Wortmann hatte mir höchst eigenhändig einen Tornister angefertigt, in welchen das nothwendige Weißzeug verpackt wurde. Was ich an Civilanzügen mitnehmen sollte, trug ich auf dem Leibe. Wozu auch mehr? bei der Compagnie fanden sich ja genug alte Commißwöllchen vierter und fünfter Garnitur; dagegen aber erhielt ich eine Artilleriedienstmütze, sowie einen Säbel meines Vaters, der quer auf meinen Tornister geschnallt wurde, damit man schon von Weitem sehe, weß Geistes Kind ich sei.

Die beiden letztgenannten Stücke übergab mir mein Vater mit großer Feierlichkeit, und kam ich mir in selbigem Augenblicke vor, wie jener junge Ritter, zu welchem sein Erzeuger bei einer ähnlichen Veranlassung sagte:

Sohn, hier hast du meinen Speer;
Meinem Arm ist er zu schwer.

Dabei kann ich nicht vergessen, wie dieses an sich so rührende Lied in der Kaserne parodirt wurde.

Sohn, hier hast du meinen Sabel;
Mir wird mit der Zeit ganz miserabel.

Daß der Abschied von den Meinigen sehr rührend war, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen. Meine Mutter weinte heftig, meine Schwestern schluchzten so laut, als sei dies ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, und selbst mein Vater konnte kaum seine Thränen zurückhalten und zog seine beiden Hände zu wiederholten Malen tief in die Rockärmel zurück, wie er bei großen Veranlassungen zu thun pflegte. Endlich entlief ich den Thränen, den Umarmungen, den Segenswünschen, ließ das kleine Haus, wo meine Eltern wohnten, hinter mir, dann die schmale Gasse, wo ein paar Dutzend Bekannte mir aus den Fenstern alles mögliche Gute nachriefen, dann das alterthümliche Stadtthor und zuletzt meine Schulkameraden, die mich eine Stunde Weges weit begleitet hatten. Der weise Vogel trennte sich zuletzt von mir, nachdem er mir noch einen Strauß Feldblumen an der Mütze befestigt, und mich dringend ersucht, die schönen lateinischen Namen derselben nicht zu vergessen.

Nach einer halben Stunde schob sich ein Hügel zwischen mich und das kleine Grenzstädtchen, dann war ich allein in der weiten freien Natur, vor mir die lange Chaussee, über mir den klarsten blauen Himmel, rings um mich her aber das erste frische Grün des Frühjahrs.

Da ich ziemlich kräftig herangewachsen war — für meine sechzehn Jahre war ich freilich nicht lang aufgeschossen, vielmehr ziemlich untersetzt, — so wurde mir das Marschiren leicht, und ich erreichte am Abend bei guter Zeit das kleine Städtchen, welches mir mein Vater zum ersten Nachtquartier vorgeschrieben. Unterwegs war mir nichts Besonderes passirt; nur einmal begeg-

nete mir ein sehr wohlwollender und freundlicher Gensdarm, der sich mit großer Theilnahme nach dem Ziel meiner Reise erkundigte. Ich zeigte ihm meinen Paß, und als er gelesen: „Vorzeiger dieses &c. begibt sich nach M., um bei dem dortigen Artillerie-Brigade-Commandeur die Erlaubniß nachzusuchen, der und der Batterie zugetheilt zu werden,“ entließ er mich freundlich mit einem militärischen Gruße. Ich muß gestehen, der Gruß von dem stattlichen Gensdarmen that mir sehr wohl. Sollte doch auch ich bald eine glänzende Uniform tragen. Und wie freute ich mich darauf! Ueberhaupt war meine Lust zum Soldatenleben in der kurzen Zeit, seit ich das Vaterhaus verlassen, wieder bedeutend in mir rege geworden. Alte, halb vergessene Bilder tauchten wieder auf, das lebendige Treiben im Kasernenhof, die rauschende Musik der Infanterie, die täglich an unserem Fenster vorüberzog, die staubbedeckte Batterie, die so geheimnißvoll auf dem Pflaster dröhnte, und dann die Erzählungen der Unteroffiziere und Gemeinen, wenn sie bei meiner Mutter ihren Schnaps tranken und von Manöver, Marsch und Einquartirung sprachen.

In dem Grenzstädtchen, wo ich bis jetzt gelebt, gab es außer meinem Vater und den andern Steuerbeamten nur wenige uniformirte Personen, die der Beachtung werth gewesen wären; die beiden alten Polizeidiener in ihren abgeschossenen Röcken zählten eigentlich gar nicht mit, und eben so wenig die gestickten Fräcke des Postinspektors und Bürgermeisters, die am Geburtstage Seiner Majestät des Königs zum Vorschein kamen. — „Ich dagegen,“ so sprach ich zu mir selber in jugendlichem Uebermuthe, „wenn ich in einem Jahre nach Haus komme, da werde ich ihnen zeigen, was eine Uniform und was ein Soldat ist. Hab' dann vielleicht schon ein paar goldene Tressen am Arm und werde angestaunt

werden von Alt und Jung. — Ach ja! hoffentlich auch von den jungen Mädchen, vielleicht sogar, daß es Bürgermeisters Anna der Mühe werth findet, sich verstohlen nach mir umzuschauen!" Bei diesen Gedanken blickte ich selbst verstohlen um mich her, und obgleich weit und breit kein menschlich Wesen war, das mir hätte in die Augen schauen können, fühlte ich doch, wie ich über und über roth wurde. — —

Den andern Tag kam ich auch richtig nach M., begab mich in ein bescheidenes Gasthaus, putzte am folgenden Morgen meine Kleider, namentlich die Knöpfe, auf's Sorgfältigste, ebenso den messingnen Griff meines Säbels, stäubte meinen Tornister ab und ebenso meine Feldmütze, nachdem ich vorher den verwelkten Blumenstrauß des weisen Vogel in meine Brusttasche gesteckt. Dann begab ich mich mit einigem Herzklopfen nach der Kanzlei des Brigade-Commandeurs. Mein Vater hatte mir ein Schreiben mitgegeben an einen alten Freund seiner ehemaligen Batterie, der als Schreiber zum Stab abgegangen war. Diesen sollte ich vor allen Dingen aufsuchen und ihn bitten, die einleitenden Schritte für mich zu thun, damit ich dem Herrn Brigade-Commandeur baldigst vorgestellt würde.

Die Wohnung desselben hatte ich bald aufgefunden; es war das ein stattliches Gebäude, vorn mit einem großen Hofe, der von einem Gitter umschlossen war, an dessen Eingang ein Kanonier mit gezogenem Seitengewehre behaglich in der warmen Morgensonne umherschlenderte. Er betrachtete mich forschend von oben bis unten und sagte lächelnd: „Na, wo willst denn du hin?" — „Zu dem Herrn Brigade-Commandeur," antwortete ich ihm. — „Direkt?" entgegnete die Schildwache; „da mußt du früh aufgestanden sein. Wirst besser thun, wenn du einen kleinen Umweg

machst. So durch die Anmeldungskanzlei hindurch. — — Na, ich verstehe," fuhr er fort, als er sah, daß ich meinen Brief aus der Tasche zog, wirst schon was Schriftliches haben. Da, links im Hofe Nro. 4, wo die Schreiber im Feuer exerciren, da klopf' nur an, und wenn auch Keiner „herein!" ruft, so mach' nur die große Thüre auf; fressen werden sie dich gerade nicht. Apropos," sagte er, als ich mich zum Weggehen anschickte, „wie viel Uhr kann es wohl sein?" — „Halb Zehn." — „Also noch eine halbe Stunde bis zur Ablösung, verdammt lange! Na! 's geht auch vorüber." Damit warf er seinen Säbel in den Arm und schlenderte gähnend von mir weg.

An der bezeichneten Thüre Nro. 4 klopfte ich leise an, einmal, zweimal, dreimal, denn trotz dem Rathe der Schildwache war ich doch zu schüchtern, ohne Erlaubniß einzutreten. Als ich schon den Finger zum viertenmale gekrümmt hatte, vernahm ich drinnen eine laute, fast zornige Stimme, die „R-r-r-rein!" schrie, so daß es durch's ganze Haus dröhnte. Ehe ich ihr Folge leistete, nahm ich bescheiden meine Feldmütze ab, dann trat ich in ein ziemlich großes Gemach, in dem sich vier weiß angestrichene Schreibpulte befanden, die wie große Vogelbauer aussahen, denn bis an die Decke waren sie mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, hinter welchen vier Köpfe auftauchten, deren Augen mich neugierig anschauten. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Mann in der Artillerieunterofficier-Uniform, den Waffenrock unten aufgeknöpft, mit gespreizten Beinen, und schaute mich den Eintretenden mit finsterem Stirnrunzeln an. Von seinen Gesichtszügen war wenig zu sehen! unter buschigen Augenbrauen hatte er die Augen zusammengekniffen, und der Schnurr- und Backenbart nach dem neuen Reglement bedeckte die ganze untere Partie seines

Gesichtes. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Schreibfeder mit großer Fahne quer in den Mund genommen.

„Na, da bin ich begierig," sagte der finster aussehende Mann, nachdem er mich eine Weile gemustert, „was aus dem Tornister herausspazieren wird. Bombardier Knöller," wandte er sich an einen der Schreibenden, „haben sie vielleicht wieder eine Ahnung über diese Sache?" — Der Gefragte antwortete durch ein blödsinniges Lächeln und schrieb dann ruhig weiter. Ich hatte unterdessen mein Schreiben hervorgeholt und es dargereicht. Der Unterofficier nahm es, schlug mit der flachen Hand auf die Adresse, um den überflüssigen Sand zu entfernen, dann betrachtete er die Schriftzüge genau, und rief auf einmal laut: „Soll mich doch der-r-r-r — holen, wenn das nicht die Pfote des alten Wortmann ist. — Und du?" wandte er sich gegen mich, „ja das kann nicht fehlen, straf' mich Gott! Du bist Wortmann's Major oder ich will eine Schlagröhre sein. Bomben und Hagel! ist mich der Kerl gewachsen! ist kaum zwei Käse hoch und trägt schon eine Artillerie-Dienstmütze; hat auch ein Brodmesser aufgeschnallt. Na, die Sache wird immer schöner. Hat man je so etwas erlebt? — Bombardier Knöller, das ist der Major, von dem ich ihnen schon erzählt. — Herr Major, ich freue mich außerordentlich, ihre Bekanntschaft zu erneuern." Damit ergriff er meine Hand, lachte laut hinaus, und die vier Schreiber, die mich mit langgestreckten Hälsen durch das Gitterwerk anschauten, lächelten ebenfalls.

Nachdem in seinem Lachen einige Ruhe eingetreten war, öffnete er den Brief meines Vaters, las ihn durch, nickte zuweilen mit dem Kopfe und sagte am Ende: „Ganz gut! vortrefflich! Die Sache wollen wir gleich arrangiren. Ich werde den Herrn Hauptmann Schmelzer sogleich in Kenntniß setzen, und du sollst

dem Herrn Obersten, noch ehe er zur Parade geht, vorgestellt werden. — Teufel! da habe ich eine vortreffliche Idee. Er macht so eben seinen Morgenspaziergang in den kleinen Gärten neben dem Hofe. Wenn er dich so mit dem Tornister sähe, aber ganz unverhofft, daß er fragen müßte, wer du seist, und was du wollest, das wäre am allerbesten. Fassen wir die Sache sogleich an vier Zipfeln. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Du Bursch, Kopf in die Höh', Brust heraus, blas' die Backen auf, gib deinem Gesicht ein Ansehen, und wenn du eine Figur erscheinen siehst, wie Schippenbauer — Gott verdamm' meine schlechten Späße!" unterbrach er sich selber, „ich kann mir das nicht abgewöhnen — wollte ich doch sagen, wenn du einen Offizier eintreten siehst mit schwarzem Haar, schwarzem Bart, schwarzen Augenbrauen, schwarzem Rock, kurz eine schwärzliche Erscheinung, so hat für dich die große Stunde der Entscheidung geschlagen."

Nach diesen Worten schritt der Wachtmeister an das Fenster, öffnete es weit und sagte zu den Schreibern: „Nehmen sie ein frisches Blatt, meine Herren!" Dann nahm er einen zusammengefalteten Bogen Papier von dem Tische, stellte sich an's offene Fenster und diktirte mit dröhnender Stimme — eigentlich schrie er mehr, als er sprach —: „Brigadebefehl. Durch mein Schreiben vom 16. dieses ist es zur Kenntniß der Herren Abtheilungscommandeure gekommen, daß Ende dieses Monats unser Allergnädigster König und Herr die Gnade haben wird, meine Brigade Höchstselbst zu inspiciren —"

„Herr Wachtmeister Sternberg," sagte in diesem Augenblick eine dünne, sehr feine Stimme vor dem Fenster, „Sie können füglich meine Befehle den Schreibern diktiren, ohne dabei so unnöthig zu schreien."

Der Angeredete, der beständig mit einem Auge zum Fenster hinausgeblinzelt hatte, und wohl gesehen, wie sich der Sprecher über den Hof genähert, that auch, als sei er auf's Höchste überrascht, ja wie von einem Blitzstrahl getroffen, als er die Stimme seines Vorgesetzten hörte. Er knickte ordentlich zusammen, dann sagte er: „Tausendmal bitte ich um Verzeihung, Herr Oberst, daß ich so laut diktirte; aber wenn man von der Ankunft Seiner Majestät spricht, da redet man sich unwillkürlich in die Begeisterung hinein."

„Ich habe nichts gegen Ihre Begeisterung, Wachtmeister Sternberg," erwiederte der Oberst, indem er sein ohnehin glattes schwarzes Haar noch fester an den Kopf strich, „möchte mir aber alles unnöthige Geschrei ganz ergebenst verbeten haben."

Daß ich bei dieser Unterredung meine schönste Haltung annahm und der erhaltenen Vorschrift gemäß gelinde meine Backen aufblies, wird man mir auf's Wort glauben. In der nächsten Sekunde erblickte mich der Chef, kniff seine Augen zu und sagte: „Was ist denn das?"

Der Wachtmeister streckte sich ein paar Zoll höher, stand außerordentlich gerade und meldete: „Zu Befehlen des Herrn Obersten, der Sohn eines alten Kameraden, eines ehemaligen Unteroffiziers der Batterie, kommt mit den nöthigen Zeugnissen und allen möglichen Papieren und wünscht in der Brigade auf Avancement zu dienen; ist von seinem Vater so instruirt worden, daß er das Exercitium wie ein Alter versteht. War immer ein großer Freund von der Kanone, der Kleine da. — Wortmann's Major."

„Welcher Major, Herr — Wachtmeister Sternberg, wenn's beliebt?"

„Halten zu Gnaden, das ist nur so ein Kasernen-Ausdruck, ein Beiname.

Der Oberst, der den Chef seiner Schreiber wohl zu kennen schien, zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Wachtmeister, Sie sind unverbesserlich. Dann sprach er, indem er auf mich wies: „Das da soll herauskommen in den Hof. Wir wollen es hier außen anschauen." Als er darauf vom Fenster wegtrat, gab mir der Wachtmeister in der Freude über den gelungenen Streich einen Rippenstoß, daß ich fast umgefallen wäre, kniff sein rechtes Auge zu und verzog auf diese Art sein Gesicht zu einer wahrhaft scheußlichen Fratze. Dann folgten wir beide dem Befehl des Vorgesetzten.

Der Oberst stand in der Mitte des Hofes in sehr aufrechter Haltung und hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. Er war ein großer, wohlgewachsener Mann, aber, wie der Wachtmeister vorhin bemerkt, in der That eine schwärzliche Erscheinung. Schade, daß sein schwaches Organ nicht zu dieser großen Figur paßte. Hinter ihm bemerkte ich einen andern Offizier, den die laute Unterredung am Fenster wahrscheinlich ebenfalls hinausgelockt. Er trug die Hauptmanns-Uniform und stand, eine mächtige Brieftasche in der Hand, in sehr steifer Haltung hinter seinem Vorgesetzten. Die Schildwache am Thor schien außerordentlich befriedigt, daß die Langweiligkeit des Hofes durch ein unerwartetes Schauspiel belebt würde.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann Schmelzer," sagte der Oberst. nachdem er mich ein paar Augenblicke betrachtet, „das ist ein Soldatenkind, welches sich anschickt, den höchst ehrenvollen Stand seines Vaters zu ergreifen, — ein Entschluß, der zu loben ist, besonders weil er sehr selten vorkommt. Will doch Alles in der

Welt einen scheinbar bessern Stand ergreifen, als der des Vaters. Der Sohn des Handwerkers schämt sich der väterlichen Werkstätte und will Kaufmann werden, der Sohn des Kaufmanns will um allen Preis studiren oder sich zum Künstler heranbilden. Ich versichere Sie, Herr Hauptmann Schmelzer, daß die Alten, mit ihrem strengen Kastengeiste, wohl wußten, was sie thaten. — Das aber in Parenthese. — Wie heißt du?" wandte er sich an mich.

„Friedrich Wilhelm Wortmann," gab ich zur Antwort.

„Friedrich Wilhelm Wortmann. Und kann also exerciren?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Hat auch vielleicht den Artillerie-Leitfaden schon angeschaut?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Kennt die Verpackung eines zehnpfündigen Granatwagens?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und die Anfertigung einer Leucht- und Stinkkugel?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Wir wollen das untersuchen, Herr Hauptmann von Schmelzer. Sorgen Sie dafür, daß die Papiere des jungen Menschen bestens untersucht werden, auch er selbst, ob er körperlich tüchtig ist, und wenn sich alles das zu seinen Gunsten herausstellt, so soll man ihn prüfen, ob er wirklich das Exercitium inne hat, und in dem Falle an dem übermorgenden Bombardier-Examen Theil nehmen lassen. Nicht, als ob ich daran dächte, ihn schon im Voraus zu avanciren, — Gott soll mich bewahren! — sondern nur, um ihm einen Sporn zu geben, der ihn veranlaßt, durch gute Aufführung eifrigst nach den Tressen zu streben. Auch als Empfehlung an seinen künftigen Batterie-Chef. Hat er einen Wunsch in dieser Richtung?"

„Mit der gnädigsten Erlaubniß des Herrn Obersten," erwie-

derte der Wachtmeister, „wünscht er der achten Fußcompagnie zugetheilt zu werden."

„Hauptmann von Bitter in D.," entgegnete nachdenkend der Oberst, wobei er den Kopf schüttelte und die Augenbrauen hoch emporzog. „Warum gerade dahin?"

„Der Vater des jungen Menschen hat in D. einen guten Freund, ebenfalls früher Unteroffizier, jetzt bei der Steuer-Partie, der ihm mit Rath und That an die Hand gehen wird," meldete der Wachtmeister. „Auch sind bei der achten Fußcompagnie nur zwei Freiwillige, die auf Avancement dienen."

„Meinetwegen," sagte der Oberst; „der Premier-Lieutenant dorten ist der von Schwenkenberg, ein braver Mann. — Also Gott befohlen!" Damit neigte er seinen Kopf leicht gegen mich hin und ging mit dem Hauptmann Schmelzer nach dem Garten zurück, wo er hergekommen war. Der Wachtmeister faßte mich am Kragen und zog mich in die Stube Nro. 4 zurück. „Siehst du, Major," sprach er dort, wobei er sich die Hände vor Vergnügen rieb, „du hast mehr Glück als Verstand. Wirst da ohne Anstand angenommen und darfst ohne Weiteres das Bombardier-Examen machen. So gut ist's Unsereinem nicht geworden. Ja, Major, es wird doch am Ende noch wahr, was man dir bei deiner Geburt prophezeit. Weßhalb übrigens dein Vater auf die achte Fußbatterie versessen ist, kann ich mir auch nicht erklären. Freilich lebt der alte Poltes in D., aber der kann dir nicht mehr viel helfen. Habe ich doch vor ein paar Tagen einen Brief von ihm erhalten, worin er mir schreibt, er habe seine letzte Vollkugel geladen, und wenn die hinausgepufft sei, so rufe er für ewige Zeiten: Batterie halt! Sonst hast du bei der achten Fußbatterie verdammt wenig zu hoffen. Der Kapitän Bitter, na, der

ist nicht bitter! Eigentlich böse kann man ihn nicht nennen, aber er hat in seinen Ideen ganz confuse Streifen. Des Premierlieutenants von Schwenkenberg wirst du dich vielleicht noch erinnern; er ist nicht fetter am Leibe und nicht geschwinder im Reden geworden. Na! im Grunde ist es Einerlei, einen Haken gibt's überall und ohne Kampf kommt man nicht durch die Welt. — Jetzt wollen wir aber frühstücken gehen."

Das thaten wir denn, und der Wachtmeister Sternberg, der sich meiner überhaupt freundlich annahm, zeigte mir die Merkwürdigkeiten von M.; führte mich bei einigen seiner Kameraden ein und erhielt am andern Morgen die Erlaubniß, das Exercitium leiten zu dürfen, das ich durchmachen mußte, und worin ich, ich kann es wohl sagen, mit Ehren bestand. Ebensogut ging es mir mit dem Bombardier-Examen, und ich hatte das Glück, daß der vorsitzende Offizier zu mir sagte: „Hätten Sie nur sechs Wochen gedient, so würde ich speziell darauf antragen, daß man Ihnen die Tressen gebe. Aber Sie sind ja noch jung und werden sie frühzeitig genug erhalten."

Ein paar Tage nachher verließ ich M. mit frohem Muthe und gelangte nach mehrtägigem Marsche glücklich in D. an.

Fünftes Kapitel.

Ich wohne dem Appell meiner Kompagnie bei, ohne noch zu ihr zu gehören, sehe die Bestrafung eines Küchengehülfen mit an und werde vom Kapitän sehr unfreundlich aufgenommen.

Begreiflicher Weise war mein erster Gang zu Poltes. Ich hoffte ihn auf seinem Bureau zu finden, doch erhielt ich hier die traurige Nachricht, daß er schon seit vierzehn Tagen nicht mehr

zur Arbeit komme und auch wahrscheinlich nie mehr erscheinen würde. Das Frühjahr, den meisten Brustleidenden gefährlich, hatte auch ihn stark mitgenommen. Nach einigem Nachfragen fand ich seine Wohnung, an der Thüre auf einem kleinen Täfelchen stand der Name Poltes, dem er treu geblieben war. Ich klopfte an, drinnen hustete es, dann rief eine matte Stimme: „Herein!"

Mit klopfendem Herzen trat ich in die kleine Stube. Da saß Poltes aufrecht in seinem Bette, und hatte er schon früher eingefallene Wangen gehabt, so war jetzt sein Gesicht kaum mehr zu kennen. Nur die Augen blitzten noch wie damals, und um den Kopf hatte er noch dasselbe rothseidene Tuch geschlungen, das er in früheren Jahren in der Montirungskammer zu tragen pflegte. Seine Stirne war wachsbleich, seine Lippen fahl, und nur die Haut über seinen hervorstehenden Backenknochen war mit einer tiefen, unheimlichen Röthe bedeckt. Er schien mich nicht zu kennen, denn als ich auf ihn zutrat, sah er mich mit einem befremdeten Blicke an. Erst als ich eine meiner Hände auf seine Rechte legte und ihm sagte: „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? haben Sie Ihren kleinen Gehülfen auf der Montirungskammer vergessen?" da blitzte es in seinen Augen auf und zuckte fast wehmüthig über sein bleiches Gesicht.

„Das ist der Major," sprach er mit zitternder Stimme. „Hol' mich Dieser und Jener, es ist der Major. Was bist du groß und stark geworden! Na, euch ist es recht gut gegangen. Der Alte soll ja nächstens Controleur werden, und unsere Freundin, Madame Wortmann, hat sich zur großen Dame gemacht. Ja, siehst du, mein Junge, das Leben ist ein tiefer Brunnen mit auf- und absteigenden Eimern. Wenn der Eine hinaufkommt, muß der Andere hinunter." Bei diesen Worten überfiel ihn ein starker

Hustenanfall. — „Möchte dir gerne etwas Näheres darüber sagen," fuhr er nach einer langen Pause fort.

Ich bat ihn, sich seines Hustens wegen zu schonen. Er entgegnete kopfschüttelnd: „Das hat nicht viel zu sagen; findest du wirklich, daß ich stark huste? — — Ueberhaupt hast du noch gar nicht gesagt, wie du mich eigentlich findest, mein Junge," fuhr er eifriger fort; „jetzt haben wir uns doch in fast zehn Jahren nicht wieder gesehen. Findest du mich sehr verändert? Sag' es gerade heraus."

Was sollte ich darauf antworten? Glücklicher Weise fiel mir ein, ihm zu sagen: „Lieber Unteroffizier Poltes, ich finde Sie gerade nicht auffallend verändert, Sie sehen nur ein Bischen blaß aus, wie Jeder, der starken Schnupfen und Husten hat."

— — — — „Du bist ein gescheidter Junge," erwiederte er mit matter Stimme. „Ja, die verfluchte Erkältung! Habe sie jetzt schon den ganzen Winter; geht mir aber weit besser, fühle mich so leicht, daß ich fast versuchen möchte aufzustehen und dich zu deinem Batteriechef hinzubringen. — — Thut sich aber doch nicht," fuhr er nach einer Weile fort, „will mich lieber wieder gerade hinlegen, meine Brust scheint doch ein wenig angegriffen zu sein. Komm, setz' dich hier oben an mein Bett; ist mir doch, wenn ich dich sehe, als kehre die alte Zeit wieder, da wir Säbel und Knöpfe zählten." Er hatte den Kopf in die Kissen niedergedrückt, wandte mir sein bleiches Gesicht zu und schaute mich mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an. Dabei fuhren seine mageren Hände auf der Bettdecke hin und her, als suchten sie dort etwas. „Vorhin sprach ich davon," sagte er, „daß es im Leben auf und ab gehe. Dein Vater und ich sind davon ein paar lebendige Exempel. Dazumal kamen wir zu gleicher

Zeit zur Batterie: Wortmann in einem alten geflickten Bauernrock, zu Fuß mit bestaubten Stiefeln, ich in der Equipage meines Onkels, angezogen wie ein junger Prinz, hab' das noch nie Jemanden erzählt, und dein Vater sprach mir zu Liebe auch nie darüber. Er wollte Unteroffizier werden, vielleicht einmal Feuerwerker, und später, wenn's hoch käme, Postconducteur; — — nun, ich ärgerte mich darüber, daß es in der Armee keine Generale der Artillerie gäbe, und mochte nicht daran denken, später einmal einen rothen Kragen tragen zu müssen. Geld hatte ich damals genug, lernen mochte ich aber nichts; zum Fähndrichs-Examen ging ich mehrere Male, fiel aber jedesmal durch; beim drittenmal, als mir dies passirte, war ich nahe daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Hätte ich es nur gethan! doch ich war schon zu sehr herunter, um einen anständigen Entschluß fassen zu können. „Ha!" dachte ich, „das Leben ist schön, und man kann ebenso glücklich sein, trägt man nun Epauletten oder Achselklappe; wenn nur das Bier kalt und der Branntwein stark ist. So blieb ich denn, wurde Unteroffizier und später Kapitän d'Armes. Und da war es, wo ich die Ehre hatte, deine Bekanntschaft zu machen, Herr Major. Apropos, von wegen dem Spitznamen, laß' dir dadurch keine Mucken in den Kopf setzen, sei ein braver Soldat, propre und diensteifrig und habe keinen überflüssigen Ehrgeiz. Sind dir die Epauletten vom Schicksal bestimmt, so wirst du sie kriegen; vergiß mir aber nicht, daß ein tüchtiger Unteroffizier ein viel ehrenhafteres Mitglied der Armee ist, als ein schlechter Lieutenant — — Ah! — —"

Nach dieser langen Rede, die er mir gehalten, wandte er das Gesicht von mir ab, und blieb eine geraume Zeit still und unbeweglich liegen. Ich hätte weinen mögen, konnte aber nicht

sprechen, mochte ihn auch nicht zu neuem Reden anfeuern. Ich drückte ihm herzlich die Hand, worauf er mir das Gesicht abermals zuwandte, und mit ganz leiser Stimme sagte: „Ich bin überzeugt, daß du zuerst zu mir kamst; aber jetzt ist es Zeit, daß du nach der Kaserne gehst und deine Papiere abgibst. Du hast doch Papiere vom Brigade-Commandeur?"

Auf diese Frage hin erzählte ich ihm, wie gut es mir in M. gegangen, daß ich den Wachtmeister Sternberg getroffen, daß ich auch das Bombardier-Examen bereits gemacht, und daß ich von dem vorsitzenden Offizier sogar an meinen neuen Kapitän empfohlen worden sei.

Poltes nickte nach meinen Worten zufrieden mit dem Kopfe und sagte: „Das kann gut gehen; aber jetzt geh', du bist am Thore gemeldet worden und mußt dich vor eilf Uhr bei der Batterie einfinden. Heut' Abend oder morgen früh kommst du mich zu besuchen und erzählst mir von deiner Aufnahme. Apropos, grüße mir auch den Lieutenant von Schwenkenberg; da mußt du mich aber nicht Poltes nennen, sondern sagst ihm, Leopold von Berger laß' ihn grüßen. So hieß ich früher einmal," sprach er seltsam lächelnd; „er weiß das ganz genau."

Darauf winkte er mit der Hand zum Abschied und ich verließ das Stübchen mit beklommenem Herzen und traurigem Gemüthe. Hatte ich doch gehofft, den Poltes von damals wieder zu finden, ihn, der so angenehm plaudern konnte und so voll Humor war. Waren es doch erst zehn Jahre, daß ich ihn nicht gesehen, zehn Jahre meiner ersten Jugend, in denen sich für mich eigentlich so gar wenig geändert, wenigstens fast gar nichts unangenehm; ich hatte nur Freunde erworben, keinen Verlust erlitten. Jetzt stand mir ein solcher bevor, denn daß der arme

Poltes nicht mehr lange leben würde, das sah ich wohl ein und deßhalb verließ ich ihn so traurig und niedergedrückt.

Als ich den Hof der Kaserne erreichte, in welcher die achte Fußcompagnie lag, war es eilf Uhr geworden und Alles schon zum Appell angetreten. Die Kanoniere standen, wie es gebräuchlich war, in zwei Reihen, davor die Avancirten mit Front gegen die Compagnie, und im Zwischenraum bewegte sich der Feldwebel, eine kleine dicke Gestalt, die geöffnete Brieftasche in der Hand, aus welcher er alles Bezügliche auf den Dienst vorlas. Die Offiziere hielten sich am rechten Flügel auf, zwei junge Lieutenants und — ja, er war es! — mein Bekannter und Gönner aus der früheren Zeit, der jetzige Premier-Lieutenant von Schwenkenberg. Man mußte ihn wieder erkennen: es war noch dieselbe Gestalt. Der unendlich lange Hals, an dem der kurze Uniformskragen fast kindisch aussah, lang und hager wie ehemals die ganze Figur, an der Hüfte trug er das gewaltige Schlachtschwert, was bis an die Sporenräder streifte und mit diesen in beständiger Berührung war. Jetzt ging er ein paar Schritte dem Feldwebel entgegen — o; ich hätte ihn am Gange unter Tausenden wieder erkannt! etwas vornüber, aber bei jedem Schritte rechts oder links schwankend.

„Vergessen — Sie — nicht — Feldwebel Möller," sagte Lieutenant von Schwenkenberg, „daß — wir — heute — Nach- — mittag — die — Bastion — mit — den — Exercir- — Wallgeschützen — haben. — Suchen Sie mir — die — schwächsten — Leute — aus; — so — eine kleine — Bewegung — kann — ihnen — nichts schaden. — Herr — Lieutenant — Schwarz — wird — die Güte — haben, — sich — mit ihnen — zu beschäftigen." Der Lieutenant Schwarz war ein junger Secondelieute-

nant, den ich natürlich nicht kennen konnte; auch schien er eben erst frisch von der Artillerieschule gekommen zu sein; sein Gesicht hatte noch jenen erhabenen und unbeschreiblichen Ausdruck der Ueberraschung, mit der gewöhnlich die neuen Offiziere Alles beim Eintritt in's praktische Militärleben zu betrachten pflegen. Alles war neu an ihm: Uniform, Porte-épée, Epauletten, Haarfrisur und Bart, wogegen Lieutenant von Schwenkenberg aussah, als habe er eben einen sehr gefährlichen Winterfeldzug überstanden.

Schüchtern umschritt ich die Compagnie in einem großen Bogen und erblickte endlich auch den Kapitän, der vor einem vollständig aufgezäumtem und gesattelten Offizierspferde stand, das von einem Manne gehalten wurde. Der Hauptmann war eine kleine, aber wie mir schien sehr bewegliche Gestalt, denn er blieb nicht eine Sekunde lang auf demselben Platze stehen. Jetzt tänzelte er auf die rechte und jetzt auf die linke Seite des Pferdes; dann sprang er hinter dasselbe, um es so auf allen Seiten zu betrachten. „Bekommt ihm schlecht, die Parade!" rief er darauf; „sehr schlecht; muß aber so sein. Wo Vergehen, auch Strafe. Feldwebel Möller! wie oftmal war Cäsar nun da zur Parade? Wenn ich mich recht besinne achtmal. Soll noch viermal kommen, noch viermal zu Appell, damit das Dutzend voll wird. Alle Wetter! will ihm vertreiben, unartige Männchen zu machen. Konnte ich es doch kaum mit aller Mühe vor einem Sturze bewahren. — Habe ich Ihnen die Geschichte ausführlich erzählt, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?"

„Ich — hatte — das — Glück, sie — mit anzusehen," sagte langsam Lieutenant von Schwenkenberg.

„Contenance, Contenance! Ja, man muß Contenance haben. Der Teufel auch! das könnte in einem Feldzuge noch fehlen! ein

Pferd, das strauchelt und hinschlägt. Machen Sie ruhig fort, Feldwebel Möller," wandte er sich an diesen, der bei der Rede des Kapitäns mit dem Verlesen inne hielt und den Chef ehrerbietig anschaute. — Machen Sie ruhig fort, achten Sie nicht auf mich. Der Appell ist meine Zeit, wo ich nicht nur die ganze Compagnie in- und auswendig betrachte, sondern auch die Kaserne. — Ja, die Kaserne." Bei diesen Worten war er anderthalb Mal um die Compagnie herumgetänzelt, warf aber dabei sehr häufig einen Blick in eine nebenan befindliche offen stehende Thüre, wo herausdringender Rauch anzeigte, daß sich dort die Compagnieküche befinde.

„Was ist das für eine Geschichte mit dem Pferde?" fragte der junge Lieutenant, der erst ein paar Tage bei der Compagnie war, seinen unmittelbaren Vorgesetzten.

Dieser zuckte mit den Achseln, wiegte sich hin und her und entgegnete: „Der — Gaul — war — ein Bischen — unartig; — der — Herr — Hauptmann — wollte — ihn — strafen, — und — als — das — der Gaul — übel nahm, — da — — — — trennten — sie sich. — Zur — wohlverdienten — Strafe — muß nun — Cäsar — zwölf — Tage lang, — wie — Sie eben — gehört, — feldkriegsmäßig — bepackt — zur Parade — kommen."

„Das ist aber eine größere Strafe für den Reitknecht, als für das Pferd."

„Finden — Sie — das?" meinte Herr von Schwenkenberg mit unverwüstlicher Ruhe.

Jetzt wurde die Stimme des Kapitäns wieder laut: „Das Sprichwort, es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen, ist auf den Appell sehr anwendbar. Aber es gehört

ein geübtes Auge dazu. Herr Lieutenant Schwarz, wollen Sie sich gefälligst einmal den Mann Ihres Zuges hier betrachten." Der Batteriechef hatte einen Mann auf dem linken Flügel Kehrt machen lassen und sich dicht vor ihn hingestellt. — „Ich habe gesagt," fuhr er nach einer Pause fort, „es gehört ein geübtes Auge dazu; sehen Sie sich einmal den Mann genau an. — Nun? was? — was entdecken Sie an ihm?"

Der junge Offizier betrachtete ihn ringsum auf's Genaueste, mußte aber achselzuckend gestehen, er finde nichts Besonderes.

Der Kapitän lächelte sichtbar zufrieden. Dann sprach er mit großer Genugthuung: „Ja, ein geübtes Auge erwirbt man nicht in einigen Tagen. Schauen Sie auf die Knöpfe der Jacke."

„Sie könnten etwas blanker geputzt sein," meinte schüchtern der junge Offizier.

„Nicht das, Herr Lieutenant Schwarz; bei Gott im Himmel nicht das," versetzte der Kapitän, wobei er seine linke Hand hoch empor hielt, wie ein Maurer, der das Richtloth handhabt. „Denken Sie sich eine Linie vom Kragenhaken bis zur Hosenbauchnaht. Entdecken Sie nichts? wahrhaftig gar nichts? — — Nun, mein lieber Herr Lieutenant Schwarz, es wäre das in der That zu viel verlangt. Wird schon kommen, wird schon kommen. Man dient nicht umsonst fünfundzwanzig Jahre. — Nun, ich will's Ihnen sagen: der vierte Knopf von oben steht um eine halbe Linie zu viel nach links, Schuld des Schneiders, werden Sie denken. — Gott bewahre! ich richte meine Jackenknöpfe selbst. Er soll einmal aufknöpfen da, und wenn wir nicht am vierten Knopf ein manoeuvre de force finden, so — so will ich Unrecht haben."

Der Kanonier knöpfte die Jacke auf, und es war richtig,

wie der Kapitän gesehen. Statt angenäht zu sein, war der vierte Knopf mit einem Hölzchen befestigt, was ihn in eine schiefe Stellung und den betreffenden Mann auf eine Strafwache brachte.

Triumphirend setzte der Kapitän noch einen Augenblick seine Inspection fort, dann schoß er mit einemmale mit vermehrter Geschwindigkeit in die geöffnete Küchenthüre, nach welcher er schon lange geblickt, und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem Kanonier zurück, den er am Kragen gefaßt hatte und förmlich hinter sich drein zog. Ich muß schon gestehen, daß dieser Mann nichts weniger als das Bild eines properen Soldaten war; er trug eine höchst schmierige Jacke, an der fast alle Knöpfe fehlten; graue leinene Beinkleider, die von Fett starrten, und eine Schürze, deren ehemals blaue Farbe kaum noch zu erkennen war. Gewöhnlich nahm man in damaliger Zeit zu den Küchengehülfen Leute, denen das Exerciren schwer in den Kopf ging, die im Gliede keine gute Figur machten und sich die Benennung „Schmierfinke" erworben hatten.

Der vom Kapitän Herbeigeführte hatte in der linken Hand ein großes Stück Commisbrod, in der Rechten eine Gabel, und obgleich er mit größter Anstrengung kaute und schluckte, wollte es ihm doch nicht schnell genug gelingen, seine vollgestopften Backen in den Magen zu entleeren. „Feldwebel Möller!" rief der Kapitän entrüstet, „sehen Sie diesen alten Schmierfinken an. Habe ihn schon während des ganzen Appell im Auge gehabt, faullenzt in der Küche und frißt in Einem fort. Und was frißt er? Sein trockenes Brod, wie es einem rechtschaffenen Kanonier zukommt? — Gott bewahre, nein. Sondern er steht neben dem Kessel, und mit der Gabel, die er da in der Hand hat, fischt

er einen Speckbrocken um den andern heraus. Tausend Element! das ist eine unerhörte Geschichte. Und sehen Sie einmal diesen verwahrlosten Anzug an, Herr Lieutenant von Schwenkenberg. — Ich will, daß dieser Mann," wandte er sich nach einer Pause, während welcher er ihn wahrhaft erstaunt betrachtet, an den Feldwebel, „vom Küchendienst abcommandirt werde. Ist er doch vollständig aus Rand und Band, Schmierfinke Numero Eins. Wenn er abcommandirt ist, soll er acht Tage lang feldkriegsmäßig verpackt zum Appell kommen. Jetzt magst du in deine Küche zurückgehen. Hat man je so was erlebt? — Und was das Fressen der Speckbrocken anbelangt," rief er ihm noch nach, „so ist das eine Sache, welche deine Kameraden angeht; zu meiner Zeit wärst du dafür über die Bank gelegt worden, und dort, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert, hätte man dich unter einem nassen Betttuch gehörig verarbeitet. — Sind wir zu Ende, Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Lassen Sie uns auseinandertreten."

Dies geschah, und die lachenden Gesichter einiger Kanoniere und die Eile, mit der sich mehrere in die Küche begaben, ließen mich vermuthen, daß das Strafverfahren, von welchem der Kapitän gesprochen, gegen den Küchengehülfen nächstens und nachdrücklichst in Anwendung kommen werde.

Die Offiziere und der Feldwebel blieben noch einen Augenblick bei einander stehen, worauf ich meine Feldmütze abnahm und mich schüchtern der Gruppe näherte. Anfänglich wurde ich nicht bemerkt; nach kurzer Zeit aber wandte sich der Feldwebel halb auf die Seite, und da er sah, wie ich meine Papiere darreichte, nahm er sie und durchlas sie flüchtig. Dies bemerkte der

Kapitän, und ich hörte, wie er halblaut zum Lieutenant von Schwenkenberg sagte: „Wenn uns nur da nicht wieder ein neuer Freiwilliger droht. Gott soll uns bewahren! Haben wir doch schon bei der Brigade so viele junge Leute, die auf Avancement zum Offizier dienen wollen, daß ein allgemeines Sterben von oben herunter nothwendig wäre, um nur ein Zehntheil zu placiren. S'ist freilich ein hübsches Wort: von der Picke auf dienen, aber im Frieden taugt's nicht. Zu Unteroffizieren ja; aber die Offiziersstellen soll man jungen Leuten von guter Familie aufhalten, die sich lange Jahre auf den Schulen abgeplagt und dort was Rechtes gelernt haben. — Ich versichere Sie, meine Herren, diese jungen Leute sind der Ruin der Batterie. Das bringt meistens etwas Geld mit, treibt nun alles Mögliche, schafft sich feine Uniform an, ist faul, nachläßig, lernt keine Subordination und verderbt den guten Geist. Aber ich will sie schuhriegeln, daß sie schwarz werden. — — Was gibt's, Feldwebel?"

„Ein junger Mann," entgegnete dieser achselzuckend, „der vom Brigade-Commando der achten Compagnie als Freiwilliger zugewiesen wird."

„Habe ich mir's doch gedacht!" sagte ärgerlich der Hauptmann. „Aber wir sind ja schon überzählig."

„Ist gut empfohlen, Herr Hauptmann; weiß auch das Exercitium schon und hat bei der Brigade das Bombardier-Examen gemacht."

„Das Bombardier-Examen!" rief erzürnt der Hauptmann. „Seh' mir Einer an. Sollten wir doch lieber gleich die fertigen Feuerwerker schicken. Wer wird zum Bombardier-Examen zugelassen? — wer sich durch gute Aufführung ein Recht dazu erwirbt! — Aber was ist da zu machen? Lassen Sie ihn einkleiden

und geben ihn in die Corporalschaft zu Unteroffizier Wachenbach, der soll ihm im Exercieren einen soliden Grund beibringen, aber einen recht soliden. Verstehen Sie mich! Und wenn's auch Mühe und Schweiß kostet." Damit griff er an seinen Tschako und eilte zum Kasernenhofe hinaus, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die beiden andern Offiziere folgten ihm und ich blieb mit recht traurigem Herzen zurück. Hatte ich doch einen anderen, freundlicheren Empfang erwartet, hatte doch gehofft, der Herr Hauptmann würde wenigstens nach meinem Namen fragen und darauf der Herr Lieutenant von Schwenkenberg sagen: „Ah! das ist Wortmanns kleiner Major! Freue mich, dich wieder zu sehen." Nichts von allem dem; der Feldwebel stopfte meine Papiere in seine Brieftasche, winkte mir mit dem Kopfe, ich solle ihm folgen, und übergab mich in der Kaserne dem Unteroffizier Wachenbach, einem finster aussehenden Manne mit rothem Haar und Bart, der mich in die Montirungskammer führte, die mir so gut bekannten lieben Räume, wo aber leider kein freundlicher Poltes war. Hier erhielt ich einen rostigen Säbel, abgeschundenes Lederzeug, eine alte Hose und eben solche Jacke, und durfte all' diese schönen Sachen mitnehmen auf das Kasernenzimmer Nro. 16, in dessen dunkelstem Winkel man mir eine Bettlade und einen Strohsack anwies. Die andern eilf Mann, die hier einquartiert waren, empfingen mich höchst gleichgültig, boten mir kaum einen Stuhl zum Niedersitzen an, und wenn ich ihnen zufällig im Wege stand, so drückten sie mich auf die Seite. Gern wäre ich noch hinaus zu Poltes gegangen, aber der Unteroffizier Wachenbach befahl mir da zu bleiben, da er mich im Verlauf des Nachmittags sprechen wolle. Das mußte er aber vergessen haben, denn ich sah ihn am heutigen Tage nicht mehr, und als ich mich hierauf Abends

neun Uhr in mein Bette legte, war ich herzlich froh, allein sein zu dürfen, und schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich mein Strohkissen reichlich mit Thränen befeuchtete.

Sechstes Kapitel.

Ein Kapitel voller Widersprüche. Wegen meiner Kenntnisse schlecht behandelt, werde ich in Streitigkeiten verwickelt da ich gut exerciere; ich zerklopfe dem Herrn Schnapper die Nase, weil er mich für ein Kind von hoher Abkunft hält; komme in Arrest, werde aber wieder befreit und avancire.

Mein Leben in der Kaserne, auf dem Exercierplatz, bei Schießübungen und Manövern war das gleiche, wie es Tausende vor mir erlebt haben und noch viele Tausende nach mir erleben werden; begreiflicherweise mit kleinen Abänderungen und Eigenthümlichkeiten, die eine Individualität vor der andern bedingt. Daß ich exercieren konnte, und mein Bombardierexamen schon gemacht hatte, war mir eigentlich keine Erleichterung meines Dienstes, sondern nur eine Quelle ewiger Drangsal und Neckerei. Meinem Lehrmeister, dem Unteroffizier Wachenbach, konnte ich schon gar nichts recht machen. — „Das ist ein saures Stück Arbeit, dem das Exercitium beizubringen," pflegte er zu sagen, „lieber sechs Bauernlümmel, als eine schon so verdorbene Offizierspflanze;" dabei meinte er, bei mir könnte man nicht sogleich anfangen mit dem Lernen des Dienstes, sondern müßte eher alle die schädlichen Ansichten ausrotten, die man mir früher vom Exercieren beigebracht, mich wieder vollkommen umpflügen, — das war sein Ausdruck — ehe die neue gute Saat über Unkraut aller Art die Oberhand gewinnen könne.

Mein Bombardierexamen hatte mich von vornherein mit allen andern Aspiranten auf diese große militärische Würde recht sehr verfeindet. Man fand es über alle Maßen hochmüthig und lächerlich, ein Examen gemacht zu haben, ehe man noch die Uniform getragen. Um mich zu ärgern, nannten sie mich spottweise vom ersten Tag an „Herr Oberbombardier," und als einer, Gott weiß wo und auf welche Art, von den Vorfällen meiner Kindheit Kunde erhalten, tauchte auch zum allgemeinen Ergötzen der Major wieder auf, und ich, der geglaubt, daß er lange der Vergessenheit anheimgefallen, sah mich auf einmal wieder als Herr Major titulirt. Einem übrigens, der mir zu arg damit kam, legte ich diese Neckerei auf etwas heftige Art. Es war das ein naseweiser Bursche, der aus der Kaufmannslehre davongelaufen war, ein hochaufgeschossenes blasses Geschöpf, mit so langen Armen, daß alle Jacken und Aermel zu kurz waren, dabei ungeheuer großen Händen, unter deren Vorzeigung er sich stets zum Raufen bereit erklärte, und einem dürren nichtssagenden Gesichte mit blondem Haar, ein Kopf der sich durch nichts auszeichnete, als ein ungeheures Maulwerk, das er von seiner Mutter, einer Gemüsehändlerin, geerbt. Um eine halbe Kopflänge größer wie alle Andern, tyrannisirte er übrigens die ganze Stube, inclusive den kommandirenden Unteroffizier, der sich ihm geneigt zeigte, weil die Mutter ihm einen ungemessenen Credit auf ihre Waarenvorräthe eröffnet hatte.

Ueber die andern Freiwilligen, die noch da waren, kann ich mich kurz auslassen, alle waren nach damaligen Begriffen weit vornehmer als ich, denn der eine war der Sohn eines Apothekers, und die Mutter des andern eine verwittwete Regierungsräthin.

Obgleich ich nichts weniger als furchtsam und schüchtern war, so hatten mich doch die Ermahnungen meines Freundes Poltes dahin gebracht, mir von meinen Kameraden an Neckereien und sonstigen Unarten sehr viel gefallen zu lassen. Ich war der Jüngste, und wenn ich auch ohne Uebertriebenheit von mir sagen darf, daß ich besser exercierte, wie die andern Freiwilligen, und meinen Leitfaden inne hatte wie ein Unteroffizier, so war ich doch ein furchtbar grüner Rekrut, der das Maul nicht aufthun durfte, nur zuhören, wenn die Andern sprachen, und der die ganze Fluth ihres sogenannten Witzes über sich mußte ergehen lassen.

So hatte ich eines Tages zum erstenmal mit in der Batterie exerciert, und als ich auf die Stube kam, warf Herr Schnapper, so hieß der lange blonde Freiwillige, Säbel und Patrontasche so gewaltsam von sich, daß mir der erstere an das Schienbein flog, worauf ich ihn freundlich ersuchte, sich künftig in Acht zu nehmen. Doch zuckte er höhnisch lachend die Achseln und meinte, ich solle ihm aus dem Wege gehen. Herr Schnapper war an diesem Morgen außerordentlich schlecht gelaunt, denn der Herr Lieutenant v. Schwenkenberg hatte ihm wegen grober Fehler beim Bedienen des Geschützes tüchtig den Text gelesen. Nun hatte er Nro. 4 und mußte richten, während ich als Nro. 3 mit der Handspeiche die Lafette auf seinen Wink rechts oder links drehte. Ich hatte wahrhaftig mein Möglichstes gethan und dem Geschütze die richtige Stellung gegeben, Herr Schnapper aber richtete nach, aber wohin, das mochte der Himmel wissen. Ich folgte natürlicherweise dem Winke seiner Hand, und als Lieutenant v. Schwenkenberg nachschaute, war die Kanone auf einen ganz andern Punkt gerichtet, als der uns angegebene.

„Was kann man machen," sagte der Freiwillige erbost zu

dem Geschützführer, „wenn hinter mir ein Esel mit der Handspeiche steht."

Ich hatte das wohl verstanden, kannte aber den Dienst und schwieg natürlicherweise stille. Als wir nun droben in der Stube waren, wurde wie gewöhnlich gefrühstückt, und der Stubenkalfacter mit den bekannten platten Flaschen in die Kasernenrestauration geschickt, um für den, der Geld hatte, einen Viertel- oder halben Schoppen Schnaps zu holen. Dazu verspeiste man sein Kommisbrod, wer es erschwingen konnte mit Butter, und wer gar zu verschwenderisch war, nahm dazu noch ein Stück Käse oder Wurst. Schnapper, der immer dergleichen Leckerbissen hatte, lud den Unteroffizier zu Gast, und als der erste Hunger und Durst gestillt war, wurde natürlicherweise das Exercitium von heute Morgen durchgesprochen. Die Kanoniere saßen rings umher, theils auf ihren Schemeln, theils auch wohl, obgleich das verboten war, auf den Betten. Ich befand mich vor meinem Waffengerüste, aß ein Stück Brod, und schnallte dabei meinen Säbel und Patrontasche los.

„Das sage ich Ihnen aber, Herr Unteroffizier," meinte Schnapper nach einer Pause, „wenn ich wieder Nro. 4 haben soll, so muß ein anständiger Kanonier Nro. 3 nehmen; ich habe nicht Lust, wegen solchem Kerl aus dem Volk Nasen zu bekommen."

„Sie sprechen das sehr frei gegen ihren Vorgesetzten," sagte höhnisch lachend der Apothekersohn.

„Wer ist mein Vorgesetzter?" erwiederte der blasse Freiwillige.

„Nun, der Oberbombardier Wortmann."

Ich hatte den schlechten Witz schon so oft gehört, daß ich mich gar nicht mehr darüber ärgerte, vielmehr sagte ich lachend: „Gebt nur Achtung, wenn einmal ein Oberbombardier ernannt

wird, so werde ich das lange vorher, ehe ihr nur daran denken dürft, Vicebombardier zu werden."

„Halten Sie ihr Maul," schnauzte mich Herr Schnapper an, „Sie sollten doch so viel Bescheidenheit haben und nur dann sprechen, wenn Sie gefragt werden."

„Im Gegentheil," erwiederte ich. „Ich bilde mich ja nach Ihnen, und das ist meine Schuldigkeit, denn Sie stellen sich immer als Muster vor."

„Fangen Sie mir keinen Streit an, Wortmann," rief der Unteroffizier Wachenbach mit vollen Backen, denn er kaute gerade an der Wurst, die ihm der lange blonde Freiwillige gegeben.

„Ich bin nicht streitsüchtig, Herr Unteroffizier," entgegnete ich immer noch gut gelaunt; „aber Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mir von Dem da Alles soll gefallen lassen."

„Es ist aber Ihr älterer Kamerad und schon zum Bombardierexamen eingegeben."

„Was ich längst schon gemacht habe und ganz gut bestanden," versetzte ich achselzuckend, denn es ärgerte mich, daß der Unteroffizier Partei für den andern nahm.

„Ja, was haben Sie nicht Alles schon gethan," entgegnete dieser, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus der Flasche des Herrn Schnapper zu sich genommen, „Sie haben auch Exercieren gekonnt."

„Das hat er mit der Muttermilch eingesogen," meinte Herr Schnapper.

„Und ich kann Sie versichern," fuhr der Unteroffizier fort, „daß mir noch nicht der dümmste Rekrut die Mühe gemacht hat, wie Sie."

Die Kanoniere lachten und ich fing an, mich sehr zu ärgern.

„Es ist eigentlich recht schön," sagte der Apothekersohn nach einer Pause, „wenn man mit dergleichen Anwartschaften so zu sagen schon auf die Welt kommt, das geschieht aber nur ganz ausgezeichneten Menschen. Als ich noch in der Schule war, habe ich gelesen, daß der Sohn des alten Kaiser Napoleon schon zum König ernannt wurde, als er noch in der Wiege lag. Damit haben Sie Aehnlichkeit, denn am ersten Tage, als Sie die Welt durch ihr Erscheinen glücklich gemacht, wurden Sie schon zum Major avancirt."

„Schon mehreremale habe ich Sie gebeten, über Sachen zu schweigen, die Sie Nichts angehen," erwiederte ich ziemlich erbost, doch hatte der Andere die Lacher auf seiner Seite, und Herr Schnapper reichte ihm zum Dank ein großes Stück Wurst, sagte auch nach einer Pause, wie so oft in dieser Welt Jemand ohne Verdienst zu etwas kommt, so auch der Herr Oberbombardier Wortmann. Ich weiß die Geschichte ganz genau, er ist nicht daran Schuld, daß er Major wurde, daß er überhaupt wurde, vielmehr schreibt er sich selbst, sowie seinen Titel von was ganz Absonderlichem her.

„Und wovon?" fragte ich zitternd vor Zorn, indem ich einen Schritt näher zu dem Freiwilligen trat.

„Nun, wovon sollen Sie sich herschreiben?" entgegnete er mit verächtlicher Miene. „Vom Major und Abtheilungskommandeur, und davon haben Sie auch ihren schönen Titel."

Nun verstand ich damals diese Bosheit nicht ganz, daß mir aber Schnapper etwas ganz absonderlich Schlimmes gesagt, bemerkte ich an den Gesichtern der Kanoniere, auch daran, daß sogar der Unteroffizier, der nicht mein Freund war, unmuthig mit den Achseln zuckte und an den Worten eines älteren Kanoniers,

der neben mir saß und mir zuflüsterte: „Dat is mi als Spaß, dat brukt er net to lieden."

Schnapper war aufgestanden und hatte Brod, Butter und Wurst wieder in sein Waffengerüst verschlossen. Ich ballte meine beiden Hände krampfhaft zusammen und blickte auf den Unteroffizier, der sich eine Pfeife gestopft hatte und sich nun anschickte, aus der Stube zu gehen, um sich nebenan Feuer zu holen. Kaum war er im Gange verschwunden; so trat ich auf Herrn Schnapper zu, stellte mich dicht vor ihn hin und fragte mit vor Wuth zitternder Stimme: „Was haben Sie so eben gesagt?"

Er maß mich von oben bis unten, und da er über einen Kopf größer war als ich, so wurde ihm das sehr leicht. „Was ich gesagt habe?" entgegnete er nach einer Pause — „nun ich habe gesagt" — doch vollendete er diesen Satz nicht, als er in meine wahrscheinlich heftig funkelnden Augen sah, und warf leicht hin: „Ich bin zu gut, mich mit Ihnen zu zanken."

„Aber schlecht genug," erwiederte ich auf's Höchste erbost, „um von mir Schläge zu kriegen," und damit war ich ihm an die Halsbinde gesprungen, hatte ihn mit der linken Hand gefaßt und schlug ihm mit der rechten eine ungeheure Ohrfeige hin, daß es weithin schallte.

Schnapper schien auf's Höchste überrascht, ja er lächelte fast aus Ueberraschung und stieß zurückweichend einige Worte hervor, als wie „unanständiger Ueberfall, verächtliche Prügelei" und machte zu gleicher Zeit Miene, zur Thüre hinaus zu entwischen. Die aber hatte der alte Kanonier, von dem ich vorhin sprach, sanft in's Schloß gedrückt und sagte schmunzelnd zu mir: „Mann druf, dat Grutmul verdend's." Zu gleicher Zeit trieb der Apo-

thelersohn den armseligen Schnapper an, solchen Schimpf nicht zu dulden, und mich ohne alle Umstände niederzuschlagen.

Mein Gegner war wo möglich noch blässer geworden, da er sich aber zu muthigem Auftreten gedrängt sah, so hob er seine langen Arme und ließ sie wie Windmühlenflügel in der Luft herumfliegen.

Auf den Moment hatte ich gewartet, und sowie seine große Hand niederfiel, faßte ich ihn abermals bei der Brust, rang nur ein paar Sekunden mit ihm, und warf ihn dann kräftig auf den Boden, und auf ihm liegend, verarbeitete ich ihn dann mit Faustschlägen und Fußtritten, daß er alle Gegenwehr aufgab und wie ein gestochenes Kalb um Hülfe brüllte.

Leider wurde sein Geschrei nicht blos in den Nebenzimmern gehört, denn nachdem der Unteroffizier von dort herbeigeeilt war, um Ruhe zu stiften, hörten wir auf dem Gange draußen verdächtiges Säbelgeklirre und gleich darnach erschienen keine geringeren Personen, als der Hauptmann selbst und der Lieutenant v. Schwenkenberg vor der Thüre des Zimmers. Da war an kein Läugnen zu denken, und ich erzählte den Hergang der Sache der Wahrheit gemäß. Herr Schnapper konnte nämlich im ersten Augenblicke nicht sprechen, sondern wischte sich einiges Blut aus der Nase und drückte sein langes blondes Haar aus, das von Wasser troff, denn während er am Boden lag und brüllte, hatte ihm einer der Kanoniere eine gefüllte Waschschüssel auf den Kopf gegossen, um sein Geschrei zu ersticken, was aber nicht die gewünschte Wirkung that.

„Haben Sie das begriffen, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," sagte der Kapitän höchst entrüstet, als ich meinen Rapport gemacht. „Haben Sie es verstanden, was diese beiden Gassen-

buben, anders kann ich sie nicht nennen, mit einander gehabt, Prügeleien in einer königlichen Kaserne. Ist mir so etwas schon vorgekommen. Wer von Beiden hat angefangen?"

„Das — hat — nach — Bericht — der — Schnapper — — gethan," erwiederte der Lieutenant v. Schwenkenberg nach seiner langsamen Manier. „Er — hat — mit — Worten — angefangen."

„Und der andere mit Thätlichkeit," sagte der Kapitän, „also ist er der eigentliche Anfänger, denn Worte thun nicht weh."

„Verzeihen — Sie — Herr — Hauptmann," erwiederte der Lieutenant. „Worte — können — auch — wehe — thun; und — der lange — Labander — da — er — sollte — sich — schämen — von — einem — kleinen — Kerl — Prügel — zu — bekommen. Hat — allerdings — Worte — gesagt — die — den — andern — verletzen — mußten. — Nicht — wahr — so — habt — ihrs — auch — verstanden," wandte er sich an die Kanoniere.

„Ja, Herr Lieutenant," sagte mein alter Freund. „He häst schandlich sprocken."

„Ja — Herr — Hauptmann," fuhr der Lieutenant fort, „da — kann — einem — schon — die — Galle — überlaufen."

„Ich gebe zu, daß einem die Galle überlaufen kann, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg, aber Sie werden mir dagegen zugeben, daß Prügeleien in einer königlichen Kaserne etwas ganz Unerhörtes sind, und exemplarisch bestraft werden müssen. Ueberhaupt ist dieser Wortmann ein unausstehlicher wilder Kamerad, — Soldatenblut."

„Soldatenblut — allerdings," erwiederte der Lieutenant mit seiner unverwüstlichen Ruhe „aber — von — einer — guten —

Sorte. — Hat — brave — Eltern — gehabt — der — Wortmann — ich — habe — sie — gekannt. Vater — und Mutter — konnte — man — nichts — Schlimmes — nachsagen. — Wollt ihr," wandte er sich direkt an die Kanoniere, die umherstanden, „die — außerordentliche — Gnade — haben — das — in — eure — Köpfe — aufzunehmen — und — gelegentlich — daran — zu — denken."

Mir traten die Thränen in die Augen, als er so von meinen Eltern sprach, und ich hätte ihm die Hand küssen mögen, wenn es angegangen wäre.

„Aber Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," sagte der Kapitän sichtlich erzürnt, indem er unruhig mit dem Fuß auftrat. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, den Kanonier Wortmann exemplarisch zu bestrafen, er gehört zu Ihrem Zuge und ich will mich nicht in die innern Angelegenheiten desselben Zuges mischen."

„Und — der — Andere — Herr — Hauptmann?"

„Nun bei Gott im Himmel, Lieutenant von Schwenkenberg, der Andere, dünkt mich, ist bestraft genug. Hat ja auch Nichts gethan."

„Ganz — recht — Herr — Hauptmann. — Hat — sich — nicht — einmal — gewehrt," entgegnete der Lieutenant mit dem Ausdrucke tiefer Verachtung.

„Also der Kanonier Wortmann," rief ungeduldig der Kapitän.

„Kommt — 24 — Stunden — in — Arrest," sagte der Lieutenant.

„Auf's Holz bei Wasser und Brod," rief der Kapitän. „Sie haben doch drei Tage gesagt, nicht wahr, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?"

„Nicht — ganz — Herr Hauptmann."

„Doch, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg, erinnern Sie sich, wenn's gefällig ist;" und dann setzte er mit scharfer Stimme hinzu, indem er jedes Wort besonders betonte: „Der Kanonier Wortmann wird drei Tage in's Loch gesperrt."

„Sehr wohl — Herr — Hauptmann," erwiederte hierauf der Lieutenant mit großer Ruhe, legte die Hand an seinen Tschako und ging, ohne ein Wort weiter zu sprechen, nach der Kanzlei des Feldwebels, vielleicht, so schien es mir, um den Arrestzettel für mich ausfertigen zu lassen.

„Was Sie anbelangt," wandte sich der Hauptmann an Schnapper, „so werden Sie künftig Ruhe halten, glauben Sie denn, es sei an ein Avancement für Sie zu denken, wenn man Ihnen schon im ersten Jahre Händel und Arrest in ihr Nationale schreibt. — Hol' euch Alle der Teufel!" damit ging er ebenfalls zur Thüre hinaus, und sein Säbel klirrte heftig, als er den langen Corridor hinabschritt.

Gleich darauf lärmte der Hornist auf dem Gange und blies das Signal zum Appell. Schnapper, dessen Nase stark aufgelaufen war, ließ sich von dem Unteroffizier krank melden, und ich, der ich ja verurtheilt war und gleich abgeführt werden sollte, fing an meine Arrestlokaltoilette zu machen; das heißt, ich zog zwei Paar schlechte Beinkleider über einander an und eine dicke Weste unter meine Jacke, denn in dem Thurme, wo sich unser militärisches Zellengefängniß befand, wurde es gewöhnlich gegen Morgen empfindlich kalt. Auch ein Stück Brod präparirte ich mir, d. h. ich schnitt eine Höhlung hinein, strich diese voll Butter, und verschloß sie alsdann so pünktlich mit einem künstlichen Brodpropfen, daß der Gefangenwärter die verbotene Zuthat nicht ahnen konnte. Gleich darauf kam ein Bombardier, um mich zu dem

unangenehmen Gange abzuholen; unangenehm hauptsächlich deß-halb, weil es mein erster Arrest war, und mein Vater, sowie auch Poltes hatten es nicht an Ermahnungen fehlen lassen, mich vor den ersten 24 Stunden in Acht zu nehmen, und jetzt hatte ich gleich mit drei Tagen angefangen, das war gar traurig.

Das Arrestlokal, Nro. Sicher oder 7½, auch die Spinn-stube genannt, von dem Zeitwort einspinnen hergeleitet, nahm mich nach kurzer Zeit in seine düstere Mauer auf. Ich erhielt ein Käfig circa 8 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit vier Holzwänden, einer ditto sehr schmalen Pritsche, einem Wasserkruge, einem Eimer und sehr vielen Wanzen.

Die ersten Stunden im Arrest sind die unangenehmsten. Jede Viertelstunde dünkt uns eine Ewigkeit zu sein. Man hört die Uhren schlagen, man hat sich nicht getäuscht. Die Zeit schleicht mit bleiernen Flügeln, und jede der unangenehmen Minuten scheint uns so lieb gewonnen zu haben, daß sie sich von uns gar nicht losreißen kann. Man mißt schreitend seine Kerkerzelle, 4 und ½ Schritt in der Länge, in der Breite kann man die Wände mit beiden Ellenbogen berühren. Wie von weither ganz undeutlich, dringt das Geräusch des städtischen Lebens an unser Ohr, Wagen-gerassel und das Summen der Stimmen. Nach und nach nimmt das ab, und vorher wurde es allmählig dunkler in dem kleinen hölzernen Käfig; immer dunkler und endlich so finster, daß man nur noch tappend darin auf- und abgehen kann. Unsere Leidens-gefährten, die den Tag über Soldaten- und Schelmenlieder san-gen oder lustige Melodien pfiffen, sind auch nach und nach stille geworden. Von einer Seite hören wir die Pritsche unseres Nach-bars krachen, von der andern erschallt ein tiefer Seufzer und aus der Ecke ein halb unterdrücktes Fluchen über unwürdige Behand-

lung und Tyrannei. Wie sich das von selbst versteht, sind alle Militärgefangenen unschuldig, und aus meiner ziemlich langen Praxis weiß ich nur einen einzigen Fall, wo Jemand sich selbst schuldig bekannte. Das war aber ein armer Teufel, der gegen seinen Unteroffizier die Zunge herausgestreckt hatte und der im Arrestlokal behauptete, er sei seines Verbrechens schuldig und eingeständig und habe wenigstens den Tod verdient; des andern Tages aber wurde er abgeholt, denn es stellte sich heraus, daß er schon seit einiger Zeit an fixen Ideen litt, die sich alsdann zu einem förmlichen Wahnsinn ausbildeten.

Jetzt ist es Nacht. Es kommt die Gefängnißvisitation, der Schließer mit seiner großen Laterne, und zwei Mann von der Wache, die vor der Thüre unserer Zelle stehen bleiben, Gewehr bei Fuß nehmen und uns lachend anschauen, während sich das Licht in dem blanken Gewehrlauf abspiegelt. Ja, sie lachen über unser Elend und haben so Unrecht nicht; vielleicht waren sie gestern selber hier, oder hatten sie eine unbestimmte Ahnung, daß sie diesen Palast, den sie heute als Schildwache schirmen, morgen als Gäste betreten werden. Endlich gehen sie wieder hinaus, das Licht verschwindet, die Schlüssel rasseln, die Riegel werden vorgeschoben, und wir sind wieder allein; haben keine Unterbrechung mehr zu befürchten und können uns zum Schlafen einrichten. Die Jacke wird ausgezogen, über den Oberkörper ausgebreitet und unter ihr kriecht man wie ein Igel zusammen. — — Glücklich, wer schlafen kann.

Aber für Jeden vergeht die Nacht, etwas langsamer, etwas geschwinder, wie es gerade kommt. Das liebe Tageslicht kehrt langsam wieder; mit ihm das Geräusch der Stadt und von jetzt ab scheinen die Stunden schneller zu fliehen. Endlich hört man

entferntes Trommeln, dann das Herausrufen der Wache vor dem Arrestlokal. Die Gewehre klirren auf dem Pflaster; Kommandowort erschallt, die neue Wache zieht auf und ich habe erst 24 Stunden meines dreitägigen Arrestes hinter mir. Du lieber Gott! erst ein Drittheil meiner Strafzeit. Was ich Alles gestern Nacht und gestern erlebt, muß ich noch zweimal durchmachen. Drei verlorene Tage meines Lebens, und weßhalb, weil ich dem Schnapper die Nase zu stark verklopft.

Jetzt klirren Riegel und Schlüssel, es ist dieß nichts Ungewöhnliches, wenn die neue Wache aufzieht. Der Kommandant derselben hat das Recht, sogar die Verpflichtung, die Arrestlokale zu untersuchen, aber das geschieht sehr selten, es sei denn, er wolle noch einen guten Freund sehen, um ihm ein paar tröstliche Worte und einigen Schnaps mitzutheilen. Dießmal ist es der Gefangenwärter, der in den Thurm tritt und — nein, ich täusche mich nicht — meinen Namen nennt. „Wortmann?“ scheint er Jemand zu fragen, und ich lausche mit klopfendem Herzen. „Wortmann?“ wiederholte er, und setzte hinzu: „da ist allerdings ein Wortmann, aber ein Kanonier Wortmann und kein Bombardier.“ „Eine Stimme, die mir bekannt ist, denn sie gehört einem Unteroffizier der Batterie,“ antwortet etwas, das ich nicht verstehe. Dann nähern sich Schritte meinem Käfig, der Riegel wird zurückgeschoben und ich darf heraustreten. „Sie haben drei Tage?“ fragte der Schließer „Kanonier Wortmann?“ „Drei Tage,“ wiederholte ich kopfnickend. — „Sie sind frei,“ fuhr er fort, und dieß Wort klang mir wie eine himmlische Musik. Wie ward mir aber erst, als er nun sagte: „Ihnen kommt das Glück im Arrest und im Schlaf, sie kamen als Kanonier hieher, und gehen als Bombardier wieder, ich gratulire.“ Ich blickte erstaunt auf den

Unteroffizier unserer Batterie, der das lachend bestätigte. Welche Freude, die Gefühle dieses Augenblickes kann ich Niemand beschreiben.

In meinem späteren Leben erhielt ich größere und wichtigere Auszeichnungen, aber nie wieder hat mich irgend etwas so erfreut, wie dieses Avancement. Mit einem wahrhaft seligen Gefühl ging ich mit dem Unteroffizier durch die Straßen, und da ich glücklicherweise einiges erspartes Geld bei mir hatte, kaufte ich mir eine Elle goldener Tressen, um sie in der Kaserne sogleich auf meine Aermelaufschläge nähen zu lassen. Der Unteroffizier erzählte mir, wie das eigentlich so gekommen. Unser Kapitän war heute Morgen auf einige Tage in Urlaub gegangen, und kaum war er abgereist, so lief unter andern Befehlen auch ein Schreiben des Brigadekommandos ein, welches der Lieutenant v. Schwenkenberg, wie ihm das jetzt zustand, eröffnete. Beim Commando hatte natürlicherweise der Freund meines Vaters, der Brigadeschreiber, Wachtmeister Sternberg, für mich gewirkt, und es wurde der Batterie, die Mangel an Bombardiere hatte, mein Avancement zu dieser Charge zugefertigt. Unser guter Premierlieutenant bemerkte darauf zum Feldwebel, „der Herr Hauptmann hat freilich dem Kanonier Wortmann drei Tage Arrest gegeben, das wirkt aber nicht für den Bombardier Wortmann, der hat durchaus nichts verbrochen und muß entlassen werden." Ob der Kapitän derselben Ansicht gewesen wäre, ist unwahrscheinlich, mindestens sehr zweifelhaft. Genug, ich war frei, und als ich unsere Stube wieder betrat, hatte der alte Kanonier seine Kameraden instruirt, die sich vor dem neuen Vorgesetzten pflichtschuldigst erhoben und gerade hinstellten. Der Apothekersohn mußte es sehr gegen seinen Willen ebenso machen, aber Herr Schnapper, um

dieser Demüthigung zu entgehen, war in sein Bett gekrochen, und hatte sich Revierkrank gemeldet.

Das war meine erste Strafe und mein erstes Avancement.

Wie sich der geneigte Leser erinnern wird, so hatte sich Lieutenant Schwenkenberg, als ich mich bei der Batterie meldete, gar nicht um mich bekümmert, und schien sich des kleinen Majors nicht erinnern zu wollen. Auch später gab er sich nicht viel mit mir ab, und nachdem er mich einmal gefragt, was mein Vater und meine Mutter mache, und ich ihm von unserem bisherigen Leben erzählte, war von früheren Verhältnissen nur ein einziges Mal noch die Rede, als ich nämlich des ehemaligen Unteroffiziers Poltes erwähnte und zwar mit seinem eigentlichen Namen Leopold v. Berger. Da schüttelte der Premierlieutenant nachdenkend und fast betrübt sein Haupt und sagte: „Ich — erinnere — mich — wohl — noch — seiner — ein — unglücklicher — Mensch — der seine Carriere — verfehlt — und — von — den — Umständen — sehr — tief — hinabgedrückt — wurde. Er — ist — sehr — krank — wie — ich — weiß — und — wird — wahrscheinlich — nicht — wieder — aufkommen — nun — ich — mag — ihm — die — Ruhe — recht — wohl gönnen, es — kommt — ja — an — jeden — von — uns — die Reihe — und — wenn — wir — alsdann — drunten — liegen — und — zugedeckt — sind — so — ist — es — am — Ende — auch — gleichgültig — ob — ein — Herz — mehr — als — das — andere — gelitten. — Ihr — Vater — kam — auch — damals — zur — Batterie — und — er — hat — das — beste — Loos — getroffen, — wollte — nicht — höher — hinauf — als — für — ihn — gut — war — blieb — in — seiner — Sphäre — und — ist — jetzt — zufrieden — und — glücklich.

Nach diesen Worten hatte der Lieutenant von Schwenkenberg seinen Degen mit dem Ellenbogen festgehalten, wie er zu machen pflegte und schwankte von dannen. Plötzlich aber blieb er stehen, winkte mir, näher zu kommen, und sagte mit ironischem Lächeln: „Ja — das — hätte — ich — bald — vergessen — nicht — blos — von — den — beiden, — Poltes — und — ihrem — Vater — deren — ich — eben — erwähnte — sondern — auch — noch — von — ein — paar — Dutzend — Anderen — war — ich — der — einzig — glückliche — der — Auserwählte — bekam — die — Epauletten — und — wurde — Lieutenant; — ein — ungeheures — Glück — werde — 50 — Jahre — alt — sein — ehe — ich — eine — Batterie — bekomme — und — bin — dann — stumpf — für — Leben — und — Dienst. Wenn — Sie — Glück haben," fuhr er fort und drückte dabei mit dem Finger auf den obersten Knopf meiner Jacke, „so — kann — es — Ihnen — auch — noch — so — gehen — aber — da — ich — Ihnen — wohl — will — hoffe — ich — daß — Sie — kein — Glück — haben. Glauben — Sie mir — bester — Major — (das war das erste- und letztemal, daß er mich so nannte), bleiben — Sie — in — Ihrer — Sphäre — und — werden — ein tüchtiger — Unteroffizier — meinetwegen — Feuerwerker. — Wir — Andern — sind — sehr — oft — falsch — vergoldet. — Aber," — setzte er lachend hinzu — „Sie brauchen — sich — wahrhaftig — nicht — viel — Mühe — zu — geben — meinen — Wunsch — zu — erfüllen — man — wird — Ihnen — schon — den — Weg — zu — den — Epauletten — verteufelt — sauer — machen. — Sie — haben — keine — Familie — kein — Geld — denken — Sie — an — mich. Was — ihre — drei — Kameraden —

anbelangt — so — kann — es — vielleicht — der — Sohn — der — Regierungsräthin W. — durchsetzen — Herr — Schnapper — wird — höchstens — Bombardier — dann — fortgeschickt — und — wird — sein — Leben — an — den — Straßenecken — verbummeln. Der — Dritte — hat — Anlage — zum — Feldwebel — und — wird — es — auch — werden — aber -- wie — ich — schon — gesagt — Sie — müssen — in — die — Civilcarriere — zurück. Guten — Morgen."

Das war die längste Rede, die ich je von unserem Premier-Lieutenannt gehört; er hat auch gewiß nie mehr eine ebenso lange gehalten, und als er darauf von mir fortging, schien er sich ganz ausgesprochen zu haben, denn er schwankte so stark hin und her, wie ein leeres Schiff. Im Dienst war er strenge gegen mich, aber nie unfreundlich, obgleich er mir nicht das Geringste durchgehen ließ.

Als nach meinem Arrest der Appell vorbei war, ließ ich mir vom Compagnie-Schneider meine selbstgekauften Tressen auf die Uniform nähen, was mir einen halben Schoppen bittern Schnaps kostete; dann ging ich zu Poltes, um ihn von meiner Strafe und meinem Glück in Kenntniß zu setzen. Da ich ihn einige Tage nicht gesehen hatte, so fand ich ihn wieder sehr verändert. Er hatte mit Hülfe der alten Frau, die seine Sachen besorgte, sein Bett verlassen, und saß in einem alten Lehnstuhl am Fenster, so daß ihn die Nachmittagssonne beschien. Vergnügt darüber, daß ich kam, streckte er mir die magere Hand entgegen, und als ich meine hineinlegte, blickte er auf meinen Aermel und machte große und recht vergnügte Augen. „Schon," sagte er, „das ist ja schnell gegangen, da hab' ich länger warten müssen, nun ich bin auch dafür nicht weit gekommen." Hierauf erzählte ich

ihm meinen Streit mit Herrn Schnapper, unsern Kampf und meinen Arrest.

„Sei du froh," gab er mir zur Antwort, „daß der Kapitän nicht da war, die drei Tage auf's Holz hätten dich ein Jahr im Avancement zurückgebracht. Nimm dich aber in Acht, denn der Hauptmann hat Recht, Raufereien in der Kaserne wird nun einmal nicht gut gethan." Das sagte er Alles in großen Zwischenräumen und von häufigem Husten unterbrochen. Sprach er's auch nicht mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit, sondern so, als unterhielten wir uns von einem Dritten.

Von dem Fenster aus, an welchem er saß, konnte er durch eine Häuserlücke weit hinaus in das Land sehen, wo der helle Sonnenschein auf dem wogenden und fast reifen Korne lag, und auf dem Flusse glänzte, sowie auf den Segeln der Schiffe, die wie schneeweise Tauben dahinzufliegen schienen.

„Das geht Alles heim," sagte er nach einer Pause, „und wenn die Schiffe im Hafen sind, so zieht man die Segel ein. Dann gute Nacht." Er athmete sehr schwer und mühsam und seine Hände zupften an einer wollenen Decke, die er auf den Knieen ausgebreitet hatte. — „Neben dem Flusse daher," fuhr er nach einer Pause mit sehr leiser Stimme fort, „käm ich vor dreißig Jahren gefahren, und gerade dort stieg ich, aus und warf flache Steine über den Wasserspiegel, um zu sehen, wie oft sie ricoschettirten. Viermal schlug der Stein auf und in vier Jahren, dachte ich, bist du Offizier."

Hiebei lächelte er ganz eigenthümlich, und nach längerer Zeit erst fuhr er fort: „Das Korn schneiden sie auch bald und thun es in die Scheuer — — — — — — — — — — Ja, ja den Weg kenne ich genau," sagte er dann wieder, wenn man

ihn verfolgt, weit, weit hinaus mehrere Tage lang, so kommt man an ein schönes Landhaus, da — bin ich geboren — — — — und werde — hier sterben — — — Hörst du nicht eine Glocke?“

„Sie läuten auf dem Dome,“ antwortete ich einigermaßen bestürzt, denn Poltes hatte noch nie so eigenthümlich und mit so sonderbar betonter Stimme zu mir gesprochen.

„So — öffne — das — Fenster,“ sagte er. Ich that so, und als die feierlichen tiefen Klänge so ungedämpft zu uns hereindrangen, ließ er den Kopf tief auf die Brust herabsinken, so tief zwar, daß ich nicht in seine Augen sehen konnte. Als er aber lange, lange nicht aufblickte, legte ich endlich meine Hand auf die seinige und fühlte mit tiefem Erschrecken, daß dieselbe sehr kalt war; dann bückte ich mich wieder, sah in sein Gesicht, und obgleich ich noch nie einen todten Menschen gesehen, erkannte ich doch sogleich, daß mein armer Freund Poltes heimgegangen sei. Ich rief die alte Frau um Hülfe, und als sie hereinkam, seine Augen betrachtet hatte und seine kalten Hände befühlt, sagte sie: „Nun endlich ist er gestorben, das hat lange gedauert.“ Während sie ein paar Leute holte, die ihn auf sein Bett legen sollten, kniete ich neben ihm nieder und weinte reichlich und heiße Thränen auf die kalte Hand des Freundes. — — — —

Siebentes Kapitel.

Da die Artillerieschule aufgehoben wird, kann ich nicht zum Examen gelangen, ich pfropfe Bäume und komme in Folge davon auf die Festung.

Der gute Poltes, einst Leopold v. Berger, doch wurde selbst dieser Name in der Trauerrede nicht genannt, ward nun mit allen militärischen Ehren zur Ruhe bestattet. Wie wohl that es mir, als sie ihn hinabsenkten und ich weinend dabeistand, daß ich aufblickend sah, wie auch der Lieutenant von Schwenkenberg tief betrübt aussah und mit der umgekehrten Hand eine Thräne wegwischte, die ihm gerade aus den Augen in den langen Schnurrbart laufen wollte. Von meinem Vater, dem ich den traurigen Vorfall schrieb, erhielt ich einen langen Brief, der mir am Eingang meldete, daß zu Hause Alles wohl sei und der mich in Hinweisung auf den verstorbenen Freund schließlich ermahnte, mein Leben recht vorsichtig und mäßig zu genießen, mich namentlich aber vor der Flasche in Acht zu nehmen, und auch vor andern Dingen, die mein Vater aber ziemlich undeutlich bezeichnete. Zu gleicher Zeit schickte er mir einiges Geld für mich, sowie eine zweite kleine Summe, um Poltes Grab, seinem schriftlich ausgedrückten Wunsche gemäß, gehörig damit schmücken zu können. Meine Mutter hatte ein Postscriptum angehängt, worin sie mich um die Uebersendung verschiedener Ellen Band zu ihren Hauben ersuchte. Man erwarte in dem Grenzstädtchen, so schrieb sie, einen hohen Zollbeamten zur Visitation, und bei den Feierlichkeiten, die begreiflicher Weise dabei stattfinden müßten, wolle sie auf's allerwürdigste erscheinen. Es machte mir eine besondere Freude, Poltes' Grabausschmückung besorgen zu können, und wie er es bei seinen

Lebzeiten befohlen, ließ ich ihm zwei hölzerne Kanonenröhren machen, die ein Kreuz bildeten, zwischen dem einen Schildzapfen stand sein Name, Geburtsjahr und Todestag, zwischen dem andern ein Ausspruch des Apostel Paulus, den er selbst ausgesucht und der durch das letzte Wort, wie Poltes zu sagen pflegte, auf die Artilleriewissenschaft hinzudeuten schien, nämlich: „Alles Wissen ist Stückwerk."

So hatte ich nun einen Freund weniger und einige Feinde mehr; unter letztern muß ich unsern Hauptmann und Batteriechef Bitter nennen, der gelinde getobt hatte, als er vom Urlaub zurückkehrend erfahren, daß ich nicht nur Bombardier geworden sei, sondern in Folge dessen noch zwei Tage zu früh aus dem Arrest entlassen. Er hatte sogar über diesen Gegenstand eine ziemlich heftige Scene mit seinem ersten Lieutenant, deren Ende war, daß Herr von Schwenkenberg an seinen Tschako langte, und etwas weniger ruhig als sonst sprach: „Wenn — der — Herr — Hauptmann — vielleicht — glauben — daß — ich — unrecht — gehandelt — so — bitte — ich — den — Herr — Hauptmann — ganz — gehorsamst — den — Vorfall — an — das Brigade- — kommando — melden — zu — wollen — ich — für — meine — Person — habe — nichts — dagegen — es — soll — mich — vielmehr — außerordentlich — freuen." Damit drehte er sich um und ging seiner Wege.

Mich hatte nun der Kapitän seit jener Zeit, was man so nennt, furchtbar auf dem Striche. Ich konnte machen, was ich wollte, er entdeckte immer etwas Mangelhaftes an meinem Anzuge, oder irgend einen Fehler, wenn ich selbst exercierte oder exercieren ließ. Daher kam es denn auch, daß ich ziemlich häufig Arrest und Strafwachen bekam, zwei Sachen, die der Kapitän

in's Nationale schreiben lassen darf und die beim Avancement durchaus nicht förderlich sind.

Die übrigen Feinde, die ich mir erworben hatte, waren natürlicher Weise Herr Schnapper und meine beiden andern Kameraden, da ich so früh zum Bombardier befördert worden war. Bald nach diesem Vorfall ließ der Herr Hauptmann sie ebenfalls das Examen machen, wobei Herr Schnapper übrigens so schlecht bestand, daß er nicht nur nicht avancirte, sondern daß ihm leise angedeutet wurde, er möge ruhig seine zwei Jahre fortdienen und dann seinen Abschied nehmen, was auch später geschah, und sich so die Prophezeihung des Lieutenant von Schwenkenberg bestätigte, denn als Herr Schnapper abgegangen war, bummelte er in der Stadt herum, ohne irgend ein Geschäft zu ergreifen oder überhaupt etwas zu thun, und da er von seiner Mutter noch einiges Geld erhielt, verlumpte er zwar langsam aber vollkommen.

Auch was die beiden andern Freiwilligen betraf, hatte sich der Lieutenant nicht getäuscht. Der Apothekersohn machte ein schönes Examen, avancirte bald nach mir zum Bombardier, und da er ein Schreib- und Rechengenie war, so wurde er zum Feldwebel kommandirt und erhielt auch, als dieser freilich nach mehreren Jahren zur Civilpartie überging, dessen Posten. Der Sohn der Regierungsraths-Wittwe hatte sich sehr gekränkt gefühlt, daß ich, ein ganz gewöhnliches Soldatenkind, vor ihm befördert worden war, und die früheren Bekanntschaften seiner Mutter hatten es nicht nur zuwege gebracht, daß er zu einer andern Batterie versetzt wurde, sondern auch daß er auf die Kriegsschule kam, und nun einmal auf dem gehörigen Wege, wurde er auch endlich, freilich nach längerer Zeit, Lieutenant. Später sahen wir

uns wieder und da sprach er über seine Zukunft auch nicht viel anders, als damals der Lieutenant v. Schwenkenberg.

Der Erzählung meines einfachen Lebens bin ich diesem Punkte vorausgeeilt, weil ich aus dem ferneren Zusammenleben mit den andern Freiwilligen nicht viel Interessantes zu berichten weiß.

Mein Streit mit Herrn Schnapper hatte mich bei allen Uebrigen in ziemlichen Respect gesetzt, und da ich mich bemühte, meinen Dienst auf's Pünktlichste zu versehen, so genoß ich die Liebe und Achtung meiner Kameraden und Vorgesetzten mit Ausnahme des Kapitäns. Leider konnte er mir bedeutend schaden und unterließ das auch nicht. So viel mir die wenig freie Zeit, die ich hatte, erlaubte, lernte ich Sprachen, Geographie, Geschichte und was nöthig war, um ein Examen in die vorbereitende Artillerieschule machen zu können. Auch wurde ich mit mehreren andern Aspiranten vom Abtheilungskommando zu diesem Examen eingegeben, doch waren die darauf bezüglichen Papiere noch nicht lange bei der Brigade eingelaufen, so erhielt ich vom Wachtmeister Sternberg einen freundschaftlichen Brief — „Donnerwetter, lieber Major, da sind deine Papiere zum Examen allerdings mit den übrigen eingelaufen, aber mich soll dieser und jener holen, wenn dein corriculum vitae nicht eines der schlechtesten ist, das mir jemals unter die Hände gelaufen. Bist du denn wirklich ein so leichtsinniges Subject geworden, oder kämmen sie an dir herunter. Das wechselt ja ab mit Arrest und Strafwachen. Ich sage dir, wenn ich nicht bei Schippenb — beim Commando will ich sagen — die Hand über dein gottloses Haupt hielte, so hätte man dich wegen des verfluchten Nationale's zurückgewiesen. Das sage ich dir aber, sei mir gehörig gesattelt; zieh die Bauchgurten deines Wissens jetzt zusammen, denn wenn du beim Examen herabplumpst, so freut

mich mein Leben. Dein Alter ist nicht nur wohl, sondern hat auch ein unverschämtes Glück; so eben lese ich, daß er schon zum Steuercontroleur ernannt ist. Gratulire augenblicklich deiner Mutter, und da Steuercontroleurin schlecht klingt, so kannst du auf die Adresse schreiben: Frau Steuercontroleuse Wortmann. Auch ich will nächstens abziehen, aber zur Post; weißt du, ich kann das Sitzen nicht ertragen."

Daß ich in der That vom Brigadekommando beschützt wurde, das sah ich mit großen Freuden, unser Kapitän aber zu seinem großen Verdruß daran, daß ich trotz der schlechten Zeugnisse wirklich zum Examen kommandirt wurde; leider kam ich aber doch nicht dazu. Wenige Tage vor unserem Abmarsche lief ein Schreiben des Generalkommandos ein mit der für uns trostlosen Nachricht, daß die vorbereitende Brigadeartillerieschule laut höherem Befehl aufgehoben sei, es blieb also nur noch die große Artillerieschule in der Residenz übrig, zu deren Eintritt ein Examen erforderlich war, wie es die Fähndriche bestehen mußten, und dazu reichten meine Kenntnisse nicht aus.

Wachtmeister Sternberg schrieb mir ebenfalls darüber, auch mein Vater, und beide gaben mir den Rath, ruhig fortzudienen, mich in den Artilleriewissenschaften zu vervollkommnen, um später einmal Oberfeuerwerker werden zu können. Das that ich denn auch und verzichtete auf die Epauletten, ohne daß es mir gerade besondern Kummer machte. Hatte ich doch schon genug von dem Offiziersleben kennen gelernt, um einzusehen, daß dasselbe für den, der kein Vermögen besaß, gar zu starke Schattenseiten habe.

Ich widmete mich also auf's Fleißigste dem Dienst und den Artilleriewissenschaften, und als ich zwei Jahre gedient, machte ich ein so glänzendes Unteroffiziers-Examen, daß ich zum Abtheilungs-

kommando augenblicklich avancirt wurde. Nebenbei hatte ich auch meine Liebe zur Gärtnerei nicht vergessen und bildete die Anfangsgründe, die mir der weise Vogel beigebracht, auf's Umfassendste aus. Ich fand einen geschickten Gärtner bei der Stadt, der sich meiner bereitwillig annahm, und war glücklich, alle meine Freistunden unter Blumen und Bäumen zubringen zu können. Das Bischen Latein, das ich in der Schule gelernt, machte es mir leicht, die hunderterlei Namen der Pflanzen zu behalten, und als ich ein Jahr bei meinem Freunde, dem Gärtner, gearbeitet, meinte dieser lachend: „wenn es mir einmal bei der Artillerie durchaus nicht mehr gefiele, so könne ich, was meine Kenntnisse anbelange, getrost den ausgedehntesten herrschaftlichen Garten übernehmen."

Da es mir durch die immerwährende Beschäftigung im Garten fast zum Bedürfniß geworden war, im Freien unter Pflanzen und Bäumen zu sein, so suchte ich sogar im Dienste dieses Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß ich gerne die Wache auf den kleinen Forts übernahm, die außerhalb der Stadt lagen, wo das mit Bäumen bepflanzte Glacis einem kleinen Parke ähnlich war. Da war ich glücklich und half den wildwachsenden Bäumen mit Scheere und Messer auf's Zweckmäßigste nach, mußte mich aber sehr in Acht nehmen, daß diese Ausübung meiner Kunst nicht auf unangenehme Art zu Ohren der Festungsdirection käme. Einmal war ich schon in schweren Anklagestand versetzt worden, als ich nämlich aus einer schönen Ulme mehrere dürre Aeste weggesägt hatte, und da unser Kapitän nicht übel geneigt war, dieses dreifach zu bestrafen, erstens nämlich als Unordnung im Dienste, worin er nicht ganz Unrecht hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Waldfrevel, und drittens

gar als Holzdiebstahl, so hätte es mir schlecht ergehen können, wenn die Behörde nicht glücklicherweise nur den ersten Fall angenommen hätte, und mich dafür mit ein paar Tagen Arrest beglückte. Aber trotzdem konnte ich die Gärtnerei, wenn auch auf königlichem Grund und Boden, nicht lassen.

So wär es denn wieder Frühling geworden, ich diente drei Jahre, war wie gesagt Unteroffizier, und hätte mich schon lange zum Feuerwerker-Examen gemeldet, wenn nicht der Kapitän eine derartige Anfrage meinerseits mit einem wahren Hohngelächter beantwortet hätte und mich darauf gefragt: „Wissen Sie auch, was ein Feuerwerker ist? Sie scheinen keine Idee davon zu haben."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann," entgegnete ich einigermaßen gereizt, „ich erlaube mir vielleicht doch zu wissen, was ein Feuerwerker ist."

„Nun, darauf wär' ich begierig," meinte er und sah mich finster an, wobei er die beiden Zeigefinger zwischen Schärpe und Uniform steckte.

„Ein Feuerwerker, Herr Hauptmann, ist meiner Ansicht nach eine Charge in der Batterie, welche sich mit der Feuerwerkskunde sehr vertraut gemacht hat, der ferner —"

„Und Ihre Ansicht ist durchaus falsch, mein Lieber," fiel er mir nun lächelnd in die Rede. „Wer zum Feuerwerker avanciren will, soll das Muster eines Unteroffiziers sein, soll meiner Ansicht nach viermal so lange dienen als Sie, soll den Dienst auswendig kennen wie ein Buch und ausüben wie eine Maschine, soll das Progesta seiner ganzen Compagnie sein, exercieren können wie ein Engel und soll vor allen Dingen — merken Sie sich das wohl — nie bestraft worden sein. Das ist meine Ansicht von den Eigenschaften eines Feuerwerkers." Das hatte er

mit erhabenem Tone gesprochen und setzte nun in gewöhnlichem Tone hinzu: „Daß der Feuerwerker nebenbei eine Rakete von einer Stückkugel soll unterscheiden können, versteht sich von selber."

„Der Herr Hauptmann werden entschuldigen," erwiederte ich, „aber nach dem habe ich wohl keine Hoffnung, jemals in der Batterie des Herrn Hauptmann zum Feuerwerker zu avanciren; denn wenn ich mich auch befleißigen würde, einer der pünktlichsten und propersten Unteroffiziere der Batterie zu werden, so wird es mir doch nie gelingen, ein Nationale beizubringen, in dem keine Strafen verzeichnet stehen."

„Ja, mein Lieber," sagte er, beharrlich mit dem Kopfe nickend, „den Riegel haben Sie sich selbst vorgeschoben. Wenn ich nicht irre, saßen Sie in den drei Jahren schon sechsmal auf dem Holze, und die Zahl Ihrer Strafwachen ist Legion."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann, Legion."

„Hm! hm!" machte er verdrießlich. „Und das scheint Sie eigentlich gar nicht zu alteriren. Aber ich weiß schon, worauf Sie bauen, auf den Schutz irgend eines Schreibers beim Brigadekommando, der Ihnen beim Unteroffiziers-Examen so treffliche Dienste geleistet und den Sie sich, Gott weiß durch welche Hinterthüre erschlichen. Aber Herr, das versichere ich Sie, dergleichen wird nicht mehr gut gethan, so wahr ich Bitter heiße und sehr bitter sein kann."

Es gibt leider Augenblicke im Menschenleben, wo man der Strafe näher ist als sonst. Mir war die Geduld zerrissen und ich erlaubte mir, im Tone der höchsten Achtung und tiefsten Unterwürfigkeit dem Hauptmann zu bemerken, daß ich ihm recht sehr über die Auskunft über mich selbst danke, zugleich aber um die

Erlaubniß bäte, mich beim Abtheilungskommando zur Versetzung nach einer andern Batterie zu melden.

Ich gebe zu, daß der gegenwärtige Augenblick zu diesem Gesuche vielleicht nicht passend war und es als Trotz erscheinen konnte; wenigstens nahm es der Hauptmann so auf. Er rieb sich die Hände, hustete ein paar Mal leise und kniff die Augen zu, wie er zu machen pflegte, wenn er anfing sehr übler Laune zu werden. „Sehr schön," sagte er nach einer Pause, „charmant, ich bitte aber recht sehr, Herr Unteroffizier, sich den vorhabenden Schritt noch gefälligst überlegen zu wollen. Und damit es Ihnen hierzu nicht an Zeit und Muse fehlt, so melden Sie sich gefälligst beim Feldwebel zur Strafwache auf Fort Nr. 4, wo Sie über Ihren Entschluß nachdenken können. — Verstanden?"

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

„So gehen Sie."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

So hatte ich denn abermals eine Strafwache, die mir heute gerade nicht angenehm war, denn wir hatten Feiertag und ich also vollkommen Zeit, den ganzen Tag bei meinem Freunde, dem Gärtner, zuzubringen. Da es übrigens noch früh am Morgen war, ging ich zu ihm hinaus und fand ihn beim Propfen verschiedener Gesträuche beschäftigt. Ich erzählte ihm mein Schicksal und er meinte, das Beste wäre, ich solle meinen Abschied nehmen, und mich ganz meiner Lieblingsbeschäftigung, der Gärtnerei, widmen. Einen solchen Entschluß ohne Einwilligung meiner Eltern zu fassen, daran war nicht zu denken, auch war ich sicher, daß weder mein Vater noch meine Mutter es je erlauben würden, daß ich schon nach drei Jahren wieder den Militärdienst verlasse. Feuerwerker sollte ich nun einmal werden, so wollte es

der Vater Wortmann, und die vorgeschriebene Anzahl Jahre dienen, um Ansprüche auf eine Civilversorgung zu haben. In der That, da war nichts zu machen und mein Freund mußte mir beipflichten, als ich ihm das auseinandersetzte.

Ich half ihm noch eine Stunde bei seinem Geschäft, dann mußte ich ihn verlassen, da es Zeit war, nach meiner Wachmannschaft zu sehen. Er wickelte mir lachend ein paar der Reiser, womit er beschäftigt war, in Moos und steckte sie mir in die Taschen. „Vielleicht," sagte er, „finden Sie irgendwo einen Strauch, an dem Sie mit Propfen ein paar Versuche machen können. An Zeit wird es Ihnen nicht fehlen."

Dann verließ ich ihn, um meine Wache zu beziehen, eine der kleinen Festungen, welche um die Stadt liegen. Daß ich gerade hierhin geschickt worden, dafür war ich dem Kapitän noch dankbar, denn er hätte mich ebensogut nach dem einsamen alten Pulverthurme senden können, oder gar die Kasernenwache übergeben, was mir noch weit unangenehmer gewesen wäre. Auf meinem einsamen Fort war ich doch mitten in der schönen Natur, hatte wenig von Ueberraschungen zu fürchten, namentlich heute an einem Feiertage, und dann führte die Wache hier überhaupt ein recht behagliches, patriarchalisches Leben. Die nothwendigen Bestandtheile eines frugalen Abendessens, Kartoffeln, Butter und etwas Wurst wurden mitgenommen, auch die Kaffeemaschine, Tabak, Pfeifen, sogar ein paar Cigarren, und vor allen Dingen ein paar unterhaltende Bücher.

Mit diesem führten wir denn hier draußen in der That ein beschauliches Leben; man war wie im Kloster. Der öde gepflasterte Hof hallte so recht unheimlich von unseren Schritten wieder, das Wachtlokal mit einer engen vergitterten Schießscharte,

war wie eine Mönchszelle, und rings um uns her bildeten Gräben und Glacis einen allerliebsten Klostergarten. In diesem hielt ich mich auch am liebsten auf, und auch heute, als ich mein Wachtbuch eingeschrieben hatte, sowie die Meldezettel nach der Stadt geschickt, als das Wachtlokal in Ordnung gebracht war und die Posten aufgezogen und gehörig instruirt, suchte ich mir eine recht angenehme Stellung an der Böschung des kleinen Walles, wo das Bankett eine förmliche Rasenbank bildete. Mein Bursche, der mit mir auf der Wache war, richtete mir die Kaffeemaschine her, ich zündete den Spiritus an, und nachdem der Trank bereitet war, legte ich mich behaglich in's Grüne und las ein paar Stunden.

Die Kanoniere, die nicht auf Posten waren, hatten sich rings auf dem Glacis vertheilt, um nach der Stadt hinauszuspähen, ob sich nichts Verdächtiges nahe, bei welchem Geschäft sie übrigens ebenso wie ihr Kommandant auf Gras und Blumen ruhten, und so genossen wir Alle zusammen die Freuden der Wache an einem schönen Frühlings- und Feiertage.

Endlich war mein Kaffee getrunken, ich auch des Lesens müde, weßhalb ich mich erhob, um meine Posten zu revidiren. Ich fand bei ihnen nichts besonders Ungehöriges; doch war es vielleicht nicht ganz streng dem Reglement gemäß, daß der Eine pfiff, der Andere sang, ehe sie mich kommen hörten. Nur der auf der Plattform des Thurms erhielt einen kleinen Verweis, denn statt umherzugehen, wie es Vorschrift war, hatte er sich in eine der Schießscharten gesetzt und blickte nach der Stadt sowie auf den Fluß, der nicht weit von unserem Fort vorbeiströmte und wo Dampfer auf- und abzogen, eine lange schwarze Rauchwolke hinter sich drein ziehend. Von der Stadt her war ein

Gesumme der Menschen, das Rollen der Equipagen, aber Alles verschwamm zu einem unverständlichen Brausen, zwischen dem nur deutlich die Glocken der vielen Kirchen hervordrangen, in denen zum Nachmittagsgottesdienste geläutet wurde.

Als ich wieder hinabstieg und auf das Glacis ging, gedachte ich der Zweige, die mir mein Freund, der Gärtner, in die Tasche gesteckt. Ich nahm sie hervor und suchte mir ein passendes Gesträuch, um meine Kunst daran zu versuchen. Es war dies die gewöhnliche Akazie, auf welche ich mich bemühte, einen Zweig der Robinia hispada zu pfropfen. Wenn ich auch als Wachthabender Unrecht hatte, dergleichen zu thun, so war es doch anderntheils ein verdienstliches Werk, die Gesträucher hier zu veredeln, und wie schön mußte es sich nicht im nächsten Frühjahre ausnehmen, wenn hier neben der gelben Blüthe der gewöhnlichen Akazie auf einmal die prachtvolle röthliche der Robinia hispada hervorwuchs. Messer, Bast und Wachs hatte ich nicht vergessen, in die Patrontasche zu stecken, und durch die am Rande des Glacis umherliegenden Kanoniere vor jedem Ueberfall gedeckt, machte ich mich mit großer Ruhe und vielem Behagen an mein Geschäft. Schon hatte ich ein paar Sträucher auf's Kunstvollste gepfropft, als ich aufblickend einen meiner Kanoniere vor mir sah, der mit seinen Armen und Händen allerlei seltsame Zeichen und Pantomimen machte, die wahrscheinlich mir gelten sollten.

„Was willst du?" rief ich ihm zu. „Kommt Jemand?"

Statt aller Antwort machte er ein ganz erschrecktes Gesicht und deutete schüchtern mit dem Finger vor sich hin. Zu gleicher Zeit rief der Posten auf der Plattform mehreremal meinen Namen. Ich blickte um mich her und endlich auch hinter mich, und sah zu meinem nicht geringen Schrecken drei Artillerieoffiziere,

die aus dem Hofe des Forts kamen und sich mir näherten. Daß ich in einem derselben augenblicklich unsern Hauptmann Bitter erkannte, verminderte meinen Schrecken durchaus nicht. Eilig nahm ich den Tschako vom Boden auf, und als ich mich gegen die Ankommenden wandte, gelang es mir, Messer, Wachs und Bast in die auf meinem Rücken befindliche Patrontasche zu schieben.

Zum schlimmen Spiel die beste Miene machend, näherte ich mich meinen Vorgesetzten so unbefangen als möglich und meldete: „Auf Wache ein Unteroffizier und zwölf Kanoniere. Weder auf Posten noch im Innern der Forts befindet sich etwas Neues.“

„Nach Ihrer Ansicht allerdings nicht,“ erwiederte der Hauptmann kopfnickend und ganz zufrieden lächelnd; „für mich aber ist es etwas außerordentlich Neues, eine Wache zu finden, die so ihren Dienst thut, wie die Ihrige. Das ganze Fort ist leer, man könnte sogar die Geschütze wegtragen und Sie würden es nicht merken. Nein, Herr Unteroffizier Wortmann, dergleichen ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Was Teufels, Herr, ist in Sie hineingefahren? Wenn Sie vielleicht am periodischen Wahnsinn leiden, so melden Sie sich in's Lazareth. Dann werden wir auch Ihre ganze Aufführung begreifen.“

Ich stand wie eine Bildsäule und verzog keine Miene, das Beste, was ich in meiner Lage thun konnte.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann von Walter, und Sie Herr Premierlieutenant Schwarz, ist Ihnen in Ihrem ganzen Leben dergleichen vorgekommen?“

Mit einem schnellen Blick beschaute ich mir die beiden andern Offiziere, namentlich den Herrn Hauptmann von Walter, der Kommandant der Festungskompagnie in J. war, von dem wir viel gehört, den seine Leute enthusiastisch liebten, den ich

aber noch nie gesehen. Er war ein fast zu starker, sehr behaglich aussehender Mann mit einem runden, außerordentlich freundlichen Gesichte. Dabei hatte er lebhafte wohlwollende Augen, aus denen es wie Lachen hervorblitzte, ganz im Gegensatz zu dem furchtbaren Auftritte, der sich vor seinen Augen zu entwickeln begann. Soviel ich später sah, hinkte er ein wenig mit dem linken Fuße, und deßhalb führte er auch ein spanisches Rohr mit elfenbeinerner Krücke.

Der Herr Lieutenant Schwarz war ganz das Gegentheil seines Hauptmanns, er war fast übertrieben mager, hatte einen langen dünnen Hals, auf dem ein Kopf saß, der nicht bedeutend stärker aber viel länger war. Seine Augenbrauen waren erstaunt in die Höhe gezogen, der Schnurrbart hing tief zu beiden Seiten des Kinns herab, und über dem ganzen Gesichte lag ein so furchtbarer Ernst, daß ich ihm ansah, er sei auf's Höchste empört über den Frevel, den ich hier begangen.

„Und was treiben Sie hier auf dem Glacis?" fuhr der Kapitän nach einer kleinen Pause fort. „Mir scheint, Sie haben Ihre alten Mucken wieder. Sollten Sie wohl glauben," wandte er sich an den andern Hauptmann, „daß dieser Unteroffizier schon einmal bestraft wurde, weil er Aeste aus dem Gehölz des Glacis weggeschnitten? — Ich bitte Sie: Aeste eines königlichen Baumes!"

„Es waren dürre Aeste," erlaubte ich mir zu sagen.

„Ast ist Ast!" rief entrüstet der Kapitän. „Und es ist nur schade, daß man damals nicht meiner Ansicht war, sonst wären Sie lange unschädlich gemacht worden. Nicht wahr, Herr Hauptmann v. Walter, Ast ist Ast?"

„Nicht so ganz, mein lieber Herr Hauptmann Bitter," erwiederte der dicke Kapitän freundlich. „Ich will zugeben, daß es

von einem wachthabenden Unteroffizier nicht ganz passend ist, Aeste von den Bäumen einer königlichen Pflanzung wegzusägen."

„Fürchterlich!" sagte Lieutenant Schwarz im Tone der höchsten Entrüstung.

„Anderntheils aber," fuhr der Hauptmann v. Walter fort, „könnte es sogar ein verdienstliches Werk genannt werden, dürre Aeste von einem Baum zu entfernen. Das erhöht dessen Lebenskraft und verhindert in vielen Fällen, daß nicht auch andere Zweige angegriffen werden und ebenfalls absterben."

Unser Kapitän hustete ungeduldig. „Wir wollen das Vergangene nicht weiter untersuchen," sprach er. „Aber was trieben Sie dort im Gehölz, als wir kamen? — Es thut mir Leid, aber die Sache muß untersucht werden. Wenn es den Herren gefällig wäre, so sehen wir etwas genauer auf die Arbeit dieses wachthabenden Unteroffiziers."

„Gehen wir," versetzte der dicke Kapitän und schritt auf seinen Stock gestützt voraus.

Lieutenant Schwarz drückte die Hände auf seinen dünnen Leib und folgte langsamen Schrittes, anzusehen, wie eine finstere Wetterwolke.

„Aha!" rief unser Hauptmann triumphirend, als wir jetzt an Ort und Stelle gekommen waren und zeigte dabei auf die grünen Akazienzweige, die ich Behufs des Pfropfens entfernt und die auf dem Boden umherlagen. „Sind das auch vielleicht dürre Aeste? Na, Herr! diesmal will ich Sie fassen."

Während der dicke Kapitän ruhig an meine Sträucher trat, zuckte der Lieutenant Schwarz seine Schultern so hoch, daß sie fast die Ohren berührten. Hauptmann Bitter blickte mich kopf=

nickend an, und ich stand dabei — wehrlos, ein aufgegebener Mann.

„Das ist ja vortrefflich gepfropft!" rief plötzlich der Hauptmann von Walter! „ich sage Ihnen, vortrefflich. Die Bänder sind zierlich und kunstgerecht angelegt und das Baumwachs mit einer wahren Feinheit aufgetragen."

Unser Kapitän schaute erstaunt auf seinen Herrn Kameraden, während der Lieutenant abermals die Achseln zuckte.

„Robinia hispada," rief der Hauptmann v. Walter. „Eine herrliche Blüthe! wird sich im nächsten Frühjahre ganz ausgezeichnet machen."

„Aber ich begreife nicht," sagte unser Kapitän erstaunt.

„Er verdient freilich einen kleinen Verweis, der Unteroffizier," meinte heiter der dicke Hauptmann, „daß er die Zeit der Wache zu so was anwendet, in seinen Freistunden aber eine Belohnung dafür."

„Aber ich begreife nicht," wiederholte Hauptmann Bitter, „das ist doch ein offenbarer Waldfrevel."

„Kein Waldfrevel," unterbrach ihn der Andere, „gewiß, lieber Herr Kamerad, kein Waldfrevel, im Gegentheil, es zeugt von gutem Geschmack, hier in dieser Gruppe Robinia hispada auf Robinia pseudacacia, die gemeine Akazia zu pfropfen. Sehen Sie, dort haben wir Crataegus den Weißdorn, dort eine Lonicera, die dunkelroth blüht, daneben den sogenannten Goldregen, das wird eine ganz schöne Wirkung machen, allerdings auf der Wache," sagte er lächelnd zu mir, wobei er komisch drohend seinen Krückstock erhob, „auf der Wache sollte so was unterbleiben."

„Und ist doch Waldfrevel; dergleichen auf einem königlichen Glacis," sagte hartnäckig unser Hauptmann.

„Nein, nein, gewiß kein Waldfrevel," erwiederte der Andere, „nur gepfropft und sehr schön gepfropft. — Sind Sie ein gelernter Gärtner?" wandte er sich an mich.

Der Herr Hauptmann hatte etwas so außerordentlich Wohlwollendes und Gutes in seinem Benehmen und seiner Sprache, daß ich mich sehr zu ihm hingezogen fühlte. Auf seine Frage an mich erzählte ich ihm mit kurzen Worten, daß ich auf Avancement diene, daß ich habe Offizier werden wollen, auch wohl das Examen zur vorbereitenden Artillerieschule habe machen können, aber nicht das zur Kriegsschule, wie es in neuerer Zeit verlangt werde. Ferner sagte ich ihm, daß ich die Gärtnerei außerordentlich liebe, und in meinen Freistunden theoretisch und praktisch erlernt habe.

Während ich das sprach, nickte er vergnügt mit dem Kopfe und that verschiedene Fragen an mich, aus denen ich entnahm, daß er Baum- und Blumenzucht aus dem Fundament verstehe und wahrscheinlich selbst betreibe.

Nachdem das kleine Examen beendigt — und er stellte in der That ein solches mit mir an — nahm er den Hauptmann Bitter unter den Arm, führte ihn ein paar Schritte von mir weg und redete freundlich lachend in ihn hinein, wobei aber mein Vorgesetzter anfänglich heftig mit dem Kopfe schüttelte. Herr Lieutenant Schwarz, der jetzt die Hände auf den Rücken gelegt hatte, betrachtete meine Pfropfarbeit ungefähr mit dem Gesichtsausdruck, mit welchem man etwas ganz Außerordentliches und noch gar nie Dagewesenes anschaut.

Nach einer kleinen Weile rief mir mein Hauptmann zu: „Kommen Sie daher, Unteroffizier, und bedanken Sie sich beim Herrn Hauptmann v. Walter auf's Nachdrücklichste. — Ich hätte

Ihnen, wegen des Rückfalls in Ihre Lust, königliche Bäume zu beschädigen, diesmal eine garstige Geschichte aufspielen müssen. — Ja müssen. — Denn Ordnung muß sein. Der Herr Hauptmann v. Walter hat für Sie gesprochen, und auf seinen speziellen Wunsch will ich die Sache für diesmal auf sich beruhen lassen."

Daß ich mich auf's Herzlichste bedankte, wird mir Jeder glauben, und ich war froh, mich bei dem guten alten Herrn bedanken zu können. Er hatte durch sein freundliches Benehmen meine ganze Liebe gewonnen, und das erlaubte ich mir, ihm unverhohlen zu sagen, wobei ich nicht unterlassen konnte, hinzuzusetzen, daß ich mich glücklich schätzen würde, später einmal in seine Nähe zu kommen. Darauf reichte er mir treuherzig die Hand, die ich gerne geküßt hätte, und ich kann nicht verschweigen, daß mir fast die Thränen in die Augen traten, als er sie mir auf's Herzlichste schüttelte und so lieb und freundlich von mir Abschied nahm.

Ohne weitere Abenteuer ging die Wache vorüber, und als ich mich am andern Mittag bei unserem Feldwebel vom Fort Nro. 4 zurückmeldete, erzählte ich ihm, was mir gestern begegnet. Er mochte mich wohl leiden, der Feldwebel, und sagte nachdenkend: „Diese Begegnung kann Ihr Glück sein, es ist ein eigenes Ding um den Herrn Hauptmann v. Walter. Wie es zusammenhängt, weiß Niemand, aber so viel ist bekannt, daß er bis hoch oben in die höchsten Regionen mächtige Verbindungen hat. Und wenn er etwas durchsetzen will, so wird's ihm nicht schwer."

Dies geschah ungefähr im Mai und schon im Juni kam der Befehl vom Brigadekommando, mich so schnell als möglich zum Feuerwerker-Examen zuzulassen. Ich machte dasselbe und kann,

ohne unbescheiden zu sein, wohl sagen, daß ich sehr gut bestand. Dem Herrn Hauptmann Bitter waren diese Eingriffe in seine Machtvollkommenheit sehr unangenehm. War ich doch durchaus kein Feuerwerker, wie er ihn sich wünschte; glücklicherweise wurde ich es auch nicht bei ihm, denn vierzehn Tage, nachdem meine Papiere zur Brigade abgegangen waren, kam von dort ein Befehl: worin es hieß:

„Der Unteroffizier Wortmann ist unterm heutigen Datum zum Feuerwerker befördert und in dieser Eigenschaft zur Festungskompagnie nach J. versetzt. Der Feuerwerker Wortmann hat sogleich dorthin abzugehen."

— — Wer war glücklicher als ich!

Achtes Kapitel.

Auf dem Wege nach meinem neuen Bestimmungsorte treffe ich einen freundlichen Gensdarmen, der mir durch eine Erzählung beweist, daß man sich ein Vergnügen daraus machen kann, nicht zu avanciren.

Der Abschied von meiner Batterie ward mir, wie man sich wohl denken wird, durchaus nicht schwer. Freunde hatte ich unter meinen Kameraden so gut wie gar keine, der Hauptmann war froh, daß er mich los wurde und auch mir konnte es nur angenehm sein, einen Vorgesetzten zu verlassen, der nicht nur unnachsichtlich und streng, sondern auch parteiisch gegen mich war. Der Lieutenant v. Schwenkenberg hatte seit der langen Rede, die er an mich gehalten, nur noch wenige Worte mit mir gewechselt,

er liebte das viele Sprechen überhaupt nicht, war von jeher verschlossen gewesen und wurde es, je länger er diente, immer mehr.

So packte ich denn mit sehr leichtem Herzen meine Habseligkeiten in einen kleinen Koffer, den mir meine Mutter geschickt, nahm von meinem Freunde, dem Gärtner, herzlichen Abschied, ach! und hier war es mir gerade zu Muth, als damals, wo ich den weisen Vogel verließ. Auch er steckte mir die Taschen voll Sämereien, die ich aber jetzt nicht wegwarf, denn obgleich Vater Wortmann mir damals gesagt, auf den Wallgängen wüchsen keine Blumen, so hatte ich doch eine unbestimmte Ahnung, in der kleinen Festung J. unter dem Kommando des Herrn Hauptmann v. Walter könne und müsse es doch ganz anders sein, und unter diesen für mich sehr schönen Hoffnungen wanderte ich denn zum Thore hinaus, in der gleichen Jahreszeit als damals, wo ich das elterliche Haus verlassen. Vier Jahre waren seitdem vergangen, ich noch um einige Zoll gewachsen, hatte mir auch einen kleinen Schnurrbart zugelegt, und wenn ich bei Manövern und zur Einquartierungszeit manchen Mädchenaugen glauben durfte, die mich gern freundlich und lächelnd betrachteten, so war mein Aeußeres vielleicht der Mühe werth, daß sich das andere und schönere Geschlecht mit mir beschäftigte. Weßhalb dieß Geschlecht übrigens das schöne genannt wurde, wollte mir damals noch nicht so recht einleuchten. Mein Herz war bis jetzt gänzlich unempfindlich geblieben und ich konnte nur lachen über die Thorheiten, die ich meine Kameraden in dieser Richtung begehen sah. In gewisser Beziehung war ich, ein so junger Feuerwerker, der schon in fünf Jahren Ansprüche auf eine Civilversorgung hatte, für bescheidene Wünsche eine recht gute Partbie zu nennen, und die Tochter unseres Feldwebels, ein wohlgewachsenes, dickes

Mädchen, — sie spielte Guitarre und las gerne Romane, — hatte mir das auch nicht ganz undeutlich zu verstehen gegeben. Sie declamirte gern Gedichte und den Tag vor meiner Abreise hatte sie mich noch mit dem bekannten Liede beglückt:

„Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,
Komm an Elisen's klopfend Herz!"

Doch hatte das gar keine Wirkung auf mich ausgeübt, vielmehr reichte ich ihr recht förmlich die Hand, worauf sie ihr Näschen rümpfte und mich ungnädig entließ.

Das war bald vergessen, und ich wanderte wohlgemuth und leichten, fröhlichen Herzens über die lange Chaussee dahin. Reiseabenteuer hatte ich auf diesem Marsche ebensowenig als auf meinem ersten, den ich von meinem elterlichen Hause antrat. Doch begegnete mir auch dießmal wieder der unvermeidliche Gensdarm, der aber, als er meine stattliche Uniform sah, nicht wie damals, nach meinem Passe verlangte, sondern vielmehr freundschaftlich mit mir schlenderte.

Es war am zweiten Tag meines Ausmarsches und ich konnte noch vor Abend die Festung J. erreichen. Der Gensdarm zog ohne besondere Bestimmung mit mir denselben Weg; nachdem er sich mir als einen ehemaligen Unteroffizier der reitenden Batterie unserer Abtheilung zu erkennen gegeben, plauderten wir recht angenehm von vergangenen und zukünftigen Zeiten.

Mir war es recht, daß ich ihn traf, denn da er in der kleinen Festung stationirt war, so kannte er alle Verhältnisse dort genau, was ja schon sein Beruf mit sich brachte, und konnte mir über Manches die beste Auskunft geben. „Die Festung ist klein," sagte er, „und deßhalb die Stadt außerordentlich langweilig. Da sie auch nicht an einer Hauptstraße liegt, so ist der

Verkehr sehr gering und auf den Straßen und Plätzen wächst so viel Gras, daß man die Kühe nicht braucht zum Thore hinauszutreiben, wie es dort noch jeden Morgen geschieht. Festungskommandant," erzählte er weiter, „ist der General R., ein braver und sehr freundlicher Vorgesetzter; mit dem Sie übrigens wohl nichts zu thun haben, denn wie ich mir denken kann, gehören Sie zur Compagnie des Herrn Hauptmann von Walter, der die Citadelle fast unumschränkt kommandirt."

„Aber er steht doch unter dem Festungskommando?" fragte ich meinen Begleiter, der mir lächelnd erwiederte: — Eigentlich ja, und doch wieder nicht, das hat so seine eigene Bewandtniß."

Glücklicherweise hatten wir in diesem Augenblicke eine kleine Anhöhe erstiegen, auf deren Spitze ein einladendes Wirthshaus stand. Ein großer Schild mit angenehmer Versprechung von frischem Bier und ein Platz vor dem Hause mit breitem Tisch und Bänken, die so äußerst behaglich unter sehr riesenhaften Linden standen, im Schatten der weitausgestreckten Aeste, während ringsumher eine heiße Juniusnachmittagssonne auf Straße und Feld brannte. Das schäumende Bier kam in ein Paar Krügen und für so was ist selbst das harte Herz eines Gensdarmen empfänglich. Wir machten es uns so bequem als möglich und nachdem der erste Durst gelöscht war, auch der Hunger mit einigem Brod und Käse beschwichtigt, lenkte ich das Gespräch abermals auf die Citadelle und meinen künftigen Chef.

„Das ist eine ganz eigenthümliche Geschichte," meinte der Gensdarm „und da es kein Dienstgeheimniß betrifft, auch nichts Schlimmes ist, so kann ich schon erzählen, was ich davon gehört."

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin," erwiederte ich, „denn

es ist sehr angenehm, die Verhältnisse kennen zu lernen, in welche man eintritt."

„Der Herr Hauptmann von Walter," sagte der Gensdarm nach einem tüchtigen Zuge, „ist wie Sie ja auch gesehen haben, schon ein alter Herr, näher den Sechzigen als den Fünfzigen. Da die jungen Leute leider die schlimme Gewohnheit haben, den meisten Vorgesetzten einen zweiten Namen beizulegen, der sich auf ihre allenfallsigen Schwächen bezieht, so thaten sie das auch bei Herrn Hauptmann von Walter. Da aber über den nun, weiß Gott, Niemand im Geringsten zu klagen hat, so nennen sie ihn, weil sich kein Mensch zu erinnern weiß, daß er avancirt ist, den ewigen Hauptmann. Denn Hauptmann war er schon, als der alte Oberfeuerwerker, der auch schon eine tüchtige Reihe von Jahren dient, nach J. kam. Daß er Hauptmann war, erinnern sich die alten Zollaufseher am Thore und schon graue Leute der Stadt können sich nicht anders denken, als daß der Hauptmann v. Walter in der Citadelle gehaust habe."

„So ist er kein guter Offizier, wenn er nicht avancirt ist?" fragte ich.

„Im Gegentheil," versetzte mein Begleiter, „wie alle seine Herren Kameraden sagen, ist er ein ausgezeichneter Artillerieoffizier. Aber nun hören Sie den Haken, den die ganze Geschichte hat. Er war schon so früh Hauptmann und das obendrein in der Gardebrigade, daß er jetzt schon wenigstens Brigadekommandeur sein müßte, wenn er gewollt hätte. Damals begleitete er einen hohen Herrn auf Reisen, und machte sich bis hoch oben hinauf außerordentlich beliebt"

„Aber das sind ja alles Gründe, um schnell zu avanciren," sagte ich erstaunt.

Natürlich," versetzte der Gensdarm, „wenn man avanciren will."

„Und wer will nicht avanciren?"

„Der Herr Hauptmann von Walter. Hören Sie nur. Bevor es auf die besprochene Reise ging, wurde der junge Lieutenant Walter ein sehr junger Hauptmann, und als man höchst zufrieden zurückkam, da hieß es: Jetzt wird er Major werden. Aber im Gegentheil, bald darauf erstaunten alle seine Kameraden, als es hieß: der Hauptmann von Walter ist zur Festungskompagnie nach J. versetzt. „„Eine förmliche Ungnade,"" sagte man. Ja, gehorsamer Diener, daß es keine Ungnade war, sah man schon im nächsten Jahr, als Seine Majestät Allerhöchst selbst da unten in der Ebene die großen Herbstmanövers kommandirten. Denn während derselben war der Hauptmann von Walter beständig in der Allerhöchsten Suite, speiste jeden Mittag an der Tafel, hatte häufige Unterredungen mit dem Herrn und nach den Manövern ging er mit dem Hoflager nach der Residenz, wo er ein halbes Jahr blieb und dann wieder als Hauptmann von Walter zurückkehrte. Einige Zeit darauf erhielt er von dem Prinzen, den er begleitet, ein hübsches Gut zum Geschenk, schön gelegen am Mittelrhein, das er zeitweise besuchte, aber immer wieder als Hauptmann zurückkam. Kameraden, die weit hinter ihm waren, rückten über ihn hinaus, ja der Herr General v. R., unser Festungskommandant, war in damaliger Zeit sein vorgesetzter Major und hat, wie die Herren sagen, doch eine sehr langsame Carriere gemacht."

„Und aus welchem Grunde will er nicht avanciren," fragte ich erstaunt, oder nicht nach der Residenz zurückkehren, was doch der Wunsch jedes Offiziers ist?"

„Wie gesagt, genau weiß man das nicht. Nur soviel ist sicher, daß er die Citadelle, in welcher er wohnt, mit ihren Wällen und Gräben über Alles liebt und daß er jede Beförderung von der Hand gewiesen hat, um nur dort bleiben zu können. Daß er aber nicht versetzt wird, darum hat er Seine Majestät selbst gebeten, und Allerhöchstdieselben haben ihm das lachend zugesagt. Ich selbst hörte es, als ich, es sind nun beinahe fünfzehn Jahre, Ordonnanzunteroffizier war und mit in der Suite ritt."

Dieß sagte der Gensdarm äußerst wichtig, worauf er einen tüchtigen Zug aus seinem Glase that.

„Und die Compagnie ist in gutem Zustande?" fragte ich einigermaßen schüchtern.

„Die Compagnie?" rief der Gensdarm wie im Ton der Ueberraschung, „das sollten sie doch wissen, ist die beste sämmtlicher Brigaden, und ich sage Ihnen, Sie haben ein Glück, darum Sie ein alter Feuerwerker der Garde beneiden wird. Donnerwetter auch! ich ziehe heute meinen Rock aus und trete da wieder als Unteroffizier ein. Sie müssen wissen, daß der Hauptmann von Walter bis oben hinauf merkwürdige Verbindungen hat."

„Das habe ich schon gehört," erwiederte ich gespannt.

„Daß man ihm über alle Maßen wohl will; und diese Protektion benützt er dazu, um sich aus allen Batterien die tüchtigsten Leute zu seiner Compagnie kommandiren zu lassen. Ich will Ihnen kein Compliment machen, aber daß er Sie zum Feuerwerker annimmt, das hat mir, unter uns gesagt, einen ganz donnermäßigen Respekt vor Ihnen beigebracht."

Ich wehrte dieses Compliment, denn ein solches war es, so gut als möglich von mir ab, indem ich versicherte, was er da gesagt, mache mich wahrhaft ängstlich und ich wüßte nicht,

ob ich die Erwartungen meines neuen Chefs zu erfüllen im Stande sei.

„Dabei hat er seine kleinen Liebhabereien,“ fuhr der Gensdarm fort.

„Die Blumenzucht und Gärtnerei,“ fiel ich ihm in die Rede.

„Das ist's,“ sagte er, „und Sie werden sich wundern, wenn Sie in die Citadelle kommen, wie es da aussieht. Da ist's außerordentlich schön, und ich kann Sie versichern, daß Leute von nah und fern kommen, um die alten Wälle und Gräben zu sehen. Nebenbei führen die Leute der Compagnie ein Leben wie Gott in Frankreich, und die Menage, die sie machen, ist besser als anderswo eine Offizierstafel. Ja, dabei möchte ich auch sein. — Na, Sie werden schon sehen. Hat doch der Gemeine da unten in der Citadelle jeden Tag Suppe, Gemüse und Fleisch und noch ein Nachtessen obendrein. Es ist wie eine große Familie, oder wie ein Landgut, wo Alles aus eigenem Interesse zu arbeiten scheint. Wenn die Kerle da unten ausgedient haben und sie dürfen nach Hause gehen, da soll mich der Teufel holen, wenn ein Einziger lacht. Nein, flennen thun sie, daß sie der Bock stößt, wenn sie über die Zugbrücke hinausgehen; und wenn der Hauptmann von Walter unter den Gemeinen Kapitulanten haben wollte, da bestände die ganze Compagnie aus solchen.“

So erzählte mir der Gensdarm, und ich muß gestehen, daß ich sehr erfreut war, ein solches Glück getroffen zu haben. Wir tranken unsere Gläser aus, worauf mich der Gensdarm verließ, da er, wie er sagte, in der Nachbarschaft noch ein nothwendiges Geschäft habe. Wir trennten uns mit dem Wunsche auf baldiges Wiedersehen und ich schritt lustig und wohlgemuth zur Ebene hinab. Es war mir so unbeschreiblich leicht und angenehm zu

Muth, ich fühlte, daß ich mit jedem Schritte einer glücklichen Zukunft entgegenging und als ich endlich drunten freilich noch in weiter Ferne, zwischen Baumreihen und den langen grünen Walllinien den spitzen Thurm der Festung auftauchen sah, war mir gerade zu Muthe, als sei ich da unten schon sehr gut bekannt, ja, als schreite ich meiner Heimath entgegen.

Es dunkelte bereits, als ich das Glacis erreichte. Der Posten am Thor wies mich in die Wachstube zum kommandirenden Infanterie-Offizier, der meine Papiere durchsah und mir freundlich sagte, ich scheine ihm ein sehr junger Feuerwerker zu sein und daß ich trotzdem in die Citadelle kommandirt wäre, dazu könne er mir nur gratuliren. Die Straßen des Städtchens, welche ich durchschritt, lagen allerdings sehr still und öde. Nur hie und da brannte eine ärmliche Oellaterne, und wenn der Ort nicht so gar klein gewesen wäre, so hätte es mir große Mühe gemacht, die Citadelle zu finden. So aber kam ich nach kurzer Zeit auf einen mit Bäumen beflanzten Exercierplatz, an den das Glacis der Citadelle stieß. Der kommandirende Unteroffizier am Thor empfing mich freundlich und betrachtete mich ebenfalls erstaunt, schien aber schon von meiner Ankunft zu wissen und gab mir einen Kanonier mit, der mich durch den Hof in meine Wohnung führen sollte. Hier in der Citadelle war schon eine bessere Beleuchtung, wie draußen in der Stadt; hell schimmerten die Lichter hinter den blankgeputzten Laternenscheiben hervor und beleuchteten den Hof recht freundlich. Bei dieser Helle sah ich, daß verschiedene Kanoniere auf Bänken im Hofe saßen und sich rauchend und plaudernd der warmen Nachtluft freuten; in einer Ecke standen zwei mit frischem Heu hochbeladene Leiterwagen, die herrlich dufteten. Aus einem erleuchteten Zimmer zu ebener Erde schallten

Guitarrenklänge und Gesang hervor; die massiven Steintreppen, welche ich, meinem Führer folgend, hinanschritt, waren bis zur Uebertreibung sauber und ebenfalls hell beleuchtet; oben kamen wir an einen Corridor, der nicht die Spur von der gewöhnlichen Kasernenluft enthielt. Die weiten Fenster standen offen und ließen eine würzige Luft einströmen. Auch hier dieselbe Ordnung und Reinlichkeit wie überall, die Thüren mit sauberen Täfelchen versehen, worauf Inschriften und Nummern mit wahrer Kunst gemalt erschienen; dazu die helle strahlenden Laternen, der Fußboden frisch weiß geputzt, nirgends Lärm und Spektakel; man hätte glauben können, in einem Gasthofe zu sein. Die letzte Thür war die zu meinem Zimmer. Der Kanonier nahm den Schlüssel, der an der Seite hing, und schloß auf. Es war ein rundes Zimmer, in welches ich eintrat, ein Thurmgemach, freundlich geweißt und mit Möbeln versehen, die, wenn gleich im Kasernengeschmack, doch so untadelhaft und reinlich waren, daß man sich beim ersten Beschauen schon außerordentlich heimisch hier fühlte. Es fehlte gar nichts. Das Bett war frisch und reinlich überzogen, der Waschtisch mit dem Nöthigen versehen und mein kleiner Koffer, den ich vorausgeschickt hatte, stand ebenfalls schon da. Auch zeigte mir der Kanonier ein verschlossenes Gelaß in der dicken Mauer, wo ich meine Kleider aufheben könnte; dann entfernte er sich und ließ mich allein.

Ich trat an das Fenster und schaute in die stille Nacht hinaus. So viel ich draußen in der Dunkelheit sehen konnte, ging der Thurm, in welchem ich mich befand, in einen Graben und gegenüber mußte ein Wallgang oder eine Bastion sein. Auch war es mir, als vernehme ich das Plätschern eines Springbrunnens.

Nach einer kleinen Weile öffnete sich meine Thür wieder

und ein anderer Kanonier, der eintrat, meldete mir, daß er als mein Bursche kommandirt sei und brachte mir zu gleicher Zeit ein kleines Nachtessen, bestehend in einer Gerstensuppe, sowie Salat und Wurst. Da ich trotz dem Berichte des Gensdarmen einigermaßen überrascht, ihm dasselbe zahlen wollte, entgegnete er mir, das gehöre zur Menage, an der ich auch wohl Theil nehmen würde. Wenn ich aber Bier oder Wein wünsche, so müsse ich das natürlicher Weise selbst bezahlen. Ich dankte ihm und da ich weiter nichts nothwendig hatte, so entließ ich meinen neuen Burschen, verzehrte mein Nachtessen und legte mich, da ich sehr müde war, zu Bette; konnte aber nicht augenblicklich einschlafen, die Erzählung meines Begleiters von heute Nachmittag beschäftigte mich, denn sie schien sich, so wunderbar sie mir auch geklungen, nach allem dem, was ich bis jetzt gesehen, bestätigen zu wollen.

Neuntes Kapitel.

Eine Musterbatterie — Ich sehe Exercierbastionen und Gemüsegärten, Festungsgräben und Kuhställe und mache ein vortreffliches militärisches Diner.

Am andern Morgen in der Frühe weckte mich die Reveille aus festem Schlafe und wenn auch bald darauf ein Bischen mehr Leben in den Gängen herrschte, als gestern Abend, so war doch immer noch ein großer Unterschied zwischen dem Leben hier und dem einer gewöhnlichen Kaserne.

Eine lachende Sonne schien mir ins Fenster und als ich aufgestanden war, und dasselbe öffnete, sah ich mit Entzücken in die weite Ebene vor mir, über welche die Thürme und Wälle der

Festung etwas erhöht lagen. Dicht unter meinem Fenster befand sich ein breiter Festungsgraben mit einem schmalen Graben voll klaren Wassers, den man Diamant nannte. Rechts und links vor demselben war ein zierlich angelegter Gemüsegarten und unten sah ich ein Paar Mann mit grauen Zwilchkitteln beschäftigt, welche frisch gepflanzten Kohl sowie hervorsprießende Gurken und Salat begoßen. Hinter diesem Graben erhob sich eine breite Bastion, auf welcher die Wallgeschütze standen, die zum Exercieren benützt wurden. Auch da die größte Ordnung und Sauberkeit. Die eisernen Geschütze waren glänzend schwarz und die von Bronze so sauber geputzt, als ob sie eben aus der Gießerei kämen. Untadelhaft standen die Laffetten vor ihren Keilen, alles Holz und Eisenwerk mit verschiedenen Farben sauber angestrichen, ebenso die kleinen bedeckten Ständer, auf welchen die Wischkolben und Hebebäume lagen. Die Brustwehren und Traversen waren mit niedrigem, saftig grünem Rasen geschmückt, der aussah, als ob er häufig geschoren würde. Von ihm stachen die hellen Holzbettungen sowie der Fußboden des Platzes von gelbem Sand auf's Freundlichste ab, und alle Kugelhaufen, die sich zwischen den Geschützen erhoben, waren so symmetrisch aufgestellt, daß man überall nur scharfe, gerade Linien zu sehen vermeinte. Dazu waren die Geschosse blank geputzt, und an jedem Haufen war auf einer der glänzend schwarzen Kugeln, Kaliber und Anzahl mit weißer Farbe bezeichnet.

Nachdem ich meinen Koffer ausgepackt, und die Sachen in der Mauervertiefung aufbewahrt, kleidete ich mich so pünktlich als immer möglich an, um in der allgemeinen Ordnung, die hier überall herrschte, nicht unvortheilhaft abzustehen; und ließ mich darauf von meinem Burschen zum Feldwebel führen, um mich

dort als angekommen zu melden. Der Feldwebel war ein ältlicher, ernster, aber wohlwollend aussehender Mann, der die letzten Feldzüge mitgemacht hatte, was man an den Paar Medaillen sah, die er auf der saubern Uniform trug. Er sagte mir mit ein Paar Worten, er freue sich, mich kennen zu lernen, und wie er hoffe, werde diese Freude keine vergebliche sein. Darauf steckte er seinen Degen in's Bandelier und nahm seine Dienstmütze, sowie die unentbehrliche Brieftasche, ohne welche sich ein Feldwebel nie öffentlich sehen läßt. Dann gingen wir auf das Zimmer, in welchem die Corporalschaft lag, die mir zugetheilt worden. Das Innere dieser Kasernenzimmer war ebenso freundlich und reinlich wie alles Uebrige, die Wände schienen erst gestern geweißt zu sein, oben unter der Decke hin befand sich sogar etwas Malerei. Da sah man eine Guirlande von feuerspeienden Granaten, die durch ebenfalls gemalte sechspfündige Kugeln mit einander verbunden waren. Der Fußboden war blendend weiß gescheuert, die Waffengerüste mit einer Eichenholzfarbe angestrichen und an jedem hing ein zierliches Täfelchen, woran der Name des betreffenden Kanoniers zu lesen war. Das Lederzeug war von einer wirklich rührenden Reinheit und die Messingverzierungen glänzten, als seien sie frisch vergoldet. Der Feldwebel stellte mir meine Leute einzeln vor, sowohl nach dem Namen als auch nach dem Gewerbe, welches sie früher betrieben, und dieß sowie die beigefügten Bemerkungen des Feldwebels ließ mich einen weitern Blick thun in die eigenthümliche Organisation dieser höchst merkwürdigen Festungskompagnie.

Die meisten der Leute meiner Korporalschaft, es waren ihrer im Ganzen vierundzwanzig, waren Bauernsöhne und Taglöhner, welche in Feld und Garten gearbeitet; drei waren Gärtnergehül-

fen, zwei Feldmaurer, zwei Anstreicher, einer Blecharbeiter und ein Anderer sehr geschickt in Anfertigung künstlicher Drahtarbeiten. So war denn in meiner Korporalschaft eine förmliche Gärtnerei vertreten und dazu sahen die Bursche so freundlich, willig und wohlgemuth aus, daß mir das Herz im Leibe lachte, wenn ich mir dachte, mit diesen Kräften in einem tüchtigen Garten arbeiten zu dürfen. So viel ich bemerken konnte, mißfiel ich den Leuten ebenfalls nicht, nur als sich die Thüre hinter uns schloß, hörte ich Einen sagen: „Verdammt jung sieht der Feuerwerker aus."

Der Feldwebel war so freundlich, nach dem Besuche meiner Korporalschaft mich auch zu den übrigen zu begleiten, und mich dort mit meinen Kameraden bekannt zu machen.

Der zweite Feuerwerker war ein kräftiger untersetzter Mann, vielleicht zehn Jahre älter als ich, der eine ebenso starke Korporalschaft kommandirte, und bestand diese aus Leuten, die mit Pferden und Vieh umzugehen wußten, auch die Ackerwirthschaft verstanden, namentlich aber aus allen möglichen Handwerkern. Die Korporalschaften der übrigen Unteroffiziere waren kleiner und nicht auf so eigenthümliche Art zusammengesetzt; doch waren auch hier die Leute ausgesucht, man sah keinen mit nachlässiger Haltung, und ein Schmierfinke war, glaub' ich, in der ganzen Batterie nicht zu finden. Ein schmutziger Kerl konnte aber hier unmöglich gedeihen, denn wo man hinsah, überall war das Bild der Ordnung und Reinlichkeit. Hatte doch sogar jedes Zimmer seine Spucknäpfe, die mit weißem Sand gefüllt waren, und war ich doch Zeuge, wie mein Kamerad Feuerwerker einen Bombardier anließ, der aus seiner Pfeife absichtlos etwas Asche auf den Boden niederstreute.

Nachdem wir sämmtliche Zimmer der Kaserne durchwandert

sagte mir der Feldwebel lächelnd: „Jetzt haben Sie unsere militärischen Einrichtungen gesehen und werden zugeben müssen, daß Sie Alles bei uns in keinem schlechtern Zustande angetroffen haben, als bei irgend einer andern Kompagnie. Wie ich mir denken kann," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er freundlichst meine Ausbrüche des Entzückens über alles Gesehene anhörte, „haben Sie aber auch schon erfahren, daß unser hochverehrter Chef, der Herr Hauptmann von Walter, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden pflegt, und werde ich Ihnen nun auf Befehl des Herrn Hauptmanns jene Seite der Compagnie und der Citadelle zeigen, welche man vielleicht unmilitärisch nennen könnte, auf die wir aber," setzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „alle Ursache haben, stolz zu sein und auch wirklich sind. Ehe wir aber unsern Gang antreten, werde ich mich meiner Brieftasche und meines Degens entledigen; denn statt der kriegerischen haben wir es nun mit lauter friedlichen Anstalten zu thun."

Dicht bei meinem Zimmer stiegen wir eine Wendeltreppe hinab und traten unten aus dem Thurme in den Graben, den ich heute Morgen schon gesehen. Das war nun in der That ein förmlich und gut angelegter Garten; und wie wir weiter und immer weiter um die innere Ringmauer schritten, schloß sich ein Gemüsebeet an das andere; alle Pflanzen auf denselben mit militärischer Genauigkeit gesetzt, es war eine Freude wie genau Kohl und Erbsen gerichtet waren. An den Mauern, die aus dem Graben aufwärts führten und den warmen Strahlen der Sonne zugänglich waren, standen die herrlichsten Aprikosen- und Pfirsichspaliere. Die breiten Gänge, die hinan zu den Bastionen und Wällen führten, waren auf beiden Seiten mit Zwergbäumen der

edelsten Obstsorten bepflanzt und diese waren mit einer Pünktlichkeit zu Pyramiden ausgebrochen, daß man nichts Gleicheres und Schöneres sehen konnte. Als wir die Citadelle fast umschritten hatten, stiegen wir von der andern Seite auf die Exercierbastion vor meinem Fenster, traten an die Brüstung und dort ließ mich der Feldwebel einen Blick auf das Glacis thun, welches statt einfach mit Birken und Eschen angepflanzt zu sein, einem kleinen zierlichen Parke ähnlich sah, durch welchen Wege von hellgelbem Sande liefen, hübsche Laubpartieen umgebend, aus denen die vielfarbigsten Blüthen hervorglänzten. Ueber das Glacis hinaus, auf der Seite, wo wir uns befanden, sah ich eine Menge unserer Kanoniere in grauen Zwilchkitteln auf einem anstoßenden großen Felde beschäftigt. Dort häufelten sie Kartoffeln und banden Erbsen an kleine Pfähle. „Das ist unsere Kornkammer," sagte der Feldwebel, „und zu ihr gehört noch jenes große Getreidestück bis an die Chaussée; die Sie dort sehen."

„Das ist ja eine wunderbare Landwirthschaft!" rief ich aus, worauf mir der Feldwebel entgegnete: „Ja, mit Kräften, wie wir sie haben, läßt sich unter tüchtiger Leitung schon was erreichen."

Hinter der Exercierbastion lag eine Lunette, mit weiten kasemattirten Räumen, zu welchen wir nun hinabstiegen. Dort befand sich eine herrliche Stallung mit zwanzig Stücken Vieh, sowie sechs prächtige Ackerpferde und hier regierte mein College, der andere Feuerwerker. Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Stolz und welchem Wohlgefallen er zwischen den glänzenden blankgeputzten Thieren umherspazierte. Hier war aber auch jede Kuh gestriegelt und geputzt, wie ein herrschaftliches Pferd im besten

Stalle, und unter Lachen und Scherzen thaten die Leute ihren Dienst. Auf der andern Seite der Lunette befand sich ein Backofen, wo von dem Getreide, das draußen wuchs, ein vortreffliches und feineres Zulagebrod für die Kompagnie gebacken wurde.

„Rathen Sie einmal," sagte mein Führer, der Feldwebel, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „zu was dieser Raum früher benützt wurde?"

Das konnte ich begreiflicher Weise nicht wissen, und statt in's Blaue hinein zu rathen, sah ich ihn fragend an.

„Hier war früher das Arrestlokal," belehrte mich der Feldwebel, wobei er den Kopf sehr hoch hob und mich stolz anblickte. „Ja das Arrestlokal, jetzt ist es Backstube und Backofen."

„Und wohin ist jetzt das Arrestlokal verlegt?" fragte ich schüchtern, obgleich ich die Antwort ahnete, die er mir geben würde.

„Wir haben keins mehr," entgegnete er mit einem unbeschreiblichen Lächeln; „seit sechs Jahren hat der Herr Hauptmann nicht nöthig gehabt, einen Arrest zu dictiren, ja nicht einmal eine Strafwache."

„Und es kommen also gar keine Unordnungen, kein Vergehen und dergleichen vor?" fragte ich mehr und mehr überrascht, worauf mir der Feldwebel entgegnete:

„Das will ich gerade nicht behaupten; aber wenn dergleichen vorfällt, so machen das die Korporalschaftführer, besonders aber die Kameraden unter sich aus."

Im Weitergehen erzählte er mir noch Einiges von der Organisation dieser höchst eigenthümlichen Kompagnie, und gab zu, daß im Allgemeinen und Großen ein solcher Zustand nicht durchzuführen sei. „Dem Herrn Hauptmann von Walter," sagte

er, „dem man höheren Ortes sehr wohl will, wurde es gestattet, diese seine Idee zur Ausführung zu bringen. Ja man unterstützte ihn, indem man ihn hier auf der alten Citadelle beläßt, ein Posten, der früher von seinen Herren Kameraden nicht gesucht war. Auch wird es ihm leicht, sich überall her gute Leute kommandiren zu lassen, sowie ein wirklich unverbesserliches Subject auch bei uns nie lange aushält, sondern meistens zu einer sehr scharfen Kompagnie geschafft wird. Inspicirt werden wir wohl mehr, als jede andere Kompagnie," setzte er lächelnd hinzu, „und daran ist, unter uns gesagt, ebenso gut die Neugierde der höheren Herrn Offiziere schuld, als auch der Gedanke, bei der Bauernkompagnie, wie sie uns häufig zu nennen beliebten, das Militärische sehr vernachlässigt zu finden. Aber dem ist nicht so, das kann ich Sie versichern. Was Propreté und Dienst anbelangt, da kann unser letzter Kanonier ein Muster für jede Batterie abgeben. Anfänglich hat es dem Herrn Hauptmann wohl Mühe gekostet, die Sache in Gang zu bringen, es wird Sie gewiß interessiren," unterbrach er sich selber, wobei er mich fragend ansah, „das in ein paar Worten zu vernehmen."

„Dafür bin ich Ihnen auf's Höchste dankbar," erwiederte ich, und so fuhr denn der Feldwebel fort:

„Weßhalb sich der Herr Hauptmann von Walter hieher zurückzog, das wissen wir nicht, thut auch nichts zur Sache. Genug, er war ein großer Garten- und Blumenfreund, und als er das Kommandanturhaus hier übernahm, mit einem verwilderten Fleck Erde, den man Garten nannte, da ging er mit einer wahren Lust an's Geschäft und hatte in kurzer Zeit schon sehr viel sauber gemacht. Nun war dazumal die Kompagnie in einem nicht minder verwahrlosten Zustande, als der Garten; und da

aufzuputzen und zu säubern war schon schwerer. Doch ging auch das gut von Statten und schon nach einem Jahre kannte der inspicirende Oberst die Festungskompagnie gar nicht wieder. Anfänglich aber war Kompagnie und Gärtnerei scharf getrennt und was hier oben gearbeitet wurde, geschah durch Taglöhner aus der Stadt. Nun wissen Sie aber selbst aus Erfahrung, daß die Kanoniere, wenn sie ihre Zeit eintheilen und fleißig sind, eine Menge Freistunden haben.

Da standen sie nun in diesen auf der Exercierbastion und schauten nach dem Garten des Herrn Hauptmanns herüber, wie aber Alles so schön grünte und blühte, und Manche, die sich zu Hause auch mit Feld und Pflanzen abgegeben, baten um Erlaubniß, ein Bischen helfen zu dürfen. Das wurde aber nur den ordentlichsten Leuten zugestanden, und da diese stolz darauf waren, so meldeten sich nach und nach immer mehr und gaben sich auch Mühe, durch Pünktlichkeit im Dienst die Erlaubniß zu erhalten, mit in dem Garten arbeiten zu dürfen. Nach und nach dehnte sich dieß auch auf die Glacis aus und wurde dort der kleine Park angelegt, den Sie gesehen, dann ging es an die Festungsgräben, und als da erst einmal Kartoffel, Kraut und Salat wuchsen, Alles zum Besten der Menage, da hätten Sie einmal sehen sollen, mit welchen Riesenschritten sich die Landwirthschaft vergrößerte. Da schaffte der Herr Hauptmann aus eigenen Mitteln Kühe an und der Ertrag war wieder für die Kompagnie, und vom Ueberschuß, der sich bald ergab, nahm er draußen die Felder in Pacht, die Sie gesehen. Freilich sind das nur zehn Morgen, aber bei dem Eifer und dem guten Willen der Mannschaft könnten wir ein paar hundert Morgen bearbeiten. Ja, wir könnten einen Ertrag erzielen, wie das größte Herrschaftsgut.

Einer der Leute will dem Andern nicht zurückstehen und so spornt Einer den Andern an. Ich versichere Sie, wir haben Bauernsöhne, die sich zu Hause zu gut dünken und zu vornehm, um einen Wagen auf's Feld zu führen, und die hier bei uns im Stalle arbeiten, wie zu Hause ihre letzte Viehmagd."

„Und Freiwillige haben Sie nicht?" fragte ich.

„O ja," erwiederte der Feldwebel. „Wir haben sogar viele Freiwillige; nur keine von denen, die man mit dem Namen Offizierspflanzen belegt. Unsere Freiwilligen sind Handwerker, die wir brauchen können, meistens aber Bauernsöhne und Gärtnerburschen, und wenn wir Alle nehmen wollten, die sich melden, so könnte die Kompagnie viermal so stark sein. Der Herr Hauptmann ist darauf bedacht, alle neuen praktischen Erfindungen, die Landwirthschaft betreffend, hier bei uns einzuführen. Daraus lernen die Leute nun viel Gutes, was sie zu Hause bei ihrer eigenen Wirthschaft nun wieder mit großem Nutzen anwenden."

Unter diesen Gesprächen waren wir durch die Gräben verschiedener Lunetten und Bastionen um die kleine Festung herumgewandelt und fast wieder an dem Thurme angekommen, wo ich meine Wohnung hatte. Ehe wir ihn aber erreichten, zeigte mir der Feldwebel ein weiß angestrichenes Gitterthor auf der Höhe einer Rampe, an der wir hinaufstiegen, um hier in einen der reizendsten Blumengärten zu schauen, den ich in meinem ganzen Leben gesehen. Hier duftete und blühte es wunderbar. Die reinlichen Wege waren mit fast weißem Sand bestreut und umgaben die frischesten Rasenplätze oder Rabatten und Blumenkörbe, in denen die seltensten Pflanzen standen. Hie und da erhoben sich kleine Gruppen von Orangen und Granaten in weißangestrichenen Kübeln, namentlich in der Nähe des kleinen Hauses,

welches in diesem weitläuftigen Vorwerke lag und die Wohnung des Herrn Hauptmann von Walter war.

„Da dürfen wir jetzt nicht hinein," sagte mein Führer, „das wird Ihnen der Herr Hauptmann selbst zeigen. Und somit haben wir unsern Spaziergang beendigt."

Als wir zurückgingen, dankte ich ihm auf's Freundlichste für alles Schöne, was er mir gezeigt, ja ich war recht gerührt darüber und ließ auch mit einfließen, wie sehr ich mich bestreben würde, ein tüchtiges und würdiges Mitglied der Kompagnie zu werden, worauf er mir lachend erwiederte: er hoffe das selbst und ich hätte alle Ursache mich anzustrengen, denn es sei eigentlich etwas Seltenes, so jung schon Feuerwerker zu werden, aber ganz unerhört, in meinen Jahren Feuerwerker bei der Festungskompagnie in J. zu sein. Das sah ich denn auch wohl selbst ein und man kann sich denken, mit welch guten Vorsätzen ich in mein Thurmgemach hinaufstieg, ebenso aber, daß ich eine Stunde nachher mit wahrem Herzklopfen zum Appell hinabstieg.

Hier sah ich nun die ganze Kompagnie versammelt und im Anzug, in der Haltung, sowie in den zufriedenen, wohlgenährten Gesichtern jedes einzelnen Kanoniers machte sie auf mich denselben guten Eindruck, wie die einzelnen Korporalschaften, die ich gesehen.

Der Premierlieutenant, den ich ja schon von meiner Wache her kannte, befand sich vor der Fronte, ernst, fast finster, wie er gewöhnlich war. Er nahm die Meldung, daß ich da sei, mit einem steifen Kopfnicken auf und verwies mich an die beiden Secondelieutenants, zwei noch ziemlich junge Leute, die, als ich mich ihnen vorstellte, auch nicht anders thaten, als die Hand für einen Augenblick an ihre Dienstmütze zu legen. Obgleich dieser

Empfang nicht geradezu unfreundlich war, so bemerkte ich doch, daß man gegen mich zurückhaltend war, was ich auch Niemanden verdenken konnte. Man mußte ja erst sehen, wie ich, ein so junger Mensch, mich in der neuen ziemlich wichtigen Stellung benehmen würde.

Nach dem Verlesen der Kompagnie erschien der Hauptmann. Er war mit dem Feldwebel draußen bei der Parade gewesen und brachte den Kommandanturbefehl über Wachen und dergleichen, die wir zu stellen hatten. Dann wurde das Exercieren für morgen geordnet, überhaupt nur streng militärische Befehle gegeben und dann trat die Kompagnie auseinander. Mir winkte der Hauptmann auf die Seite und als ich vor ihm stand, betrachtete er mich lächelnd von oben bis unten und sagte: „Ich hoffe, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe." Meine ehrerbietigen und eifrigen Versprechungen, sowie die Hoffnung, die ich aussprach, daß er gewiß nie bereuen solle, mich zu seiner Kompagnie gezogen und damit zum glücklichsten Menschen gemacht zu haben, nahm er freundlich auf und bestellte mich um drei Uhr in seine Wohnung, um mir dort Einiges zu zeigen, was mich interessiren würde.

Ich konnte die Zeit bis dahin kaum erwarten, doch hatte ich auch noch mein erstes Kompagniediner mitzumachen, auf das ich ebenfalls sehr gespannt war. Um zwölf Uhr rief uns das Hornsignal in einen untern Raum neben der Küche, wo sich drei große Tafeln befanden, die sogar mit weißen Tischtüchern bedeckt waren. Ehe ich in diesen Speisesaal trat, konnte ich mich nicht enthalten, durch die Küche zu gehen und den Contrast zu bewundern, den ich hier im Vergleich mit andern derartigen Anstalten fand. Einer der bärbeißigsten Unteroffiziere von der Bat-

terie hatte hier die Aufsicht und machte es nicht, wie es gewöhnlich mit dergleichen Beaufsichtigungen geht, wo sich der Betreffende nicht darum bekümmert, sondern während des Anrichtens befand er sich an einem Nebentische und trug dort in ein Buch ein, was verabreicht wurde oder wer von der Mannschaft nicht da war, um so im Stande zu sein, den Fehlenden auch draußen auf der Wache, oder wo sie gerade waren, das Gehörige zukommen zu lassen

Die Geräthschaften in der Küche waren blank und sauber geputzt, und statt daß bei meiner früheren Compagnie ein paar der unordentlichsten Kerle zu Küchenkalfaktern kommandirt waren, deren schmierige Uniformen Einem von vornherein allen Appetit benahmen, arbeiteten hier ein paar reinliche Leute in den sauberen bekannten Zwilchkitteln. Dazu war das Essen vortrefflich, obgleich es nur im irdenen Geschirr aufgetragen wurde; wir hatten eine gute Gerstensuppe mit einem großen Stücke kräftigen Rindfleisches, das aber später zu Gemüse und Kartoffeln gegessen wurde; und welche Portionen waren von Allem vorhanden und wie war Alles zubereitet! Das Brod war das gewöhnliche, wie es geliefert wurde, denn das Zulagebrod wurde Morgens zum Kaffee gegeben, sowie Nachmittags zum Vespern. An den beiden langen Tafeln saßen die Kanoniere, an jeder unten die Bombardiere, oben an der Seite die Unteroffiziere, und vor den Tischen hatte an einem mein Kamerad Feuerwerker seinen Platz, ich an dem andern. Den Leuten schmeckte es prächtig, doch was ich schon auf dem Corridor und in den Zimmern bemerkt, auch hier war kein Lärmen zu hören, Geschrei oder Lachen, wie sonst wohl in den militärischen Speisesälen.

Zehntes Kapitel.

Ich sehe den Garten des Herrn Hauptmanns, exerciere vortrefflich und darf Blumensträuße binden. Da ich aber etwas lernen will, komme ich in schlimmen Verdacht.

Vor drei Uhr trat ich meine Wanderung zum Hause und Garten des Herrn Hauptmanns an; an dem weißen Gitterthor hing eine Glocke, die ich in Bewegung setzte, worauf ein Dienstmädchen über den weißen Sandweg daher kam, um mir zu öffnen. Es erfaßte mich damals ein eigenes Gefühl, als ich zum Erstenmal durch jene Pforte trat. War es die Stille, der unbeschreibliche Frieden, der auf diesem reizenden Blumengarten lag, oder war es ein Vorgefühl, daß es mir hier sehr gut gehen würde, soviel ist gewiß, mein Herz schlug ängstlich und bewegt, ich hielt den Athem an und wandelte leise auf den Fußspitzen, als fürchtete ich, die zierlichen Blumen zu erschrecken.

Das Dienstmädchen wies mich nach rechts, wo ich den Herrn Hauptmann bei einem Beete von Rosenwildlingen stehen sah, die er selbst an Stämme band und das wilde Laub ausputzte, um die kräftigsten Zweige zum Oculiren herzurichten. Er hatte einen leichten weißen Sommerrock an und rief mir schon von Weitem freundlich entgegen: „Hier sollen Sie morgen Ihr Probe- und Meisterstück machen. Ich erwarte heute Abend noch eine Menge kostbarer Rosenzweige und davon können Sie morgen früh hier Augen nach Herzenslust einsetzen." Er hatte an jeden Stab ein hölzernes Täfelchen gebunden und darauf die Namen der Rosen bemerkt, mit welchen er die Wildlinge veredelt haben wollte. Im Vorübergehen zeigte er mir auch, wo die vorräthigen Etiquetten lagen, sowie weicher, feiner Bast zum Ueberbinden. Dann gingen

wir mit einander durch den ganzen Garten. Man konnte nicht leicht einen Platz sehen, der sich besser dazu geeignet hätte, als dieses große Vorwerk, wo jede Zufälligkeit so mit vollem Geschmack und reizend benützt war.

Es war eine große Bastion, die durch den äußeren Wassergraben vom Glacis getrennt war; doch waren hier weder Banquette noch Traversen zu sehen. Die drei Fuß hohe Umfassungsmauer lief mit einer festen Brüstung rings umher. Hier sah man kaum, daß man sich in einer Festung befand: das einzige Militärische war ein langer metallener Vierundzwanzigpfünder an der Spitze der Bastion über Bank gerichtet, ein prächtiges altes Stück und so glänzend geputzt, daß die Strahlen der Sonne leuchtende, spielende Flammen darauf hervorzauberten. Um aber wieder den Eindruck dieses ernsten Kriegswerkzeuges zu mildern, standen Räder und Lafette in einem Blumenbeete, aus dem die verschiedensten Tropäolum hervorwuchsen, welche die Speichen und Felgen umrankten und das ernste Geschütz wie mit Blumenketten fesselten.

An der Nordwestseite der Bastion befand sich eine Allee von alten Kastanien, welche die kalten Winde und Schlagregen abhielten; gegen Morgen zu stand das kleine freundliche Wohnhaus, fest aus Quadern gebaut, mit einem breiten Balkon, auf dem man über das Glacis hinweg gewiß eine entzückende Aussicht auf die weite Ebene hatte, welche die Festung umgab. Hier befanden sich auch die Glashäuser zum Aufbewahren der Pflanzen während der Winterszeit. Sie waren aus Eisen und Glas gebaut und sahen zierlich wie alles Uebrige aus. Auf einer Treppe neben dem Hause stieg man zum Fuß der Bastionmauer hinab, wo dicht an dem Wassergraben ein Haus für Orchideen gebaut war, denen

die Feuchtigkeit des Wassers außerordentlich zu behagen schien, und ich sah nicht leicht schönere Exemplare dieser Pflanze als hier. Jedes der Blumenbeete oben im Garten bestand aus einer einzigen Gattung von Blumen und war mit einer andersfarbigen und passenden Einfassung versehen; aber alle Pflanzen waren kräftig und gesund, hatten die rechte passende Höhe und nirgends entdeckte man eine Spur von Unkraut.

Von meiner Korporalschaft sah ich mehrere im Garten beschäftigt. Als ich Alles betrachtet, gab mir der Herr Hauptmann einen kleinen Schlüssel, mit dem ich das Gitterthor öffnen könne, um, wie er sagte, auch früh Morgens und zu sonstiger Tageszeit nach den Pflanzen sehen zu können, wenn ich es gerade für nothwendig halte, dann verließ er mich und ging in's Haus zurück. Wenn ich vorher Alles oberflächlich angeschaut, so nahm ich mir jetzt, da ich allein war, die Zeit, um Alles, Blumenbeete, Obstbäume, Zierpflanzen, Glashäuser genau und einzeln zu betrachten. Ich sprach auch mit den Leuten meiner Korporalschaft und ließ mir von ihnen manches sagen, über die Güte der Erde, über die Lieblingsblumen des Herrn Hauptmanns, was ich selbst ja nicht wissen konnte, und verbrachte so noch mehrere Stunden in dem schönen Garten.

Abends holte mich mein College Feuerwerker aus meinem Thurmgemache und wir gingen in den östlichen Festungsgraben, wo sich eine Kegelbahn befand, sowie ein Vergnügungsgarten für die Compagnie. Hier sah ich zum Erstenmal etwas von einer Marketenderin, die Frau eines alten Unteroffiziers nämlich hielt hier eine kleine Bierwirthschaft; so war denn Alles in der Citadelle vereinigt, was nur ein militärisches Herz wünschen konnte. Doch war es trotz Kegelbahn und Biergarten Niemanden verwehrt,

in die Stadt zu gehen, aber von dieser Erlaubniß machten nur Wenige und höchst mäßigen Gebrauch. Die ganze Compagnie war wahrhaftig wie eine große Familie, und die Lust an der gemeinschaftlichen Arbeit sowie die liebevolle Behandlung, welche sowohl Kapitän als Offiziere jedem Einzelnen nach seinem Verdienste zu Theil werden ließen, schlang sich wie ein festes Band um die ganze glückliche Compagnie.

Da ich am nächsten Morgen schon um acht Uhr den zweiten Zug bei den Haubitzen exercieren sollte, mir aber der Kapitän nicht nur von den Rosenablegern gesprochen, die kommen sollten, sondern mir auch später noch sagen ließ, dieselben seien wirklich angekommen und lägen im Gewächshause in feuchtes Moos verpackt, so begab ich mich schon um fünf Uhr in den Garten, um mit dem Oculiren fertig zu sein, ehe der Dienst begann. Es war ein klarer schöner Morgen, die Blumen, erquickt durch die Kühle der Nacht und satt getrunken von kristallhellem Thau, erhoben stolz und zierlich ihre Köpfchen und dufteten, daß es eine Pracht war. Draußen auf der weiten Ebene flimmerte es und strahlte beim Glanz der Morgensonne, welche flammend über die Höhen der fernen Berge emporstieg. Von dort her war ich vor ein paar Tagen gekommen und dorthin wandte ich meinen Blick und meine Gedanken flogen, mein vergangenes Leben wieder durchgehend, nach meiner ehemaligen Garnisonsstadt, dann weiter weg zu meinem Freunde Sternberg, dem Brigadeschreiber, der wohl hauptsächlich Schuld daran war, daß ich mich hier befand, und dann gingen sie noch weiter und weiter den Weg, welchen ich damals, noch ein halbes Kind, durchwandelt, weiterhin zu den Schluchten des Gebirges an der Gränze, wo das kleine Städtchen war, mit meinem Vater, dem Zollkontroleur Wortmann, meiner Mutter, die

jetzt gewiß noch viel längere und buntere Bänder an ihrer Haube trug, sowie mit dem kleinen weißen Vogel, der jetzt gewiß irgendwo Gärtnerbursche war oder hinter dem Pfluge dreinschritt; wenn mich Vater Wortmann hier sehen könnte, so würde er zufrieden sein, dessen war ich gewiß; meine Mutter aber vielleicht verstimmt den Kopf schütteln und in ihrem Stolze gekränkt sprechen: Um Gärtner zu werden, hätte er nicht vier Jahre zu dienen gebraucht. Und wenn man nur vier Jahre gedient hat, und schon Feuerwerker ist, so braucht man wahrhaftig keine Rosen zu oculiren. Aber trotz dieser Gedanken war mir dieß ein sehr liebes Geschäft, und ich schnitt mit einem wahren Behagen meine Kreuze in die saftige Rinde.

Fast hatte ich dieses Geschäft beendigt, ja ich war eben daran, das letzte Bastband anzulegen, als ich den leisen Gesang einer weiblichen Stimme vernahm. Es war ein einfaches Lied, das gesungen wurde, auch war die Stimme nicht stark und weithin schallend, hatte aber dafür etwas so Weiches, ja Melancholisches, daß es mir, der ich ohnedieß durch die Stille des schönen Morgens eigenthümlich gestimmt war, tief in's Herz drang. Diese Stimme ertönte ohne Begleitung eines Instrumentes, es mußte ein junges Mädchen sein, die vielleicht so eben ihre Fenster geöffnet und die erregt von all' der Pracht und Herrlichkeit draußen, jubelnd wie die Lerche, ihr Morgenlied sang.

Wer konnte das sein? Die Stimme kam aus dem Hause unseres Kapitäns, und wenn ich scharf hinhorchte, so glaubte ich sogar zu vernehmen, daß sie aus einem Eckzimmer drang, dessen Fenster auf die Ebene gingen und das während des Tages beständig mit einer gelb und weiß gestreiften Marquise vor den Sonnenstrahlen geschützt war.

Hatte ich doch bis jetzt nicht einmal gefragt, ob der Herr Hauptmann von Walter verheirathet sei. Das war mir ganz gleichgültig gewesen. Wir beim Militär kümmern uns ja nie um die Familien unserer Vorgesetzten, das sind ja für uns unbekannte Zugaben, mit denen wir nie in eine Berührung kommen und die uns durchaus nichts angehen. Hier aber, wo alle Verhältnisse so eigenthümlich waren, war das schon ganz anders, und da es wohl kommen konnte, daß ich beim häufigen Aufenthalt im Garten der Familie meines Chefs begegnen mußte, so war es mir schon interessant, etwas über dieselbe zu erfahren, und nachdem mein Rosengeschäft hier oben geendigt, der Gesang hatte ebenfalls aufgehört, machte ich dem Feldwebel einen Besuch und erkundigte mich so bescheiden als möglich nach den Familienverhältnissen des Herrn Hauptmanns.

So redselig der alte Herr sonst wohl sein konnte, so sagte er mir jetzt doch ziemlich einsilbig, der Herr Hauptmann von Walter sei verheirathet gewesen, seine Frau aber schon vor langen Jahren gestorben und er habe nur eine einzige Tochter.

Es war also wahrscheinlich die Sängerin, dachte ich mir. Wußte ich nun doch, wenn ich zufällig einer Dame im Garten begegnete, wer dieselbe sei, und zufrieden mit dem Bescheid des Feldwebels ging ich auf mein Zimmer.

Bald nachher trat der zweite Zug zum Exercieren zusammen und ich führte ihn auf die Bastion, um die Mannschaft, wie mir befohlen war, an zwei Feldhaubitzen exercieren zu lassen. Doch hatte ich erst einigemale Granaten in verschiedenen Elevationen werfen lassen, natürlicher Weise mit Sägmehl-Catouchen und der unschädlichen leeren Hohlkugel, so erschien der Premierlieutenant mit den beiden Secondelieutenants.

Zuerst sahen sie, alle Drei, meinem Haubitzenexercitium zu, und dann befahl mir der Premierlieutenant die Haubitzen stehen zu lassen und sämmtliche Leute an die oben befindlichen Wallgeschütze zu placiren. Ich hatte Mannschaften genug, um einen kurzen und einen langen Vierundzwanzigpfünder zu montiren, einen Paixhans zu besetzen, sowie Mörser von verschiedenen Kalibern. Meine Bombardiere hatten die Geschütze unter ihrer speciellen Aufsicht und ich sollte das Ganze leiten, wobei mich die Offiziere der Kompagnie von einem Geschütz zum andern begleiteten, und ich nun die verschiedensten Schießübungen durchmachen lassen mußte. Anfänglich merkte ich nicht, daß mich der Premierlieutenant, der mich vielleicht für einen ganz guten Gärtner, aber schlechten Kanonier halten mochte, ein förmliches Examen durchmachen ließ, weshalb ich mit den Geschützen auf alle Distanzen und jede mögliche Batterie manövriren mußte. Jetzt gab er an, ich habe es mit einer Demontirbatterie zu thun, die gerade vor mir liege; dann sagte er, eine Ricochettebatterie rechts von uns fange an, uns in die Flanke zu nehmen, weshalb ich zwei Geschütze dorthin wenden ließ und zu gleicher Zeit die während des Abfeuerns überflüssigen Kanoniere dicht an die Traversen treten ließ; dann rückte uns eine Breschebatterie dicht auf den Leib, auf welche Weisung ich ruhig die Pulverladung und Elevation änderte, und als nun gar nach seiner Angabe die Büchsenkugeln vorgeschobener Schützen meine Kanoniere belästigten, ließ ich die Schießscharten blenden.

Bei den Mörsern mußte ich alle Kunststücke durchmachen lassen, die noch bei einer wirklichen Beschießung vorkommen können. Bald hatte ich eine Schanze vor mir auf dreitausend Schritte, dann immer näher, jetzt gab er mir einen einzelnstehenden Baum

auf der Ebene an, den ich hinter der Brustwehr nicht sehen konnte, und wo ich mir durch aufgesteckte Stäbe helfen mußte. Das Schwierige bei diesem Wurfmanövre war, daß mich der Premierlieutenant verschiedene Distanzen nach der Ebene hinaus, bald ein einzelnes Haus, bald eine Baumgruppe nach dem Augenmaß abschätzen ließ, Entfernungen, die er ganz genau kannte, und die ich, dank meines im Freien und beim Gartengeschäft geübten Auges ziemlich richtig traf. Mittlerweile war auch der Herr Hauptmann auf die Bastion gekommen und schaute lächelnd unserm Treiben zu, wobei er zuweilen gegen den Premierlieutenant freundlich ein Auge zukniff. Dieser schenkte mir auch schon gar nichts, und ließ mich aus meinen Mörsern bald Spiegelgranaten, bald Steine, bald Brand-, Leucht- und Stinkkugeln werfen; ja, als das Exercitium vollkommen ergründet war, mußte ich die Leute zusammennehmen und ihnen nach seiner Angabe einen Vortrag in Artilleriewissenschaften halten, wozu er mir die schwersten Themas angab. Ich muß gestehen, daß ich ordentlich bestand, und das sah ich auch an dem Gesichte meines Examinators; seine strengen Augen wurden freundlicher, sein finster die zusammengekniffenen Mundwinkel bedeckender Schnurrbart erhob sich zuweilen mit einem freundlichen Lächeln, und als wir endlich fertig waren, wandte er sich an unsern Kompagniechef, und sagte im Ton der Ueberzeugung: „in der That, Herr Hauptmann, ganz famos; ich bin vollkommen zufrieden.“

Nun hatte ich's bei der Kompagnie und allen Offizieren gewonnen. Der Herr Hauptmann von Walter rieb sich die Hände und sagte lachend: „Da sehen Sie, meine Herren, daß man ein ganz außerordentlicher Gärtner sein kann und dabei ein tüchtiger Unteroffizier. Der Feuerwerker hat heute Morgen vor dem Exer-

cieren schon seine dreißig Rosen oculirt, daß es eine wahre Freude anzusehen ist. Und Rosen oculiren ist nicht leicht, dazu muß man eine feine Hand haben. Gewiß, gewiß, Herr Premierlieutenant," wandte er sich freundlich an diesen, „es ist ein schönes Geschäft das Rosenoculiren, sowie die ganze Gärtnerei, obgleich Sie keinen Schuß Pulver darauf halten."

Und so war es auch in der That. Der Premierlieutenant war eigentlich ein abgesagter Feind der ganzen Landwirthschaft, und obgleich er mit dem Kapitän auf dem allerfreundschaftlichsten Fuße stand, so machte er ihm doch eine fortgesetzte Opposition, welche zum Glück darin bestand, daß er im Dienst von einer eisernen Strenge war, den Kanonieren keine Viertelstunde Exercierens schenkte und die Uniformen mit einer erschrecklichen Genauigkeit nachsah, ob da nicht die ländlichen Arbeiten der Leute irgend einen Flecken zurückgelassen habe. Doch liebten Alle den Hauptmann sowie ihre landwirthschaftlichen Arbeiten zu sehr, um dem Premierlieutenant die Freude zu lassen, daß er sagen könne, wie er früher oft gethan, die Artillerie und Landwirthschaft passen nun einmal in alle Ewigkeit nicht zusammen.

Oefters, wenn ich früh am Morgen in dem Garten beschäftigt war, hörte ich die Stimme wieder, die mir, als ich sie zum ersten Mal vernahm, so tief zu Herzen gegangen. Doch war ich fast schon drei Wochen hier auf der Citadelle, als es mir vergönnt war, die liebliche Sängerin zu sehen. Der Herr Hauptmann hatte dem Festungskommandanten, sowie seinen Offizieren ein Diner gegeben und nach demselben saßen die Herrschaften auf der Terrasse vor dem Hause und tranken Kaffee, während ich an meinen Blumen beschäftigt war. Auf einmal rief mich der Herr

Hauptmann, ich lief eilig näher, und da war er so freundlich, mich dem Herrn General v. R. vorzustellen.

„Das ist also das Wunder von einem Feuerwerker!" sagte dieser lachend; „sieht recht sauber aus, aber jung, noch unverschämt jung."

Am Tische saß auch die Tochter des Hauptmanns. Sie trug ein einfaches Kleid von gelber, ungefärbter Seide und hatte einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, der, da sie obendrein das Gesicht herabgebeugt hielt, ihre Züge gänzlich verdeckte. Erst als ihr Vater sie recht sanft bei der Hand nahm und ihr sagte: „Das ist Feuerwerker Wortmann, von dem ich Dir schon gesagt," hob sie den Kopf in die Höhe und sah mich mit großen, so eigenthümlich glänzenden Augen an, daß es mir fast den Athem benahm und ich kaum im Stande war, eine Verbeugung zu machen. Sie mochte damals achtzehn Jahr alt sein, und etwas Lieblicheres wie dieses Gesichtchen hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Das war nun für die damalige Zeit nicht hoch geschworen, denn was meine Kenntniß des weiblichen Geschlechts anbelangt, so war dieselbe nicht der Rede werth. Aber auch später, nachdem ich viele Schönheiten gesehen, dachte ich immer noch mit Entzücken an diesen Augenblick und mußte mir gestehen, daß ich weit schönere Mädchen gesehen, aber nichts Lieblicheres, als die Tochter des Herrn Hauptmanns. — Nur die Augen, die Augen, so wunderbar schön, hatten einen so seltsamen Ausdruck, und als ich ihr vorgestellt wurde und meine Verbeugung machte, lächelte sie wohl, aber ihre Blicke flogen wie theilnahmlos bei mir vorüber und schienen etwas zu suchen, hoch oben im Blau des Himmels.

Der Hauptmann befahl mir, eine Tasse Kaffee anzunehmen.

und das schöne Mädchen schenkte sie mir ein. Doch tastete sie dabei unsicher auf dem Tisch umher und der Vater schob ihr Tasse und Kaffeekanne zwischen die kleinen weißen Finger. Ja, als sie mir den Kaffee reichen wollte, hielt sie die Tasse mehr gegen den Premierlieutenant als gegen mich, weßhalb denn mein strenger Vorgesetzter so freundlich war, sie ihr abzunehmen und mir höchst eigenhändig darzureichen. Doch unterließ er nicht dabei zu sagen: „dem geschickten Artilleristen."

„Sie sind unverbesserlich!" sagte der Hauptmann von Walter laut lachend zu ihm, „und obendrein sehr undankbar. Was hat die Artillerie mit dem Kaffee zu thun? Ein Gärtner hat ihn gepflanzt und ebenso den Zucker, den Sie so sehr lieben. Ja, der größte Theil des Diner's, das wir heute gemacht, sind Producte der Landwirthschaft. — Wahrhaftig, nächstens lasse ich Ihnen einmal einen soliden Zündersatz backen oder eine Kartätschensuppe machen."

Ich trank meine Tasse, schielte aber ein paar Mal über sie hinaus nach der Tochter meines Hauptmanns, welche ein Bouquet neben sich liegen hatte, das sie zuweilen an ihr Gesicht drückte.

„Apropos," sagte ihr Vater zu mir, „obgleich ich das Blumenabschneiden im Allgemeinen nicht leiden kann, so wär's mir doch recht, wenn Sie mir täglich einen Strauß schnitten. Meine Tochter liebt sehr die Blumen, nicht wahr, Elise?"

Darauf hob sie wieder ihren Kopf in die Höhe und sprach zu mir, ohne mich aber anzusehen, mit einer angenehm klingenden, weichen Stimme: „Ja, wenn der Feuerwerker so freundlich sein will, bin ich sehr dankbar dafür."

„Dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen,

als auf helle glänzende Farben," ergänzte der Hauptmann, wobei er sein Kind mit einem eigenthümlichen Blicke ansah.

Nach einer Verbeugung ging ich an meine Geschäfte zurück, konnte aber die seltsamen Augen des schönen Mädchens nicht vergessen, und dazu hörte ich immer die Worte ihres Vaters: dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben. — — — — Auf einmal blieb ich wie erstarrt stehen, ja, plötzlich verstand ich den seltsam starren Blick ihrer Augen, ihr eigenthümliches Wesen — — die Worte des Hauptmanns. — — Das arme unglückliche Mädchen war blind.

Und so war es auch in der That. Der Feldwebel, den ich noch am heutigen Tage befragte, gab es mir achselzuckend zu und meinte: „Das ist ein großes Unglück, welches den Herrn Hauptmann betroffen; und es ist jammerschade für dieß vortreffliche gute Mädchen." Auch erfuhr ich jetzt, daß die Frau des Hauptmanns schon vor langen, langen Jahren gestorben sei und ebenso, daß die kleine Elise bis in ihr zwölftes Jahr sehend gewesen, dann aber in Folge einer Erkältung erblindet. „Zuweilen," sagte der Feldwebel, „kommt einer der geschicktesten Augenärzte der Residenz, wenigstens alle Jahre einmal, und sieht nach der Kranken. Er hat die Hoffnung, sie zu heilen, nicht aufgegeben, will aber, und darin hat er Recht, langsam und äußerst behutsam zu Werke gehen."

Ich muß gestehen, daß mich das schöne Mädchen sehr beschäftigte, und daß ich außerordentlich auf den Moment begierig war, wo frühe am Morgen ihr weicher, melancholischer Gesang erschallte. Häufig sah ich sie nun auch über Tages im Garten, und an ihrem Benehmen merkte ich zu meiner großen Freude, daß ihr Vater etwas auf mich hielt und gut von mir sprach;

denn oft trat sie allein auf die Terrasse hinaus und rief mit ihrer silberhellen Stimme meinen Namen, worauf sie mich dann gewöhnlich bat, sie an irgend einen Punkt des Gartens zu begleiten. Das erste Mal benahm ich mich dabei entsetzlich dumm und ungeschickt. Wenn ich Fräulein Elise führen sollte, so mußte ich ja ihren Arm oder ihre Hand ergreifen, welch letztere sie mir auch entgegenstreckte. Nun war ich aber zu ängstlich und schüchtern, um ihre feinen Finger anzufassen, und stand einige Minuten rathlos da, bis ich endlich näher trat und ehrfurchtsvoll meinen Arm darreichte, worauf sie nun ihre kleine Hand legte, aber so leicht, so leicht, daß es nicht anders war, als sei ein Rosenblatt darauf gefallen.

Wenn ich sie nun so an irgend einen Punkt des Gartens geleitete, da war es doch selbstredend, daß ich in der Nähe blieb. Sie konnte ja etwas verlangen, nach Jemanden rufen, und es wäre ja schrecklich gewesen, wenn sie Niemand gehört hätte. Ich arbeitete dann in ihrer Nähe bald dies, bald das, und wenn sie vielleicht einen Zweig rauschen hörte und meinen Fuß leicht auf dem Sande knirschen, da frug sie häufig: „Sind Sie es, Wortmann?“ und zuweilen knüpfte sie dann ein längeres Gespräch an. Ja, im Verlaufe der Zeit mußte ich ihr meine ganze Lebensgeschichte erzählen und ich that das der Wahrheit gemäß, von meinem Vater und meiner Mutter, von unserem Kasernenleben, von der Miranda, von meinem Freunde Poltes, sowie auch, daß man mich als kleines Kind Major nannte. Das letztere erschien ihr außerordentlich komisch und sie lächelte freundlich darüber, muß es auch ihrem Vater erzählt haben, denn dieser sagte eines Tages freundlich zu mir: „Nun, lieber Wortmann, wenn auch kein Major aus Ihnen wird, so hoffe ich doch noch was Tüch-

tiges an Ihnen zu erleben. Sie haben einen guten Kopf, sind auch fleißig und lernen leicht. Aber Sprachen müssen Sie treiben, das ist unumgänglich nothwendig."

Er hatte das schon häufig gesagt, und mir auch französische und englische Bücher zum Selbstunterricht gegeben. Daß ich aber heimlicher Weise sehr früh am Morgen und Abends spät bei einem Sprachlehrer der Stadt in beiden Sprachen Stunden nahm und mit einem eisernen Fleiß darüber her war, hatte ich ihm nicht gesagt. Weßhalb ich es verschwieg, wußte ich eigentlich nicht. Meinen Vorgesetzten damit zu überraschen, das konnte ich mir nicht gut einbilden; ich glaube, der Hauptgrund war, daß ich zuerst sehen wollte, ob ich ein Talent für fremde Sprachen habe. Doch hätten diese heimlichen Lectionen mir fast Unangenehmes zu Wege gebracht. Obgleich der Herr Hauptmann von Walter gegen mich sowohl im Dienst als auch im Garten sehr gut und freundlich war, so hatte das doch eine gewisse Gränze, über die er nie hinausging, und schien sich auch im Uebrigen um mein Leben und Treiben nicht im Geringsten zu kümmern. Wie mir aber später klar wurde, war das durchaus nicht der Fall; er bekümmerte sich vielmehr so genau um mein Leben außerhalb des Dienstes, daß er bald erfuhr, ich bringe sowohl des Morgens in aller Frühe als auch Abends sehr spät manche Stunden in einem Hause der Stadt zu. Da mein Sprachlehrer ziemlich unbekannt war, das Haus, in dem er wohnte, aber recht ärmlich und seine Umgebungen vielleicht nicht im besten Rufe standen, so fiel dadurch ein Schatten auf mich, den ich obendrein nicht aufklären konnte, da ich keine Ahnung davon hatte.

Wohl bemerkte ich, daß der Herr Hauptmann, obgleich er wohlwollend und gütig wie immer war, doch nicht mehr so freund-

lich wie früher gegen mich zu sein schien. Davon konnte ich mir keinen Grund erklären, und obgleich ich mich mehr als je bestrebte, meinen Dienst zu seiner Zufriedenheit zu thun, so vermißte ich doch die Herzlichkeit, mit der er sich sonst über jedes noch so Unbedeutende bei mir bedankt. Ja, er hatte mir sogar einmal ziemlich ernst gesagt, als ich an einem Tage zwei schöne Bouquet für seine Tochter gemacht, ich plündere ja seinen ganzen Garten. Auch Fräulein Elise kam nie mehr allein in den Garten und ich hatte sie schon längere Zeit nicht mehr nach einem ihrer Lieblingsplätze führen dürfen. Wohl dachte ich zuweilen daran, den Feldwebel zu befragen, doch kam mir das wieder so anmaßend vor, daß ich mich schämte, es zu thun.

Elftes Kapitel.

Da ich als Soldat und Gärtner pünktlich und fleißig bin, werde ich von der Kompagnie weggeschickt, lerne später den Wechsel alles Irdischen kennen und erfahre schließlich, daß Madame Hammer Recht gehabt.

So kam der Spätherbst, ich ließ Pflanzen und Bäume in die Gewächshäuser einräumen, und wenn ich dabei die schon halb verwüsteten Blumenbeete betrachtete, so dachte ich mit wahrer Traurigkeit an den Winter, wo hier der weiße Schnee liegen würde, wo dort droben im Hause kein Fenster mehr geöffnet sei und also auch kein Gesang in den Garten dringen könne. Dann hatte ich begreiflicher Weise nicht viel da oben zu thun, und wenn mich auch die Gewächshäuser manche Stunde beschäftigten, so kam sie doch nicht mehr in den Garten, an der, ich gestehe

es offenherzig, schon damals beinahe unbewußt mein ganzes Herz hing. Sie war die Schönste der Blumen.

Zuweilen hatten wir noch heitere warme Tage, und an einem derselben saß Fräulein Elise in der Nähe des kleinen Springbrunnens, hatte den Kopf in die Hand gestützt und horchte, recht traurig, so schien es mir, wie sie aber öfters zu sein pflegte, auf das Plätschern des Wassers. Hie und da fielen dürre Blätter von den Bäumen, und wenn dieselben auf dem andern gelben Laub am Boden raschelten, so horchte sie auf und dann flog ein recht trübes Lächeln über ihr schönes Gesichtchen. Auch sie dachte an den Winter, aber ganz anders als ich. Auch sie fühlte wohl, daß es Herbst würde, und daß sie Abschied nehmen müsse von der frischen und feinen Natur und dem Dufte der zahlreichen Blumen und daß auch für sie die Zeit des Winters käme, welche ihr, der armen Blinden, gewiß doppelt hart sein mußte.

Unterdessen war der Herr Hauptmann in den Garten getreten, ich hatte ihn schon vor kurzer Zeit in Uniform aus der Citadelle kommen sehen, er war aber in's Haus gegangen und kam jetzt von dort her in seinem grauen Sommerrocke, den Strohhut auf dem Kopfe, mit einer brennenden Cigarre, deren Duft er mit sichtlichem Behagen in die frische Herbstluft hinausblies; auch sang er halblaut vor sich hin, was nicht allzuhäufig bei ihm vorkam. Als er in der Entfernung vor mir vorüberschritt, gegen seine Tochter hin, rief er mir zu: „Sie sind ja ungeheuer fleißig gewesen, Wortmann!" Ich ließ nämlich gerade die kleine Orangerie einräumen und war fast damit fertig. „Wenn Sie vielleicht einen Augenblick abkommen können, so lassen Sie sich hier bei uns sehen."

Hinter dem Hauptmanne kam das Dienstmädchen aus dem

Hause und trug einige Früchte, weißes Brod und eine Flasche Wein mit Gläsern in den Garten, welches sie Alles auf das Tischchen vor Fräulein Elisen niedersetzte.

Auch ich säumte nicht, mich da einzufinden; der Herr Hauptmann war sehr freundlich, wies auf einen Stuhl und bot mir eine Cigarre an, was er noch nie gethan. Als er mir dieselbe gab und ich mich ehrfurchtsvoll weigerte, sie anzunehmen, blickte Fräulein Elise in die Höhe, und auf ihrem Gesichte drückte sich ein kleines Erstaunen aus. Als ich meine Cigarre angezündet hatte, mußte ich mich niedersetzen und bekam ein Glas Wein. Wir sprachen über dies und das, über den Herbst, über Gewächshäuser und Frühbeete, auf einmal sagte der Herr Hauptmann, wohl anfänglich lächelnd, dann aber mit einem so ernsten Tone, daß ich ordentlich zusammenschrack: „Wissen Sie auch Wortmann, daß Sie ein Heimlichthuer sind, ein tückischer, abgeschlossener Mensch?“

„Ich, Herr Hauptmann?“ stotterte ich, in der That auf's Höchste erschreckt, „ich weiß wirklich nicht, was ich mir zu Schulden kommen ließ.“

Fräulein Elise war bei der seltsamen Rede ihres Vaters roth geworden und blickte stille vor sich nieder auf den Teller.

„Kannst du dir wohl denken,“ fuhr er nun fort, gegen seine Tochter gewendet, „was dieser Feuerwerker Wortmann treibt. Ich habe ihm eine englische und französische Grammatik gegeben und ich denke nun, er wird mich eines Tags um Rath fragen, wie er es anfangen müsse, um die beiden Sprachen gründlich zu erlernen. Gott bewahre! Da geht er hin, sucht sich einen Lehrer und treibt das Alles im Geheimen. Ist das nicht ein heimtückischer Mensch?“

Als mein Chef so sprach, konnte ich mich nicht enthalten, verstohlen das junge Mädchen anzusehen. Gott! und wenn ich mich nicht täuschte, aber man täuscht sich so leicht in dergleichen, so lächelte sie freundlich. Natürlicher Weise sagte ich zu meiner Entschuldigung, ich hätte mich nicht unterstehen wollen, den Herrn Hauptmann mit dergleichen Kleinigkeiten zu behelligen; „ja," setzte ich verlegen hinzu, „es würde mir auch das höchste Glück gewesen sein, auf einmal dem Herrn Hauptmann sagen zu können, das und das habe ich gelernt, aber," setzte ich hinzu, „ich bin noch sehr weit zurück."

„Das wollen wir morgen früh sehen," erwiederte er mir lachend. „Morgen ist es Sonntag und nach der Kirche sind Sie zum Sprachexamen kommandirt. Fällt das nach Wunsch aus, so dürfen Sie bei mir zu Mittag essen."

Wer war glücklicher, als ich! War der Wein so berauschend oder die Cigarre so stark, genug, als ich mich dankend entfernte, taumelte ich ordentlich auf dem breiten Wege dahin und war dabei so blaß, daß mich mein Bombardier fragte, ob mir etwas Unangenehmes zugestoßen sei?

Den andern Tag fand ich mich erwartungsvoll bei meinem Examen ein. Daß Fräulein Elise dabei saß, machte mich anfänglich über alle Maßen verlegen, doch mußte der Herr Hauptmann mit mir zufrieden sein, denn als wir fertig waren, sagte er zu seinem Bedienten: „Man solle drei Couverts auflegen, der Feuerwerker Wortmann ißt bei uns."

Der machte große Augen.

Den Unterricht mit meinem alten Sprachlehrer setzte ich nun eifriger als je fort, ja ich fing bald darauf bei einem andern das Lateinische wieder an und brachte es durch eisernen Fleiß

so weit, daß ich in nicht gar zu langer Zeit meinen Cornelius Nepos gehörig verstand.

Unterdessen bedeckte der Schnee die Wälle und Gräben der Citadelle und unsern kleinen reizenden Garten. Der Premier-lieutenant konnte nun die Compagnie keinen strengen Dienst thun lassen und so hatte ich Zeit genug, mich mit all' den Wissenschaften wieder zu beschäftigen, die ich seit meinem verunglückten Examen ziemlich vernachlässigt.

Der Hauptmann von Walter hatte mich liebgewonnen, das sah ich. Er war mehr mein väterlicher Freund, als mein Vorgesetzter. Um seinen Gewächshäusern bei Tag und Nacht näher zu sein, hatte er mir auf der kleinen Orangerie zwei Zimmer eingeräumt, und daneben war noch ein anderes, wo die vier besten Leute meiner Korporalschaft wohnten, was des beständigen Heizens und Lüftens wegen nothwendig war. Auch hatte er mir eine förmliche kleine Bibliothek geliehen, und in den langen Winterabenden war ich so unbeschreiblich glücklich, häufig in sein Wohnzimmer kommen zu dürfen, wo ja auch Fräulein Elise war, und wo er uns förmliche Vorträge über Geschichte und Geographie hielt. Oefters mußte ich vorlesen, deutsch, französisch oder englisch, und das kam später dann auch wohl vor, wenn er am Tage ausgegangen war und sich Elise mit ihrem Dienstmädchen allein in ihrem Zimmer befand. Ach! für die Aermste gab es ja keinen Tag und keine Nacht, und die ewige Finsterniß, welche sie umgab, war wohl hauptsächlich Schuld daran, daß sie so liebevoll, freundlich und dankbar zuhörte, wenn ich ihr vorlas. Dabei las ich mich aber förmlich um meine Ruhe, und wenn ich, wie Elise so freundlich war, zu sagen, gut las, so kam das wohl haupt-

sächlich daher, weil ich das Gefühl, welches ich für sie im Herzen trug, in meine Worte ausströmen ließ.

Dabei mußte ich mich aber sehr zusammennehmen, denn ein Blick, ein Wort konnte mich aus der Fassung bringen, und ich dann roth werden, wie es sich eigentlich nicht für einen Feuerwerker schickte. So weiß ich, daß eines Tages der Herr Hauptmann zurückkam und freundlich fragte: „Nun Kinder, was habt Ihr gelesen?“ Dieß Wort machte mich so verlegen, und trieb mir das Blut so stark in's Gesicht, daß ich mich vor mir selber schämte, so daß ich nachher, als ich allein war, mich heftig ausschalt.

Eines Tages, es fing schon an, Frühjahr zu werden, der Schnee war geschmolzen, von den Bastionen herab floß das Wasser in kleinen grauen Bächen in die Gräben und über die Ebene strömte zuweilen ein ahnungsvoller warmer Windhauch, so daß Fräulein Elise ihre Fenster häufig öffnen konnte, ließ mich der Herr Hauptmann in sein Zimmer rufen und gab mir einen Brief meines Vaters, der, wie er sagte, durch Einschluß an ihn gekommen sei. Vater Wortmann schrieb mir in seiner gewohnten Kürze, daß sich die ganze Familie wohl befinde, und daß es ihn außerordentlich freue, mich in einer so vortrefflichen Kompagnie zu wissen, daß er sich aber namentlich auf's Höchste geehrt fühle durch den Entschluß meines Herrn Hauptmanns, für meine Zukunft so glänzend sorgen zu wollen.

Nachdem ich das gelesen, sowie das nie fehlende Postscriptum meiner Mutter, welche mir schrieb, daß meine älteste Schwester die Braut des weisen Vogel sei, der ein hübsches kleines Landgut geerbt, blickte ich fragend meinen Hauptmann an, da ich das, was mein Vater von meiner glänzenden Zukunft sagte nicht

verstand. Es durchzuckte mich wohl ein süßer Gedanke, aber der war ja so thöricht, daß ich ihn gleich wieder verwarf.

Der Hauptmann ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und sagte: „Sehen Sie, mein lieber Wortmann, ich habe allerdings an Ihre Zukunft gedacht und Ihrem Vater geschrieben, ob er mir völlig freie Hand über Sie lassen will. Zu gleicher Zeit gestehe ich Ihnen offenherzig, daß ich mich durch meinen Freund, den Generalsteuerdirektor, nach Ihrer Familie erkundigte; dessen Antwort ist vollkommen befriedigend ausgefallen, was mich außerordentlich freut. Offizier können und wollen Sie nicht werden. Sie sind jung, haben einen guten Kopf, auch schon recht viel gelernt, deßhalb will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Ich habe schon die nöthigen Schritte gethan, Sie als Zögling erster Classe in die Forstakademie nach E. zu bringen. Dort können Sie Ihre landwirthschaftlichen Studien fortsetzen, sie beendigen und haben dann später die Wahl, ob Sie irgend ein Gut bewirthschaften wollen oder in das Forstfach übergehen. Wenn Sie fleißig sind und Ihre Aufführung tadellos bleibt, wie bisher, so werde ich, nachdem Sie Ihre Studien beendigt, mit wahrer Freude auch später für Sie sorgen."

Ich stand sprachlos da über das ungeheure Glück, welches sich meinen Augen zeigte. Eine Forstakademie besuchen, ein vollkommener Landwirth werden, darin hätten von jeher meine kühnsten Wünsche bestanden, aber wie konnte ich an so etwas denken? Ich war mittellos und die Studien, die ich noch zu machen hatte, sehr kostspielig.

Als ich mich einigermaßen gefaßt, schämte ich mich durchaus nicht, meinem freundlichen Wohlthäter mit Thränen in den Augen zu danken. Er drückte mir freundlich die Hand und sprach liebe-

voll zu mir, wie ein Vater zu seinem Sohne. So stattete er mich auch in jeder Hinsicht aus, und als nach wenigen Wochen der Augenblick gekommen war, wo ich von der Kompagnie im Allgemeinen, von meiner Korporalschaft insbesondere, vom Feldwebel und der lieben, lieben Citadelle Abschied nahm und nun zum letzten Male vor den Herrn Hauptmann und Elise trat, war der alte Herr selbst außerordentlich gerührt, und als ich ihm weinend wie ein Kind wiederholt auf's Herzlichste dankte, sagte er mit feuchten Augen lächelnd: „Seien Sie ruhig, lieber Wortmann, ich bin ein Egoist. Was ich vielleicht an Ihnen thue, ist ein Capital, von dem ich dereinst schöne Zinsen erwarte."

Und Elise! —

Sie reichte mir zum Abschied ihre beiden lieben Hände, die ich mich nicht enthalten konnte, innig zu küssen und dabei war ich so überaus glücklich, einen leisen, leisen Druck derselben zu empfinden.

Hiermit ist eigentlich die Geschichte des Feuerwerkers Wortmann, die ich dem geneigten Leser versprochen, zu Ende; denn Uniform und Titel und auch sonst noch Manches ließ ich in der Citadelle zurück, um aber gegen die, welche vielleicht Antheil an meinem Schicksal genommen, nicht undankbar zu sein, will ich noch hinzufügen, daß ich drei Jahre auf der Forstakademie blieb, daß ich auch recht fleißig war und endlich mit Zeugnissen entlassen wurde, die mich nicht nur zu einer höheren Forststelle berechtigten, sondern mir sogar gestatteten, mich zu einer Lehrerstelle bei einer der landwirthschaftlichen Anstalten des Staates zu melden, und diese letztere Aussicht machte mich ganz unbeschreiblich glücklich; denn mein Wohlthäter, mit dem ich begreiflicher Weise viel correspondirte, hatte mir vor einem halben Jahre brieflich angezeigt,

er habe sich endlich entschlossen, seine liebe Citadelle zu verlassen und zwar weil ihm durch die Gnade Seiner Majestät das Direktorium einer der größten landwirthschaftlichen Anstalten des Landes übertragen worden sei. — Das hatte mich innig gefreut, aber schmerzlich hatte es mich berührt, daß er zu gleicher Zeit von einem andern erfreulichen und wichtigen Ereignisse seiner Familie schrieb. Gewiß hatte sich ein Bewerber um Elise gefunden, das sagte mir mein Herz tausendmal und machte mich recht, recht traurig.

Der Weg von der Forstakademie zum nunmehrigen Aufenthalte meines ehemaligen Chefs, der mir befohlen, sogleich zu kommen, führte über die kleine Festung J., und Herr von Walter hatte mir geschrieben, ich solle mich auf dem ehemaligen Schauplatz unserer Thaten ein Bischen umsehen. Daß er hinzusetzte: „Man muß sich an den Wechsel alles Irdischen gewöhnen," begriff ich damals nicht recht.

Ich erreichte die Festung an einem schönen Frühlingsmorgen, dießmal zu Wagen und vom Postgebäude ging ich gleich nach der Citadelle. Der Unteroffizier am Thor war mir ein völlig fremdes Gesicht; ebenso der Feldwebel, bei dem ich um Erlaubniß bat, die Werke sehen zu dürfen. — Und diese Werke, wie waren sie verwandelt! Mir war zu Muthe, als sei hier früher ein Zaubergrund gewesen, der mit dem Verlassen des guten Genius wieder seine traurige ehemalige Gestalt annahm. Verschwunden waren Felder, Anlagen und Gärten; auf sämmtlichen Bastionen standen die stillen verdrießlichen Geschütze, von unserem ehemaligen Garten war keine Spur mehr zu sehen und wo unsere Blumen geblüht, vor dem kleinen Kommandanturgebäude, war jetzt ein nüchterner glatter Kiesplatz, wo nach Zählen

Rechts- und Linksum gemacht wurde, eine für Körper und Geist gleich angenehme Beschäftigung, der übrigens der jetzige kommandirende Artilleriekapitän mit großer Befriedigung zuschaute. Es war das eine lange dürre Gestalt mit sehr gebogener Nase und tief herabfallendem blonden Schnurrbart. Ich grüßte ihn höflich, und da er mich fragend ansah, so erlaubte ich mir, ihm zu sagen, ich hätte die Citadelle in früheren Jahren gekannt, und dem Wunsche nicht widerstehen können, sie nochmals zu sehen.

„Ja, mein Lieber," sagte er mit schnarrender Stimme, „da werden Sie viel verändert finden. Es hat mir auf Ehre Mühe genug gekostet, die schauderöse Wirthschaft hier in Ordnung zu bringen. War das ein Anblick, als ich kam! So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Nun, wir haben gründlich aufgeräumt, das kann ich Sie versichern. — — — — Guten Morgen! Aufgepaßt Feuerwerker Schlatterich, da unten. Der dritte Mann vom Flügel tritt ja mit dem rechten Fuß an; Donnerwetter auch, wozu hat er denn den linken?"

Ja gründlich hatten sie aufgeräumt, und als ich die Bastion umschritt, fand ich nichts mehr von unserem ehemaligen Garten, als zwischen den Rädern des ebemals so blanken Vierundzwanzigpfünders ein kleines Tropäolum, das sich dort trotz Kies und Schaufel kümmerlich aus einem zurückgebliebenen Samenkorn entwickelte. Auch die lebenden Wesen, meine Kameraden, mit denen ich hier so glücklich gewesen, waren in alle Welt zerstreut, theils mit dem Herrn Hauptmann von Walter, theils nach Hause gegangen, theils in die Civilcarriere eingetreten. Selbst der Premierlieutenant hatte sich so an die Blumen gewöhnt, daß er die nackten Wälle nicht mehr sehen konnte, doch hatte er beim Ab-

schiede geflucht: „Hol' mich der Teufel! wie bin ich hier verdorben worden!"

Von der Rampe, wo sich kein weißes Gitterthor mehr befand, niedersteigend, hörte ich sie noch droben kommandiren und zählen: Eins — zwei — — Einundzwanzig — zweiundzwanzig. — — Verflogen war unser wunderbarer Blumentraum; aber es machte mich nicht traurig, viel schmerzlicher hätte es mich berührt, wenn ich Alles droben gefunden hätte wie ehedem, grünend und blühend — ohne Elise!

Nach einigen Tagen erreichte ich die zwischen Feld und Wald an einem kleinen lieblichen See gelegene prachtvolle landwirthschaftliche Anstalt. Mein Wohlthäter empfing mich wie einen Sohn, den man lange Jahre nicht gesehen — und Elise? Das freudige Familienereigniß hatte allerdings sie betroffen, doch war sie nicht vermählt, vielmehr durch die Hülfe der Aerzte sehend geworden.

Lächelnd führte mich der Vater an ihr Zimmer und ließ mich leise eintreten. Sie sah mich erstaunt an mit ihren großen, glänzenden Augen, die aber nicht mehr starr und seltsam blickten, sondern in welchen sich jetzt ihre ganze schöne Seele spiegelte, aus denen ein tiefsinniges Gefühl strahlte.

Wie ängstlich schlug mein Herz! — Ob sie mich erkannte? Darauf schien auch ihr Vater gespannt; er hielt sich still hinter der Thür. — Als sie mich eine Sekunde angeschaut, überflog eine dunkle Gluth ihre schönen Züge. Sie eilte mir entgegen, und ich weiß nicht genau, ergriff ich ihre Hände und küßte dieselben oder umging ich diese Förmlichkeit und wagte es, sie fest an mein Herz zu drücken. — Wer kann das in solchen Augenblicken, die nur einmal im Leben kommen, genau wissen. Genug,

der Vater trat einen Augenblick nachher zu uns und sagte: „Kinder, ich habe nichts dagegen.“

Schreiben der Madame Wortmann an ihren Sohn.

„Nein Dießmal muß ich den Hauptbrief schreiben und wenn dein Vater noch etwas hinzufügen will so kann er dießmal die Nachschrift machen was wir glücklich sind daß du Professor geworden und eine so schöne reiche Frau bekommen das kann ich dir gar nicht sagen ich habe eine große Kaffeegesellschaft gegeben und es dabei den Damen meiner Bekanntschaft angezeigt ebenso, daß deine Schwester, die Frau Vogel, einen ganz gesunden Buben hat also bin ich Großmutter und hoffe es noch mehr zu werden apropos, die Frau Hammer lebt noch, doch ist sie schon recht alt neulich war sie bei uns und da haben wir die ganze Geschichte nochmals abgesprochen als du damals auf die Welt kamst und wie drunten der Unteroffizier sagte jetzt kommt der Major weißt du auch wohl, mein lieber Sohn daß das noch in Erfüllung gehen kann mir hat der Zollinspektor gesagt, wenn du einmal später was wohl vorkommen könnte selbst ein Direktor würdest so hättest du den Titel als Major aber das wär' eine Freude für Deine

Dich getreu liebende Mutter.“

So schrieb die gute Frau, und wenn sie es auch nicht mehr erlebte, daß ich ein Direktor der Anstalt wurde, so geschah das doch, freilich nach vielen Jahren, und damit ging auch die Prophezeihung der Madame Hammer in Erfüllung: daß aus mir noch etwas Rechtes werden würde.

Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht.

In der Stadt, von welcher wir zu reden die Ehre haben, befanden sich in einer Straße zwei Häuser, welche gerad einander gegenüber lagen; es war Nro. 15 und 16, und daß sie trotz dieser auf einanderfolgenden Nummern nicht Nachbarhäuser waren, kam daher, weil in der ganzen Stadt die ungeraden Nummern nur auf der einen, die geraden auf der andern Seite der Straße sich befanden. Wir halten es für unsere Schuldigkeit, dem geneigten Leser in einer wahrhaftigen Geschichte auch von den geringsten Kleinigkeiten Rechenschaft zu geben.

Beide Häuser waren zufällig gelblich angestrichen, hatten grüne Jalousieen und jedes mit dem Parterre drei Stockwerke. In Nro. 15 wohnte im obern Stockwerk Herr Kanzleirath Stadelbach, in Nro. 16 in gleicher Hohe Herr Sekretär Knapperer. Beide waren glückliche Familienväter, d. h. mit einer Frau und erwachsenen Kindern gesegnet. Ihre Bekanntschaft datirte sich schon von früherer Zeit her, und hatten sich zuerst der Sekretär und der Kanzleirath im Wirthshaus kennen und schätzen gelernt, wo ihnen schon damals zufälligerweise an ein und demselben Abend

die Freude des Hausschlüssels gewährt wurde. Das war an einem Samstage, wo die Frau Kanzleirath und die Frau Sekretär ihr Kränzchen hatten, das von Nachmittags 2 Uhr, mit einer Tasse Kaffee und viel Eintunkens beginnend, sich durch die Stadien der verschiedenen Früchte, Kuchen und Eingemachtem steigerte und endlich gegen 8 Uhr Abends seinen Culminationspunkt in einem soliden Nachtessen fand. An solchen Tagen war in den betreffenden Häusern niemals gekocht worden, und die Männer durften an diesen Abenden ihr Futter auswärts suchen.

Dieß hatten sie denn auch seit langen Jahren im goldenen Bären gefunden, und da schon zeigte sich eine Verwandtschaft der Seelen, denn Beide tranken nichts Anderes als rothen Zwölfer, und was sich der Kanzleirath auf der Speisekarte aussuchte, davon mußte auch der Sekretär haben. Die Familien wohnten zu gleicher Zeit weit getrennt von einander, Kanzleiraths freilich schon Brandstraße Nro. 15 in der untern Stadt, Sekretärs aber im Hafnergäßchen in der obern Stadt. So oft aber die beiden Männer zu Hause pflichtschuldigst erzählen mußten, was sie im Wirthshause Neues erfahren — und mit diesen Fragen wurden sie ebenso pflichtschuldigst Samstag spät oder Sonntag früh gequält — so war immer das Ende vom Liede: „Ich bin nur froh, daß ich den Knapperer oder den Stadelbach im goldenen Bären finde, ich muß sagen, das ist ein Mann, wie ich ihn mir schon lange gewünscht.“ So sprach Einer vom Andern, und auch die beiden Frauen wußten sich nicht sehr viel Böses nachzusagen. Die Knapperer sei eine ganz nette Frau, meinte die Kanzleiräthin, und wenn sie darüber hinwegginge, daß der Vater derselben nur Postrevisor gewesen sei, während sie aus einer stadträthlichen Familie stamme, so glaube sie fast vermuthen zu

können, daß sie sich später einmal zu einer näheren Bekanntschaft entschließen werde. „Etwas aber muß die Frau um Gotteswillen lassen," fuhr die Kanzleiräthin fort, „wenn ihr die Ehre meiner Bekanntschaft zu Theil werden soll, sie scheint mir zu vertraut mit der Frau A., der Frau B., der Frau C. und der Frau D. Und das sind doch Leute, die ich nicht gern in unsere Kreise einführen möchte." Das hatte sie mit erhobenem Kopfe gesagt und dabei an die Perle ihres Kreises gedacht, die Frau Commerzienräthin Zwiesele, die nie anders als im grünen Atlas in das Kränzchen kam, und wenn sie die Reihe traf, ihr Souper im Café Marquart zubereiten ließ, ein Hahnenragout und Häringssalat mit was Feinem.

Da las man auf einmal im täglichen Anzeiger, daß in der Brandstraße Nro. 16 der dritte Stock zu vermiethen sei. Der Sekretär kam händereibend in den goldenen Bären und ließ sich zum Erstaunen des Kanzleiraths einen Schoppen Achtzehner geben. Als er aber diese Verschwendung mit der Freude seines Herzens motivirte, daß er heute Nro. 16 in der Brandstraße den dritten Stock für nächstes Quartal gemiethet, da ließ sich auch sein Freund für dießmal zur Verschwendung hinreißen, wobei er energisch flüsterte: „Man muß denen zu Haus nicht Alles auf die Nase binden."

Am nächsten Quartal zogen also Knapperers in die neue Wohnung ein und die gute Sekretärin mußte dabei, ohne es zu wissen, eine gewaltige Feuerprobe ausstehen, denn die Kanzleiräthin stand gegenüber, hinter den Vorhängen versteckt, mit gewaffneten Augen, d. h. mit ihrer unendlichen Sehkraft bewaffnet, denn sie konnte fast um die Ecke sehen, wie Herr Stadelbach in früheren jüngeren Jahren oft seufzend versichert.

Da stand sie nun und unterzog jedes Geräthe einer genauen Musterung. Glücklicherweise hatte Madame Knapperer ihre Sachen schönstens verpackt und in bester Ordnung; die Matratzen waren fleckenlos oder hatten Ueberzüge, der gemeine Hausrath war unversehrt und die Ecken der feineren Möbel sorgfältig mit Tüchern umwickelt, was der Kanzleiräthin ein beifälliges Kopfnicken abnöthigte. Auch sah man kein zerbrochenes Geschirr, und Speise- und Kaffeeservice, welches in Körben getragen wurde, schien sehr zahlreich zu sein. Selbst die Utensilien der Magdkammer, die Tannenholzbettlade und der Tannenholzschrank waren blank gescheuert, überhaupt nicht viel Krust vorhanden.

Diese Inspektion war demnach zur Zufriedenheit ausgefallen, und da auch die Frau Sekretär Knapperer mit ihm gleich am andern Morgen, es war zufällig ein Sonntag, nach vorher ergangener Anfrage, ihren nachbarlichen Besuch machte, so empfing sie die Frau Kanzleirath Stadelbach und war wahrhaft herablassend, ja freundlich. Darauf machten Stadelbachs einen Gegenbesuch, dann besuchte ferner Fräulein Emilie Knapperer Fräulein Clara Stadelbach und erhielt diese Visite schon am andern Morgen wieder, die resp. beiden Herrn Söhne der Familien, Herr Friedrich Knapperer und Herr Emil Stadelbach, zwei junge Handlungsbeflissene, trafen sich auf der Mitte der Straße, schüttelten sich die Hände und tauschten so Besuch und Gegenbesuch zu gleicher Zeit aus. Als nun noch Sekretärs Bäbele und Kanzleiraths Rickele sich eine gegenseitige Küchenvisite abgestattet hatten, war die Sache so weit im Reinen, und die Freundschaft konnte als geschlossen betrachtet werden.

Madame Knapperer war dabei so klug, ihre Nachbarin, wenn auch nicht als ältere, doch als weisere Freundin zu be-

trachten, und wenige Tage nach dem Einzuge erbat sie sich eine Stunde, um sich über Manches aus der neuen Nachbarschaft Raths zu erholen. Daß dabei die Feinde der Kanzleiräthin auch die der Sekretärin wurden, versteht sich von selbst; auch von der unteren und mittlern Etage Nro. 16, wo nothwendig Besuche gemacht werden mußten, wurde das Nöthige berichtet und dann pflichtschuldigst vor einigen gefährlichen Häusern der Nachbarschaft gewarnt. Dort an der Ecke wohnte eine unternehmende Wittwe, die, wie eine ehrliche Waschfrau erzählt, schon gefährliche Blicke nach Herrn Emil Stadelbach gesandt; in Nro. 13 aber hielt sich ein gesinnungsloser Infanterie-Lieutenant auf, dem es auf Besuche nach dem Balle und kompromittirende Fensterparaden durchaus nicht ankam. Auch der Läden und Handwerker wurde gedacht, dabei des leichten Brodes des Bäckers Knäusel, sowie des Metzger Stumpfinger erwähnt, der im Verdachte stehe, als habe er vor Jahren einen Ochsen geschlachtet, der eines natürlichen Todes verstorben. Zum Wasserholen wurde der Brunnen an der Kirche empfohlen, als auf dem freien Platze gelegen, der Zugluft und nachbarlicher Beobachtung ausgesetzt und so weniger geeignet zu langen, für die Hausfrau so lästigen Besprechungen der Dienstmägde.

So, mit guten Rathschlägen ausgerüstet, fing die Sekretärin ihre Wirthschaft in der Brandstraße an und betrug sich so vollkommen zur Zufriedenheit ihrer strengen Nachbarin, daß die beiderseitige Freundschaft bald eine innige genannt werden konnte. Auch die beiden Gatten waren mit ihrem Loose nicht unzufriedener als sonst; sie besuchten nach wie vor den goldenen Bären, und machten sogar, wiewohl lange vergeblich, den Versuch, ihre resp.

Hausschlüssel auch noch für einen andern Tag der Woche verliehen zu erhalten.

Also lebten die Bewohner des dritten Stockes von Nro. 15 und 16 in einer wahrhaft wunderbaren Harmonie. Es war eigenthümlich, daß beide Familien auch die gleichen Lieblingsgerichte hatten; wahrhaft rührend aber mußte es genannt werden, daß wenn Kanzleiraths Sonntags Sauerkraut mit Umständen hatten, dieses köstliche Gericht Mittwoch auf dem Tisch des Sekretärs erschien, und der Grund dieser verschiedenen Tagesordnungen war, daß sich alsdann die Familien gegenseitig mit Portionen dieses Leibgerichts beglückten. Auch übertrug sich dieß glückselige Verhältniß auf den übrigen Speisezettel; aß man z. B. in Nro. 15 eine Gans, so klopfte Rickele unfehlbar an, einen Teller tragend mit einem Hinterviertel und einem ganzen Haufen Füllsel, und umgekehrt erhielt die Kanzleiräthin bei ähnlicher Veranlassung einen ganzen Haufen Füllsel, sowie ein vollständiges Hinterviertel.

Ja, die gleiche Stimmung der beiden Hausfrauen ging in's Unbegreifliche; sie hatten ihren beiden Töchtern schon mehrmals Kleider von demselben Stoffe gemacht, obgleich Fräulein Knapperer ein schwarzes Haar besaß und ein längliches, etwas dünnes Gesicht, Fräulein Stadelbach dagegen dickbackig war, eine Stumpfnase hatte und blonde Flechten trug. Der Sekretär mußte sich zu einem braunen Frack bequemen, wie ihn sein Nachbar gerne trug; wenn in Nro. 15 Birkenholz gekauft wurde, so hätte man in Nro. 16 Buchenholz nicht geschenkt genommen; wenn um Martini die Gänseheerden durch die Stadt getrieben wurden, so lagen beide Hausfrauen in ihren Fenstern, und wenn die Kanzleiräthin hinüberrief: „die graue da paßt für Euch, Knapperer," so sagte die Sekretärin: „danke recht schön, und ich rathe Euch zu der

dicken weißen mit dunklem Flügel." Beide wurden dann auch gekauft, und wenn zufälligerweise eine etwas hart und zäh ausfiel, so war die arme Gans nicht schuld daran, sondern sie hatte das Welschkorn nicht ertragen können oder Bäbele hatte sie schlecht gestoppt.

Von den männlichen Sprößlingen bei der Familie ist nicht viel Gutes oder Schlimmes zu sagen. Es waren das ein paar hochaufgeschossene, noch ziemlich dünne junge Menschen zwischen 16 und 17 Jahren, die sich, wie gesagt, dem Handelsstande gewidmet hatten, und von denen man noch nicht recht wußte, was es eigentlich geben sollte. Doch zeigten sie für ihr Alter recht tüchtige Anlagen, saßen länger im Wirthshaus als ihre resp. Herrn Väter, tranken wohl auch etwas Besseres und rauchten keineswegs schlechtere Cigarren. Auch im Theater sah man sie zuweilen während des letzten Aktes unter der Firma, eine weitläufige Verwandte abholen zu müssen; sie würdigten aber alsdann die Bühne weniger Blicke, sondern sahen auffallend im Hause umher, um zu bemerken oder bemerkt zu werden, schraubten an ihren Theaterlorgnetten auf eine wahrhaft klägliche Art herum und sprachen dazu französisch: à tu recartez cette cheune fille dans la première galerie? cellui dans le manteau-blanc. — Oui cellui. — Elle est très beau! — Oui, très beau?

Wenn die beiden jungen Herrn so warm aus dem Theater kamen und davon zu Haus viel Schönes erzählten, so liebte die Kanzleiräthin würdevoll den Kopf zu schütteln, und versicherte, das sei ein ganz untergeordnetes Vergnügen. So sprach sie anfangs und ebenso auch die Sekretärin, und beide Mütter bekämpften auf's Eifrigste die immer lauter werdenden Wünsche ihrer Töchter, auch das Theater zuweilen besuchen zu dürfen.

„Das bildet den Geist," sagte Emilie. „Und man sieht dort viel Neues," meinte Clara.

„Auch sagt Schiller schon, die Bühne sei eine moralische Anstalt."

„Und wenn man auf Bälle geht, Mama, so muß man sich auch im Theater und Konzert sehen lassen, sonst bleibt man sitzen. Ich höre das zu oft während des Tanzens, wie fast immer nur vom Theater gesprochen wird — Man sieht Sie doch morgen in den Hugenotten? — O wer könnte den vierten Akt versäumen! — O Gott ja! für den schwärme ich auch. — Lalalala! — la — lala! — Raoul, ich liebe Dich."

„Und dann wirst Du einsehen, Mutter," sagte Emilie, „daß ein schönes Schauspiel den Geist bildet. Ich versichere Dich, ich muß mich im Gespräch oft zusammen nehmen und mit einem vielsagenden Lächeln still schweigen, wenn Jemand eine Stelle citirt und ich nicht weiß, ob sie von Schiller oder von Shakespeare ist."

Wenn auch beide Mütter die Angriffe ihrer Töchter gegenüber von diesen energisch bekämpft, so gab es doch Augenblicke, wo die beiden Frauen allein dasselbe Thema mit den gleichen Variationen behandelten.

„Ich muß auch sagen," meinte die Kanzleiräthin, „daß es sich für eine Frau von unserem Stande schickt, zuweilen in's Theater zu gehen. Natürlich auf einen Sperrsitz; denn das Parterre ist gar zu gemischt, und mich dort herumstoßen zu lassen, dazu habe ich nicht die geringste Neigung."

„Ich will es nur gestehen, liebe Stadelbach," entgegnete darauf die kleine Knapperer mit glänzenden Augen, „daß ich das Theater für mein Leben gern höre. Ehe ich verheirathet war," setzte sie mit niedergeschlagenem Blicke hinzu, „ging ich viel häu-

figer in's Theater, recht viel häufiger. Aber jetzt sagt mein Mann, das sei ein gar zu kostbarer unnützer Zeitvertreib."

„Ja, wenn man die Männer hört," sprach die Kanzleiräthin in wegwerfendem Tone, „da ist freilich Alles kostbar und unnütz, was unser Vergnügen anbelangt. Da ist nur wichtig das Kaffeehaus —"

„Und das Wirthshaus —"

„Und die Pfeife —"

„Und die Zeitung."

„Und was in der steht, das behalten sie auch wie ein Geheimniß für sich."

„Das ist wahr. Da gibt sich Keiner die Mühe und erzählt, was es da Neues gibt."

„Wir sollen das selbst lesen."

„Ja, selbst lesen; als wenn wir dazu die Zeit hätten!"

„Ich versichere Sie, Knapperer, es ist nichts mit der Welt, und wenn ich nicht so zufällig dazu gebracht worden wäre, mich zu verheirathen —"

„Das weiß Gott!" seufzte die Sekretarin. „Es ist nichts als Plage und wieder Plage und noch einmal Plage!"

„Dafür müssen wir uns das Leben so angenehm machen wie möglich," sagte entschieden die Kanzleirathin. „Und was das Theater anbelangt, so will ich mich einmal erkundigen, ob man nicht in ein gutes, anständiges Sperrsitz-Abonnement irgendwo mit eintreten kann."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Abgemacht!"

So wurde demnach beschlossen im Rathe der Haus — götter. Und es gelang auch den emsigen Nachforschungen der Kanzlei

räthin ein Sperrsitz-Abonnement aufzufinden, wo man es nicht ungern sah, wenn die beiden Damen eintreten wollten. Dazu war das Abonnement außerordentlich günstig; die Stammmutter desselben war eine reiche verwittwete Registratorin mit ihrer schon ziemlich erwachsenen Tochter. Diese Tochter, sonst eine feurige Anbeterin deutscher Classiker, war in die Jahre getreten, wo man endlich einsehen lernt, daß Schiller doch nur für eine unreife, schwärmerische Jugend geschrieben, wo man die Schönheiten des Göthe'schen Clavigo recht tief fühlt und mit genießt; wo man dagegen im Faust zu viele anzügliche Stellen entdeckt, und es höchst unzart findet, wenn er von sich sagt:

Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.

Die zweite Partie Theilhaber an dem Sperrsitz-Abonnement war ein ältlicher Buchhändler mit seiner Schwester, welch' letztere leider früh verwittwet war, und die Stücke vorzog, wo es armen gekränkten Weiberherzen recht schlecht geht, wo sie alsdann die Bühne wie einen Spiegel vor sich sah und alles das selbst zu sein glaubte, warum es sich da oben handelte. Da ging sie dann bald als „Lorle" nach Haus, bald als „Weib aus dem Volke," auch konnte sie sich genau in die Stimmung der „Musikantentochter Millerin" versetzen, namentlich wenn der alte, verdrießliche Buchhändler beim Nachtessen sagte: „Die Suppe ist matt wie Deine Seele, Louise."

Diese vier Theilnehmer an einem Sperrsitz-Abonnement suchten nach vier gleichgesinnten Seelen, wo dann gerade die rechte Zahl herauskam, um an Kosten und Vergnügen nicht zu viel und nicht zu wenig zu haben.

Die Registratorin mit ihrer Tochter, sowie die verwittwete

Buchhändlersschwester hatten, wie schon bemerkt, durchaus nichts gegen den Eintritt der beiden Familien zu bemerken, der alte grießgrämige Buchhändler dagegen konnte den Sekretär nicht leiden, weil dieser einmal eine tabellarische Uebersicht des städtischen Consums für den Volkskalender eines andern Verlags angefertigt hatte, welcher Volkskalender — parceque oder quoique, das wissen die Götter — recht gut gegangen war. Doch wurde er begreiflicher Weise von seiner Schwester überstimmt und die Theilnehmer zugelassen.

Weder der gute Kanzleirath, noch der biedere Sekretär ahneten etwas von dieser Theater-Verschwörung; auf Herrn Knapperer wurde der erste Angriff gemacht, als er an einem schönen Vormittage Besuch bei Stadelbachs machte. Die Kanzleiräthin sprach davon, wie es so schön sein würde, einen Wechselsperrsitz zu haben, und man doch auch in dieser Richtung etwas für Geist und Gemüth der heranwachsenden Töchter thun müsse. Der Sekretär schüttelte sein Haupt und entgegnete mit heuchlerischer Miene: „er für seine Person würde am Ende nichts dagegen haben, doch sei seine Frau ein viel zu ruhiges und stilles Gemüth, um an dem Lärm des Theaters Geschmack finden zu können." Ganz genau so sprach am selben Nachmittage der Kanzleirath, als er von der Sekretärin und Fräulein Emilie Knapperer attakirt wurde. Wie war aber diesen beiden überlisteten Ehemännern zu Muth, als noch am gleichen Abend sowohl das ruhige, stille Gemüth der Kanzleiräthin als der Sekretärin erklärten, sie hätten sich schon lange nach den Freuden des Theaters gesehnt, hätten auch bereits einleitende Schritte zu Erlangung eines Sperrsitz-Abonnements zu Acht gethan. Die beiden Männer sahen sich bedenklich an, und der Kanzleirath meinte:

die Sache sei aber wohl noch zu überlegen, welches an sich harmlose Wort einen wahren Sturm der Entrüstung der Fräulein Clara Stadelbach hervorrief. Sie wüßte wohl, sagte die junge Dame sehr empfindlich, daß Papa nur dagegen sei, wenn sie sich in der Welt zeigen wolle, und man sehe wieder recht deutlich, daß man nun einmal nicht im Stande sei, ihr auch nur das kleinste Vergnügen zu gönnen. Fast ebenso drückte sich auch Fräulein Emilie aus, die noch hinzusetzte: „Es wäre aber doch wohl endlich einmal an der Zeit, daß man draußen erfahre, auch sie sei in der Welt."

Vier weibliche Zungen gegen zwei männliche ist eine Uebermacht, bei welcher der Letzteren Niederlage gewiß ist. Ehe aber die beiden Männer nachgaben, sprach der Kanzleirath noch einige Worte ernster Warnung. In früheren Zeiten habe auch er einmal mit Damen einen Wechselsperrsitz gehabt. „Natürlich vor meiner Verheirathung," setzte er schnell hinzu; „und das hat nicht lange gut gethan. Das gab zu allerhand Häkeleien Veranlassung, da kam Mißtrauen und Eifersucht in's Spiel, aus Mücken wurden Elephanten gemacht, und kurz, ich erlebte es nach langer Zeit, daß zwei Familien, ebenso innig befreundet wie wir Beide es sind, durch ein Sperrsitz-Abonnement ganz auseinander gebracht wurden."

Auf diese Aeußerung hin sah die Kanzleiräthin wahrhaft rührend und groß die Sekretärin an. Beide reichten sich die Hand, und Madame Stadelbach sprach die denkwürdigen Worte: „Ich versichere Dich, Christian, den Bruch unserer Freundschaft wirst Du nicht erleben."

Die beiden Männer fügten sich demnach achselzuckend in ihr Schicksal, und wenn sie auch in prophetisch warnendem Tone

sprachen, ungefähr wie der Eber aus der Braut von Messina, nur mit andern Worten, so hatte das nicht die geringste Wirkung, und der Vertrag des Sperrsitz-Abonnements zu Acht mußte ratifizirt werden. Ehe dieß aber geschah, wurde noch eine Clausel angefügt, worauf die Beiden mit einer wahrhaft heldenmüthigen Festigkeit bestanden, und welche sie auch trotz manchfacher Widerrede glücklich durchsetzten. Das war die weitere Verleihung des Hausschlüssels auf noch einen Tag in der Woche.

So nahmen denn mit Beginn des Winters die Theaterfreuden ihren Anfang. Das ganze Abonnement war außerordentlich schön geregelt; zuerst kam begreiflicher Weise die Registratorin mit Tochter, dann die Buchhändlersfamilie, hierauf Nro 15 und 16. War eins der Theilhaber durch Krankheit oder sonst wie verhindert, am Tage, wo ihm das Billet zufiel, in's Theater zu gehen, so konnte es seine Rechte auf irgend eine beliebige Person übertragen; fand sich aber Niemand, der außer der Reihe von dem Sperrsitz Gebrauch machen wollte, so konnte es zu einem mäßigen Preise verkauft werden. Früher, als das Abonnement noch zu Vier bestand, war dieser Fall schon einigemal vorgekommen, jetzt aber, wo Stadelbachs und Knapperers eingetreten waren, war in diesen beiden Familien Verwandlung genug, um den Sperrsitz nicht in andere Hände gelangen zu lassen. Hierbei mussen wir noch bemerken, daß die beiden männlichen Mitglieder der letztgenannten Familie vom Mitgenusse des Schauspiels feierlich ausgeschlossen waren; was die beiden alten Herrn anbelangte, so begriffen diese überhaupt nicht, wie man die nichtssagenden Theaterfreuden den süßen und geistigen Genüssen im goldenen Bären vorziehen konnte; Herr Friedrich und Herr Emil machten auch keine Ansprüche, da sie jetzt mehr als je Gelegen-

heit hatten, Mutter oder Schwester abzuholen und das Theater, wenigstens in den letzten Akten, ohne Weiteres besuchen konnten.

Das Sperrsitz-Abonnement zu Acht gelang demnach in bester Harmonie. Es waren schon ganze vier Wochen vergangen und die Freundschaft der Familien schien sogar fester geworden zu seyn; man verstand sich mit einer rührenden Herzlichkeit, man tauschte gegenseitig die Billete außer der Reihenfolge um, wenn z. B. Fräulein Clara einmal gerne eine Oper sehen wollte und Fräulein Emilie Gelüste nach einem Trauerspiel hatte. Daß die Mütter oftmals zu Gunsten ihrer Töchter verzichteten, verstand sich überhaupt von selbst. Du lieber Gott! junge Mädchen haben oft ein ganz anderes Interesse am Theater als ihre Mütter, die doch meistens nur hineingehen, um irgend ein langweiliges Stück langweilig spielen zu sehen. Dabei war Fräulein Stadelbach und Fräulein Knapperer so sehr ein Leib und eine Seele, daß es schon bei einer großen Oper, die selten gegeben wurde, oder bei einem berühmten Gaste, der nur einmal auftrat, vorgekommen war, daß eine die beiden ersten Akte, die andere die beiden letzten gesehen.

Der grießgrämige Buchhändler dagegen konnte immer noch seine Mücken gegen den Sekretär wegen der tabellarischen Uebersicht der städtischen Konsumtion nicht verwinden und beruhigte sich erst, als er erfuhr, Herr Knapperer werde sich in Person des Sperrsitzes niemals bedienen. Die Registratorstochter war die Einzige, welche sich nach einiger Zeit gegen ihre Mutter im Vertrauen wider das Abonnement aussprach. „Daß die Knapperer und die Stadelbach," sagte sie, „ein wenig jünger sind als ich, du lieber Gott! daraus mache ich mir nichts und das ist auch unerheblich; aber daß die beiden Affen, welche auf unserem

Platz sitzen, ihr Möglichstes thun, um die Blicke aller Männer auf sich zu ziehen, ist ein bischen unangenehm. Ich habe es von einer Bekannten. Kommt doch die Eine immer in's Theater mit brennendrothen Schleifen im Haar, die ihr bis auf die Taille herabhängen, und hat doch die Andere beständig den auffallendsten himmelblauen Kopfputz, den man nur sehen kann. Es ist eigentlich lächerlich. Da hat sie irgendwo gelesen, daß sich fahles blondes Haar und eine Stumpfnase durch die blaue Farbe ein bischen genießbar machen lassen, und jetzt übertreibt sie das so, daß sich alle Nachbarinnen darüber aufhalten. — Es ist zu fahl. — Weißt Du, Mama," fuhr sie fort, „es ist mir unangenehm, daß Leute, die mich nicht genau kennen, glauben könnten, ich treibe dergleichen Geschichten, und mich mit der Stadelbach oder der Knapperer verwechseln; ich muß sagen, das müßte ich mir denn doch ausbitten."

Eine Verwechslung wäre nun nicht leicht möglich gewesen. Denn die Altersunterschiede zwischen beiden Parteien waren doch ein bischen zu stark und in die Augen springend. Emilie und Clara, die durch eine Bekannte etwas von dergleichen Aeußerungen vernommen, waren herzlos genug, darüber zu lachen und sich von da ab noch längerer rother und blauer Schleifen zu bedienen.

Der Kanzleirath und der Sekretär freuten sich dagegen ihres weiteren Wirthshausabends und konnten beim nächsten gemeinschaftlichen Familien-Nachtessen nur achselzuckend stillschweigen, als ihnen Madame Stadelbach die vergangenen vier Wochen in Betreff des Sperrsitz-Abonnements vor Augen führte und triumphirend fragte: „Nun, ist Eure Voraussetzung eingetroffen, hat unsere gegenseitige Freundschaft ab- oder zugenommen?" Und es

schien auch in der That, als wenn Letzteres der Fall gewesen wäre. Die aus Nro. 15 waren fast beständig in Nro. 16 oder umgekehrt. Die Kanzleiräthin und die Sekretärin machten jetzt die allergeringsten Einkäufe miteinander, und wenn Fräulein Clara im Theater gewesen war, so konnte Fräulein Emilie kaum den andern Morgen erwarten, um sich auf's Genaueste erzählen zu lassen, ob das Theater voll gewesen sei, ob der ihnen eigentlich vollkommen gleichgültige Offizier mit dem röthlichen und der mit dem schwarzen Schnurrbart häufig umgeschaut und sich unter vielsagendem Blick eben diesen Schnurrbart mit den weißen Handschuhen gewischt; ob Martha die letzte weiße Rose so wunderschön gesungen als das letzte Mal oder ob die erste Liebhaberin, Fräulein Käsewetter, wieder einen neuen Kopfputz gehabt und welchen; ob Herr A. mit Frau B. viel gesprochen; ob Fräulein C. und Herr D. sich wieder so auffallend benommen; ob der Lieutenant E. wieder so hartnäckig neben der Bank gestanden habe, wo die sog. schöne F. ihren Platz hat; ob der unausstehliche blasse junge Mensch wieder da gewesen sei, der immer auf ihre Seite herüberkomme, und ob es wahr sei, daß Herr P. und Fräulein H. jetzt auf der zweiten Gallerie neben einander säßen und demnach wirklich als Brautpaar zu betrachten seien. Ueber all diese Mittheilungen lachten die jungen Damen viel und anhaltend, und wenn sie darauf von einander gingen, war der Himmel ihrer Freundschaft klarer als sonst, und die Sonne eines herzlichen Einverständnisses strahlte über ihr junges Leben.

Da kam das Schicksal — nicht roh und kalt, sondern vielmehr geschmeidig und sehr warm in der Gestalt eines jungen Oekonomen, der auf dem Nebensperrsitz seinen Platz nahm, zufällig an dem Abend, wo Fräulein Stadelbach die Reihe des

Abonnements traf. Es wurde ein Stück gegeben, auf das sich die junge Dame besonders gefreut. Aber es war sonderbar, daß sie an diesem Abend weniger darauf Acht gab, was und wie droben gespielt wurde, als auf die eingeschobenen Bemerkungen des jungen Oekonomen, die er seiner Nachbarin begreiflicher Weise auf's Ehrerbietigste zuflüsterte. Dabei blieb auch diese Bekanntschaft natürlich vollkommen in den Grenzen einer vorübergehenden Sperrsitznachbarschaft, wußte man doch nicht einmal, ob der junge blonde Mann nur ein Fremder war und demnach nur vorüber gehend das Theater besuchte.

Am andern Morgen, als die beiden jungen Mädchen zusammenkamen und die Fragen erörtert wurden, wie wir uns erlaubt, sie weiter oben anzudeuten, war es eigenthümlich, daß Fräulein Stadelbach des jungen blonden Oekonomen mit keiner Sylbe erwähnte. Daß Fräulein Emilie nicht darnach fragte, begreift sich von selbst, denn noch hatte sie ja keine Idee von dem neuen und sehr interessanten Nachbar. Clara aber kaufte an diesem Nachmittag eine seidene Herrenhalsbinde, grau mit blau karrirt, wie sie ihr Bruder schon lange gewünscht, diesen Wunsch aber bis jetzt vor tauben Ohren ausgesprochen. Er erhielt diese Halsbinde noch am gleichen Tage von der Schwester zum Geschenk, und was die Beiden dazu verhandelt, bleibt vorderhand ein Geheimniß; — genug, der junge Herr Stadelbach befand sich an diesem Abend durch besondere Vergünstigung schon vor Beginn des Stückes im Theater, und als er zurückkam, rapportirte er insgeheim der Schwester: auf dem Sperrsitz neben dem des Abonnements habe schon vor Anfang des Stückes ein junger blonder Mann gesessen, der sehr häufig nach der Thüre gesehen. Dann aber noch vor der Ouverture aufgestanden sei, sowie näm-

lich der alte grießgrämige Buchhändler, an dem heute die Reihe war, erschienen. Auch habe er sich, der junge blonde Mann nämlich, noch ein paar Akte am Eingange herumgetrieben, sei aber noch vor Ende des Stückes verschwunden.

Da die Tochter der verwittweten Registratorin seit einiger Zeit an einem leichten Unwohlsein litt, so war das Billet käuflich zu haben, und Clara Stadelbach erstand es für die nächste Vorstellung. Da schon begriff es Emilie Knapperer nicht, daß ihre Freundin die alte Norma wieder sehen wolle, die sie ja erst noch vor acht Tagen leiden und sterben gehört.

„Ach! die Musik der Norma ist zu himmlisch!" versicherte dagegen die Freundin, mit einem Blick an die Zimmerdecke. „Ich schwärme dafür. — Frie — — — den gebiet ich. — O kehre zurück und bringe der Liebe echte Freuden! — Und wenn am Schluß des ersten Aktes Sever auftritt, da bin ich in einer förmlichen Spannung. — Es ist einem ganz gruselich, und dann macht Norma ein paar Augen; — aber es ist begreiflich. Ein solch schändlicher Verrath!"

„Nein, nein!" sagte Emilie, „für die Norma wäre mir doch mein Geld zu lieb. Nun, ich wünsch' dir viel Vergnügen."

Und dahin ging Clara Stadelbach mit den ersten schüchternen Anfängen einer Treulosigkeit gegen die Freundin in ihrem Busen. Doch es gibt ein eigenes Gefühl im menschlichen Herzen, das stärker ist als die Freundschaft. Fräulein Stadelbach war noch nie so früh in's Theater gegangen wie heute. Fast sämmtliche Sperrsitze waren noch leer, und es machte ihr ein eigenes Vergnügen, die Leute so nach und nach ankommen zu sehen. Es geht dir vielleicht auch manchmal so, geliebter Leser oder verehrte Leserin, daß dir irgend ein Vers im Kopf herumsummt, den

du nicht losbringen kannst. Unsere Sperrsitz-Abonnentin sprach unzählige Mal vor sich hin:

Es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

— Und doch! Sie blickte gerade zufällig nach der Eingangsthür, da erschien er. Sein erster Blick galt ihr, und sein Gruß war wahrhaft bezaubernd, als er neben ihr Platz nahm. — O die alte Norma hat in der That wunderbare und bezaubernde Melodien, so viele Stellen, wo man mit Beziehung seufzen kann, die Augen niederschlagen, nachdem man nämlich vorher anders wohin gesehen, und seine Handschuhe betrachten. — Ach! und auch der Text ist ein sehr schöner Text! Wenn die arme betrogene Seherin das junge naseweise Ding, die Adalgise, fragt: „Sprich! wie faßte dich die Liebe?" Da muß sich jedes Mädchen in Acht nehmen, daß ihr Auge nicht zufälliger Weise dem Blick eines jungen unternehmenden Mannes begegne, sonst ist ein solcher eitel genug, die Frage auf sich zu beziehen. — „Sprich! wie faßte dich die Liebe?" Auch ist die Norma wie gemacht dazu, moralischen Betrachtungen Worte zu verleihen. Sie sagt — eine Zuschauerin nämlich — „es ist das doch ein entsetzliches Schicksal!" und er antwortet: — ein Nachbar nämlich — „in der That entsetzlich, der römische Proconsul ist einer der schlechtesten Menschen, die ich kenne" —

„Aber die Männer finden das verzeiblich."

„Unmöglich, mein Fräulein."

„O doch! Es ist ihnen ein Vergnügen, mit den edelsten Gefühlen des Herzens zu spielen."

„Aber Ausnahmen werden Sie zugeben, mein Fräulein."

(Große Pause.)

„Vielleicht; aber diese Ausnahmen sind selten."

„Aber es gibt solche Ausnahmen."

Zwei unterbrochene Blicke, ein leichter Seufzer, ein gelinder Husten und Orovist tritt auf, um mit seinen Galliern die äußerst sangbaren Worte hören zu lassen:

Zucket krampfhaft, zucket krampfhaft, diese Rechte.

So geht die Norma langsam ihrem Ende zu; der Holzstoß brennt, der schwarze Schleier erscheint, Sever erfährt, welch treues Herz er hintergangen, die Pauken haben ihr Solo, dann fällt der Vorhang und man geht nach Hause.

Die Treppen hinab, zum Hause hinaus begleitete der Oekonom das junge Mädchen; unten aber lauerte Rickele mit der unvermeidlichen Laterne auf ihre Beute. Freilich unterstand er sich, eine schüchterne Anfrage um die geneigte Erlaubniß zur nach Hausebegleitung hervorzulispeln. — „O nein, ich muß recht sehr danken, man würde das übel deuten und — — Rickele würde es unfehlbar dem Bäbele erzählen."

Am nächsten Theaterabend traf die Reihe Emilie Knapperer. Sie setzte sich unbefangen auf ihren Platz, die Thüren öffneten sich von Minute zu Minute, und herein strömten die alten bekannten Gesichter. — Jetzt wurde ein junger, blonder Mann sichtbar — auf jeden Fall ein Fremder; Emilie hatte ihn noch nicht gesehen, und doch war es eigenthümlich, daß er so auffallend nach ihrem Platze hinschaute. Ja, er blickte hin, daran war nicht zu zweifeln, und so bekannt blickte er hin; es war gerade, als suche er etwas. Jetzt schritt er vorwärts, kam an ihre Reihe und drängte sich unter Entschuldigungen durch. — Es

war ein recht angenehmer junger Mann mit hübschem, blondem Haar, und sie mochte die blonden Haare wohl leiden.

Um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir in Kurzem sagen, daß er fast auf die gleiche Art mit Fräulein Knapperer eine freundschaftliche Bekanntschaft anknüpfte, wie er es mit Fräulein Stadelbach gethan, wobei wir es übrigens nicht gerechtfertigt finden, daß er gegen die schwarze Nachbarin nicht ein Wort von der blonden erwähnte, ebensowenig aber auch umgekehrt, und daß Emilie am andern Morgen ihrer Freundin Clara über Alles, was im Theater geschehen war, vollständige Rechenschaft ertheilte, mit Ausnahme einer Kleinigkeit, welche die geneigte Leserin wohl zu errathen im Stande sein wird.

Am nächsten Theaterabend hatte Herr Friedrich Knapperer ebenfalls eine graue, blaumelirte Halsbinde und berichtete der Schwester am andern Morgen, der Platz neben der Registratorin-Tochter sei leer gewesen, und ein junger, blonder Mann habe häufig dort hinübergeschielt, sich aber nach dem zweiten Akte gänzlich zurückgezogen.

„Oh!“ sagte Emilie und fühlte wie ihr Herz schlug.

Da es sich nun zufällig traf, daß die Buchhändlerin-Schwester das Theater in einem der nächsten Tage einer Kaffeegesellschaft wegen nicht besuchen konnte, und daß der alte grießgrämige Buchhändler die Maria Stuart, welche gerade gegeben wurde, nicht ausstehen konnte — überhaupt war ihm Schiller widerwärtig, da er einmal den schwachen Versuch gemacht hatte, eine Aehrenlese aus dessen Gedichten zu veranstalten, wofür er wegen Nachdrucks bestraft worden war — so war der Sperrsitz vacant, und Emilie Knapperer, die zuerst Kenntniß davon erhielt, erstand ihn zu ihrer großen Freude. Kaum aber hatte sie das kostbare Billet in Hän-

den, so kam Clara zum freundnachbarlichen Besuch, sprach nach einigen gleichgültigen Einleitungen vom Theater, und entwickelte alsdann eine noch nie dagewesene Schwärmerei für Schiller, namentlich aber für Maria Stuart.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wandelte, wer mit euch schiffte!"

so recitirte sie und sah dabei an den grauen Winterhimmel, von dem unterschiedliche Schneeflocken in trübe graue Wasserlachen niederfielen. Dabei sagte sie, da Mama ihre Passion für den größten deutschen Dichter kenne, habe sie eben zur Registratorin geschickt, die heute Abend eine große Gesellschaft habe, um das Billet für heute zu erlangen.

Woher es kam, wußte Emilie nicht, aber dieß Empressement der Freundin, jetzt auf einmal das Theater so häufig zu besuchen, gab ihr einen gelinden Stich in's Herz, und es geschah nicht mit der gewöhnlichen Unbefangenheit, als sie sagte: „Da kommst Du zu spät, liebe Clara, Mama hat es bereits für mich holen lassen."

Diese Worte waren von einem lauernden Blick begleitet, und als Emilie bemerkte, daß die Freundin bei dieser Eröffnung fast erschrack, gab es ihr einen neuen Stich in's Herz. — Dergleichen Herzstiche aber sind gefährlich und aus ihnen entwickeln sich leicht ein sehr unangenehmes Mißtrauen.

„Du willst Maria Stuart sehen?" fragte Clara fast verwundert. „Du, die die Stücke von Schiller nicht leiden kann?"

„Es ist wahr," entgegnete die Freundin. „Ich habe dieselben früher sehr vernachläßigt, aber ich finde, daß ein Mädchen von Bildung sich das nicht sollte zu Schulden kommen lassen."

„So, das findest Du, liebe Emilie?"

„Ja, ich finde das, liebe Clara."

An diesem Abend war also Emilie Knapperer im Theater, und neben ihr saß der junge blonde Oekonom. Maria Stuart ist in gewisser Beziehung für zwei junge, neben einander sitzende Leute noch ein viel dankbareres Stück als die Norma. Mortimer hat gar zu schöne Reden und mit denen hilft er so leicht eine Conversation anknüpfen. Als er mit den Worten starb:

Maria, Heilige, bitt' für mich!

Da wandte sich der erschütterte Oekonom und sagte zu seiner Nachbarin: „Sie heißen gewiß Maria, mein Fräulein. Sie haben etwas ungemein Seelisches, so etwas wunderbar Marienhaftes." Es war das ein Ausdruck, den er von einem Freunde, einem Literaten, gehört und den er hier glücklich los wurde.

Daß seine Nachbarin nicht Maria, sondern Emilie hieß, erfuhr er gleich darauf, und dann kam es, wie es früher schon einmal gekommen war: er begleitete sie die Treppen hinab und hätte sie auch gerne nach Hause geführt, aber Bäbele machte ein gar zu bedenkliches Gesicht, und die Gas- und andern Laternen brannten außerordentlich hell.

Daß sich an diesem gleichen Abend der junge Herr Stadelbach ebenfalls im Theater befand, war mehr als ein Zufall, und als er, kaum nach Haus gekommen, der Schwester erzählte von dem jungen verrätherischen Oekonomen, der mit Knapperers Emilie den ganzen Abend gesprochen, sie auch die Treppe hinab begleitet habe, da — — da stieg in ihrem Herzen ein Gefühl auf, welches, wie wir hoffen, Dir, theure und geneigte Leserin, erspart bleiben möge. Daß aber Clara den festen Vorsatz faßte, gegen ihre treulose Freundin zu schweigen, versteht sich ganz von selbst.

Wie sich aber Alles in der Welt wiederholt, so geschah es auch, daß, als an einem andern Abende Clara in's Theater ging,

der junge Herr Knapperer ebenfalls als versteckter Zuschauer gegenwärtig war. Clara hatte ihr blondes Haar etwas locker und schmachtend frisirt; sie hatte in ihren Zügen etwas Elegisches, ihre ganze Haltung erinnerte an eine Trauerweide. Sie zuckte fast zusammen, als sich das Ungeheuer von einem Oekonomen neben sie setzte, und es brauchte vieler Worte seinerseits, ehe sie ihm eine einigermaßen verständliche Antwort gab. Aber ein weibliches Herz ist unter gewissen Verhältnissen zum Verzeihen geneigt, namentlich in der Oper, wo die Musik das Ihrige dazu beiträgt, um einen leichten Groll in süße Wehmuth umzuschmelzen, und Wehmuth — schöne Leserin, ist etwas außerordentlich Gefährliches. Wenn wir noch sagen, daß an diesem Abende Romeo und Julie war:

„Nein, nein, du liebst mich nicht, wie ich dich liebe!"

so werden wir es verzeihlich finden, daß sich Fräulein Stadelbach von dem jungen Oekonomen, natürlich unter Rickele's Schutz, nach Hause begleiten ließ.

Das Alles hatte der junge Herr Knapperer mit angesehen, und da er aus den Reden der Schwester gemerkt hatte, warum es sich eigentlich handle, so war er verletzt, indignirt, und konnte es in gerechter Entrüstung nicht unterlassen, beim Nachtessen vor Schwester und Mutter die beispiellose That Clara's zu erzählen. Wie das Emilie aufnahm, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen. Daß sie heftig ihren Teller mit Kartoffelsalat und Wurst von sich stieß, versteht sich von selbst. Daß sie fast in Thränen ausbrach, begreifen wir, und daß sie die, sonst so sanfte, Mutter zu einer gelinden Entrüstung aufstachelte, wird man verzeihlich finden. Die Sekretärin sagte: „Ich muß gestehen, das gefällt mir durchaus nicht," worauf Emilie hinzusetzte: „O Mutter, ich kann Dich ver-

sichern, es ist bei der Clara Stadelbach nicht Alles, wie es sein sollte." — — — Dann kam die Alles auflösende Wehmuth, und als Herr Knapperer zu Bette gegangen war, schüttete Emilie in's mütterliche Herz das Bild des jungen Oekonomen, und ließ zu gleicher Zeit die Freundin Clara in ihren Abwendigmachungsversuchen als ein wahres Ungeheuer erscheinen.

Das Verhängniß aber nahm seinen Lauf, und es traf sich, daß, als an einem der nächsten Abende der alte grießgrämige Buchhändler im Theater war, und der junge Oekonom ebenfalls, der letztere dachte: es sei vielleicht nicht so übel, von dem Nachbar etwas über die Verhältnisse der beiden jungen Damen zu erfahren. Der alte Buchhändler aber war ein abgeschlagener Geselle und mit der Registratorin, von der er Geld zu billigen Zinsen hatte, auf's Uneigennützigste befreundet. Es dauerte eine Zeit lang, ehe er dem jungen Nachbar überhaupt eine Antwort gab, und als sich dieser nach den beiden Damen erkundigte, bekam er von dem alten Bösewicht die Antwort; er bekümmere sich wenig um seine weibliche Nachbarschaft, kenne auch nur eine davon näher, das sei aber eine respektable junge Dame, die Tochter einer würdigen Freundin, der verwittweten Registratorin Müller.

„Ist sie blond?" fragte schüchtern der Oekonom.

„Ja, ich glaube, daß sie blond ist," entgegnete der Buchhändler. „Eine sehr achtbare Familie, die einzige Tochter, und reich, außerordentlich reich."

„So, sehr reich?"

„Man schätzt die Tochter über hunderttausend Gulden disponibles Vermögen."

„O Welt, o schlechte Welt!" Der junge Oekonom dachte nicht mehr an seine schwarze Nachbarin, die so etwas Marienhaftes

hatte, sondern nur noch an die Blonde, die er hatte begleiten dürfen, und die ja, wie er glaubte, hunderttausend Gulden besaß.

Am andern Abend saß er neben der Registratorin, welche, von dem Buchhändler benachrichtigt, eine in der That herablassende Freundlichkeit entwickelte. Du lieber Gott! man muß gegen Fremde artig sein. Der junge Mann war fremd, aus guter Familie, das sah man an seinen Manieren, er war gekommen, um in der Nachbarschaft ein Gut zu besichtigen und zu kaufen; man mußte ihm behülflich sein, und aus diesen menschenfreundlichen Rücksichten, hatte er schon im vierten Akte erfahren, daß sich die Registratorin außerordentlich freuen würde, wenn er sie in der nächsten Woche — die gegenwärtige war der Zimmerreinigung und einer großen Wäsche gewidmet — mit seinem Besuche beehren wolle.

Bei der nächsten Vorstellung im königl. Hoftheater hatte dieses eine außerordentliche Einnahme. Frau Sekretär Knapperer, die sich den jungen Oekonomen in der Nähe ansehen wollte, saß auf dem Abonnements-Sperrsitz, hatte aber für ihre Tochter einen zweiten Platz in der hintern Reihe gekauft. Unterdessen war aber auch die Canzleiräthin von ihrer Tochter, so viel als es dieser nothwendig erschien, über das Dasein des jungen Oekonomen unterrichtet worden, hatte gleichfalls beschlossen, ihm einen prüfenden Blick zu schenken, und hatte es sich zu diesem Zwecke zwei Sperrsitze kosten lassen, einen für sich, einen für die Tochter.

Das Schauspiel begann und die Comödie in der Comödie ebenfalls. Der junge Oekonom blieb nach seiner Gewohnheit, als er keine der jungen Damen auf dem Nebenplatze bemerkte, schmachtend an die Thüre gelehnt stehen, strich zuweilen mit den weißen Handschuhen über sein blondes Haar und lorgnettirte im Theater umher. — Da mit einem Male erblickte er seine schwarze Nach-

darin von neulich. Gewissenlos wie in gleichen Verhältnissen leider so viele junge Leute sind, dachte er: „Was schadet's, wenn du durch ein paar Zeichen verräthst, daß du sie erkennst, daß du dich freuest, sie zu erkennen!" — Er that darnach, und blickte scharf nach ihr hin, dann lehnte er den Kopf an die Säule zurück und lächelte süß, als er bemerkte, daß auch sie nach ihm sah. Wenn er zuweilen seine Augen nach der Bühne wandte, so that er das doch nur, um gleich darauf wieder um so auffallender in den Zuschauerraum zu blicken; dabei neigte er sein Haupt bald rechts, bald links, machte die süßesten Augen von der Welt, fuhr hin und wieder mit seinen Fingern durch den Schnurrbart, kurz trieb alle die bekannten Geschichten so fad und nichtssagend, und doch wieder so wichtig und viel bedeutend.

So kam der Zwischenakt, und während diesem trat er, der bisher von einer Säule vor dem größten Theil der Zuschauer versteckt gestanden hatte, etwas weiter vor, um auch den übrigen Raum zu mustern. Himmel! wie ward ihm, als er auf der andern Seite der Sperrsitze die reizende Blondine erblickte, — sie, die, wie der grießgrämige Buchhändler versichert, hunderttausend Thaler besitzen sollte, sie, der er morgen einen Besuch zugedacht. — Was war zu thun? Hoffentlich hatte die schützende Säule die kleinen Zeichen verdeckt, die er vorhin nach der rechten Seite der Sperrsitze gespendet. Ja, es mußte so sein, die blonde, junge Dame lächelte freudig überrascht, als er jetzt sein Glas auf sie richtete, und er — wir müssen es leider gestehen — wiederholte hier das gleiche Spiel wie früher. — O, es war entsetzlich!

Emilie Knapperer, die bis jetzt in einem höchst angenehmen Gefühle auf ihrem Platze gesessen, bemerkte mit einiger Beklemmung die plötzlich veränderte Richtung des weißen Theaterlorg-

netts, sowie die wohlwollenden Pantomimen, die jeden Blick begleiteten. Wer konnte da sein? Vielleicht eine ältere Bekannte, die er plötzlich wieder fand. — Sie beugte sich vorn über — o Gott! wie ward ihr, — es war Clara, die dort saß, ihre Freundin Clara, die Blick um Blick, Zeichen um Zeichen erwiederte. — Entsetzlich! Zu welcher Falschheit ist eine menschliche Brust nicht fähig!

Das Stück nahm seinen Verlauf, glücklicherweise war es ein thränenreiches, eins von jenen Stücken, wo ein armes Mädchenherz so recht systematisch zerbrochen wird und wo die Unglückliche, die es im fühlenden Busen trägt, am Schlusse mit schwimmenden Augen die himmlische Gerechtigkeit herabruft, während der Treulose im schwarzen Frack und weißer Halsbinde mit der glücklichen Nebenbuhlerin zur Kirche geht. Clara lächelte unter Thränen, Emilie weinte in Wirklichkeit. Man ging nach Hause, und der junge Oekonom, der der blonden jungen Dame gefolgt war, sah zu seinem Schrecken, daß auf der Treppe die beiden jungen Mädchen zusammentrafen, sich erkannten und mit einander fortgingen. — Er hielt es nicht für gerathen, sich zu zeigen.

So traten denn beide Familien paarweise den Heimweg an; zuerst die beiden Mütter, dann die beiden Töchter, dann die beiden Söhne, die zum Abholen gekommen waren. Anfänglich schritt man in tiefem Schweigen dahin, doch brachte es Emilie Knapperer nicht lange über das Herz, stille zu schweigen. Sie war erschüttert, im Innersten gekränkt, sie kam sich selbst wie jenes unglückliche Wesen aus dem Schauspiele vor, sie sah schon Clara Stadelbach mit dem jungen Oekonomen im schwarzen Frack und weißer Halsbinde zur Kirche gehen. Nehmen wir es übel, daß der Ausbruch ihres Schmerzes ein gewaltiger war? — Laut

und lauter flogen die Worte hin und her; man ging von Mangel an Freundschaft zur Treulosigkeit über; man sprach von auffallendem Benehmen; ja das schrecklichste Wort „Zudringlichkeit" wurde gehört. Leider fand der Wortwechsel der jungen Damen vorn und hinten einen Widerhall; die Kanzleiräthin sowie die Sekretärin mischten sich hinein, ebenfalls die beiden Herrn Söhne. Da sprach die Kanzleiräthin die unbedachten Worte: „Wenn sie auch nicht als Mutter entscheiden wollte, so wäre es doch am Ende nicht auffallend, daß Jemand ihrer Tochter einen kleinen Vorzug geben könne." Worauf die Sekretärin gereizt erwiederte: „Einen Vorzug, so mit den Haaren herbeigezogen, wolle sie dem Fräulein Stadelbach gerne gönnen, und es sei nicht schwer, ein Verhältniß anzuknüpfen, wenn man sich von einem unbekannten, jungen Manne nach einer flüchtigen Bekanntschaft nach Hause geleiten lasse."

Das war zu viel für den Stolz der Kanzleiräthin. Sie trennte sich auf offener Straße von ihrer Freundin, ihre Tochter und ihren Sohn mit sich fortnehmend. Letzterer aber, ehe er ging, kündigte Herrn Knapperer die Freundschaft auf, spendete ihm zu gleicher Zeit einen „albernen Menschen," wofür er einen „dummen Jungen" in Empfang nahm.

Die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses, der junge Oekonom, machte am andern Tage mit einigermaßen zagendem Herzen seinen Besuch bei der verwittweten Registraterin. — „Schrecklich wäre es ja," dachte er, „wenn die Blonde und die Schwarze ihre Erlebnisse ausgetauscht hätten." Noch vor dem Hause wollte er umkehren, doch war er schon vom Fenster aus bemerkt worden und mußte eintreten. Die Mutter empfing ihn und stellte ihn

ihrer Tochter vor. — O das war eine harte Enttäuschung. — Aber — hunderttausend Gulden!

Gehen wir über diesen Besuch leicht hinweg und verfügen uns dafür auf wenige Augenblicke in das Theater, wo am selben Abend der grießgrämige Buchhändler neben dem jungen Oekonomen saß. Letzterer erzählte von seinem Besuche bei der Registratorin, der ihn sehr befriedigt, und sagte dann so nebenbei: „Apropos, wer sind denn eigentlich die beiden andern Damen, die zuweilen abwechselnd auf Ihrem Platze sitzen?"

„Ach die!" sagte der alte schlechte Buchhändler, wobei er innerlich lachte, „o das ist nicht viel, ein paar junge unbedeutende Dinger."

In Nro. 15 und 16 der Brandgasse hatte sich unterdessen viel und traurig verändert. Da sah man fortan weder Sauerkraut noch fette Gänseviertel hin- und hertragen. Wenn die Kanzleiräthin am Fenster erschien, so geschah das mit ungemein erhobener Nase, und wenn die Sekretärin sich von dem ihrigen zurückzog, so that sie es achselzuckend. Daß das Sperrsitz-Abonnement gekündigt wurde, versteht sich ganz von selbst, ebenso, daß dem Herrn Stadelbach und dem Herrn Knapperer der arme goldene Bär auf's Strengste verboten wurde.

So erging es in dieser wahrhaften Geschichte. Um aber nicht mit einem Mißton zu schließen, wollen wir den geneigten Leser in die Zukunft blicken lassen und ein paar Jahre überspringen, nach welchem Zeitraum sich erst die Kanzleiräthin und die Sekretärin ihre Hände zu erneuertem Freundschaftsbunde reichten. Der Oekonom hatte die Registratorstochter geheirathet, war aber auch zu gleicher Zeit von der Nemesis erreicht worden, denn Mutter und Tochter knufften ihn zum Erbarmen. Clara

Stadelbach hatte sich mit einem Lieutenant verlobt und Emilie Knapperer war die Braut eines schon etwas älteren Kaufmanns. Letzteres wirkte auch auf die Gemüther der beiden jungen Handlungsbeflissenen ein, sie nahmen den „dummen Jungen" und „albernen Menschen" feierlichst zurück und gelobten sich, wenn sie je Familienväter werden, und mit Frau und Töchtern gesegnet, unter keinen Bedingungen einzuwilligen in

Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht.

Bei 30 Grad Hitze.

Das Dampfboot lief seinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See. Welcher See das war, ist uns vorderhand unmöglich anzugeben, denn wir sind diskret bis zum Exceß, und wenn auch auf dem Schiff, welches ruhig durch den See dampfte, nichts besonders Compromittirendes geschah, so könnte doch vielleicht ein junger Mann mit eingeklemmtem Augenglas oder eine sanfte Schöne mit großem rundem Strohhut und nothwendiger Takellage naserümpfend See, Schiff, Augenglas und Strohhut auf sich beziehen und kopfschüttelnd und achselzuckend sich darüber beschweren, daß selbst die unbedeutendsten und harmlosesten Menschen nicht mehr sicher davor seien, von einem vorwitzigen Schreiber auf irgend einem beliebigen Stück weißen Papiers tintographirt zu werden.

Nichts destoweniger aber zog der Dampfer durch den tiefblauen See, die Räder, die nicht immer im Einklange herumhaspelten, schienen sich an Geschwindigkeit überbieten zu wollen, und ließen einen artigen Schaum hinter sich zurück. Doch waren sie wie bemerkt zu eifrig in ihrem Dienste, so daß zuweilen das ganze Schiffsgebäude leicht zitterte und dröhnte, und dann war

es, als stieße der schwarze Schornstein verdrießlich hustend eine schwarze Rauchwolke aus, die wie ein drohender Finger über das Wasser dahinzeigte und zu sagen schien: wartet ihr da unten! Soll mich der Teufel holen, wenn es nothwendig ist, so zu galoppiren. Scheinen doch die Ufer vor uns immer deutlicher und deutlicher, sieht man doch fast schon den Eingang zum Hafen.

Wie gesagt, das Schiff lief außerordentlich ruhig; der See war, um uns eines trivialen, aber diesmal ganz richtigen Ausdrucks zu bedienen, glatt wie ein Spiegel, und das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, war, daß er unter dem glänzenden Sonnenlichte zuweilen vor innerem Behagen tief aufzuathmen schien; und das gab denn freilich eine eigenthümliche Art von langen und breiten kaum sichtbaren Wellen, die vom Ufer herüberzukommen schien, und wenn sie den Dampfer berührte, leicht die Spitze desselben aufhob, sie ebenso sanft wieder niedergleiten ließ, vorbei rauschend die Flanken des Schiffs leicht pätschelte und dann unter dem Kiel hinweg kaum merklich plätschernd seinen Lauf verfolgte.

Auf dem Dampfer waren eine Menge Passagiere, unter ihnen aber wenig Reisende, die dies Geschäft ernstlich betreiben, und die im Schweiß ihres Angesichts stauberfüllt und ausgedörrt ihre Koffer mit ängstlicher Miene umgackern, wie das Huhn eine Anzahl Enten, die es unglücklicher Weise ausgebrütet — eigentlich unglückselige Leute, die reisen, weil ihr guter Freund auch reist, und es überhaupt so Mode ist, — Leute, für welche der große Schulmeister Bacherl seinen Wahlspruch erfunden zu haben scheint: „Was sie haben, das wollen's nicht; und was sie wollen, das haben's nicht," was an dieser Stelle ins Genießbare übersetzt, so viel heißen kann, als die ein kühles bequemes Zimmer mit

gutem freundlichem Bett zu Hause verlassen, um dafür unter ein theures, gasthofliches Dach gewiesen zu werden, in ein enges Bett, das noch warm ist vom gestrigen Gaste, und bei einer Hitze, wo selbst die Flöhe im Stande sind, wahnsinnig zu werden.

Doch genug davon! Wie schon bemerkt, gab es auf dem Dampfer nur wenige dieser Handwerksreisenden (ich bitte den geneigten Leser, mich nicht miß zu verstehen); die meisten waren strebsame Ausflügler, von denen die vom diesseitigen Ufer des See's Kaffee und Aussicht drüben viel schöner fanden, während die jenseitigen das Gleiche vom andern Ufer sagten.

Auf dem offenen Schiffe herrschte einiges Amusement, aber auch sehr viel Langeweile. Da gab es neben energischen jungen Leuten, die schon ein paar Flaschen hinter sich hatten und ihr Morgenlied demgemäß mit gewisser Begeisterung sangen, stille verschlafene Physiognomieen, Leute, die mehrere Stunden weit vom See wohnten und deßhalb schon um 4 Uhr aufstehen mußten, um die Abfahrt nicht zu versäumen, arme Schlachtopfer, welche sich die erstaunlichste Mühe gaben, die Fahrt auf dem Dampfer nach allen Richtungen wunderbar schön zu finden, die aber nach jedem freudigen Ausruf, dem sie beipflichten mußten, da er von ihm kam, der die Partie arrangirt, wieder zusammensanken, leicht gähnten, melancholisch ihre Köpfe hängen ließen und ein Gesicht machten, als dächten sie wie jener unglückliche Wilde, den man von seiner stillen Insel weg ein Stück civilisirten Lebens sehen ließ. — Ach Massa! Menschenfleisch in der Heimath ist auch schön!

Neben mannigfaltiger Langweile herrschte auch sonst noch allerlei auf dem Schiffe, als da war der Steuermann, der das Ganze lenkte, der wie eine Gottheit hoch über Allem thronte, mit dem man nicht sprechen durfte und zu dem man in seines

Nichts durchbohrendem Gefühle nur schüchtern aufzublicken wagte. Da herrschten der Kapitän und Conducteur, diese beiden wichtigen Eigenschaften in Einer Person vereinigt, ein einseitiges Wesen und doch so verschieden gestaltig, nachdem es die eine oder andere Funktion durchschimmern ließ. Als Kapitän, wenn er dem unglücklichen Schiffsjungen einen gelinden Puff gab oder einen starken Schnaps trank, hatte er etwas grades, biderb seemänisch Wohlwollendes; das Wohlwollende schlug so vor, daß wir überzeugt sind, der Schiffsjunge fühlte sich ganz glücklich von ihm gepufft worden zu sein, und der Schnaps machte sich eine Ehre daraus, ihm mit Aufopferung seines Daseins dienen zu können. Als Conducteur aber zog er den Bauch ein und machte einen einigermaßen krummen Rücken; auch legte sich alsdann sein Gesicht in pfiffige Falten, und wenn er einen Passagier auf seine eigenthümliche Art anblinzelte, so fuhr dieser unwillkürlich nach der Brieftasche, um sich durch Vorzeigung seines Billets als ein bezahlt Habender zu legitimiren.

Neben diesen bedeutenden Männern herrschte ferner ein ziemlich schmieriger Kellner auf dem Verdeck, eine an sich sehr unbedeutende Persönlichkeit, die sich aber ein Ansehen zu geben wußte, in fuchsigen Schuhen, weiß gebornen Strümpfen, welche sich jedoch zu einer Art Isabellfarbe ausgebildet hatten, in kurzer Nankinhose, voller Flecken und Streifen, und einem blauen Fracke, an dem das einzige Bemerkenswerthe war, daß hinten einer der kupfernen Knöpfe fehlte, was übrigens den jungen Kellner interessant zu machen schien, denn gerade des fehlenden Knopfes halber blickte ihm wohl mancher sinnend nach, indem er dachte, wo mag wohl der Knopf geblieben sein? Der große Kant ist mir ein Beweis, daß sich selbst die bedeutendsten Männer mit dergleichen

Kleinigkeiten abzugeben pflegen. Von dem Gesichte des herrschenden Kellners wollen wir nicht reden; es konnte das unmöglich ein Originalgesicht sein, wahrscheinlich die fehlerhafte nachgedunkelte und eingetrocknete schlechte Copie irgend eines andern nicht üblen Menschenkopfes. Der herrschende Kellner summte auf dem Verdecke umher wie eine Fliege und war bald hier bald da zu sehen, um mit derselben Aufdringlichkeit, welche auch jene Thierart auszeichnet, nach den gar nicht existirenden Wünschen sich zu erkundigen. Dabei pflegte er einer eigenthümlichen Liebhaberei, welche darin bestand, seinen Zeigefinger ins Nasenloch zu bohren, und es war ein Glück, daß er bei dieser Beschäftigung seine Serviette über den rechten Arm hängen hatte.

Was aber sonst noch auf dem Schiffe herrschte, und was stärker und gewaltiger war als alle die eben angeführten Größen, das waren 24 Grad Hitze im Schatten, und da es auf dem Schiffe keine Handbreit Schatten gab, 30 Grad in der Sonne, worunter alles gemeinschaftlich stöhnte und seufzte, die Passagiere Steuermann, Kapitän, Kellner, nicht zu gedenken der Heizer unten an der Maschine, ja selbst Masten und Taue, die Planken des Verdecks, welche so schwitzten, daß sie klebrig wurden, selbst der Wimpel hoch oben, der schlaff herunter hing, als wollte er sagen: nun hört alles auf.

30 Grad in der Sonne, das ist keine Kleinigkeit, selbst nicht wenn man in einem bequemen Wagen über die Landstraße fährt, wo doch hie und da ein Baum oder ein Gesträuch momentan seinen Schatten über unser Gesicht wirft; auf dem Wasser aber, wo das glänzende Sonnenlicht von der glatten Fläche wie von einem Spiegel zurückgeworfen wird, und nicht nur erhitzt, sondern auch blendet, da sind 30 Grad mehr als zum gewöhnlichen

Vergnügen gehört, und drücken so schwer auf den armen Passagier, daß selbst nicht einmal der im Raum warm gewordene Wein oder das schaale Bier eine Linderung zu bewirken vermögen.

Wie die unerbittliche Hitze auf dem Schiffe herrscht, sieht man aber auch an den schläfrigen Schritten, vermittelst welcher sich der Schiffsjunge an den Cabinen und dem Radkasten vorbei treibt, sowie an dem flammenden Gesicht des Kapitäns, als solcher, und an seinem wedelnden Sacktuch, wenn er den Conducteur vorstellend irgend einem Wißbegierigen zum Gott weiß wie vielsten Mal sagen muß, wann das Schiff an seinem nächsten Bestimmungsort ankommen werde.

Da auch eine Küche mit Küchenfeuer auf dem kleinen Dampfer ist, so setzen wir ebenfalls einen Koch voraus, der wirklich dort steht und die Thüre seines Departementkastens völlig ausfüllt. Es ist das eine stark schwitzende Persönlichkeit, in die Farbe der Unschuld gekleidet, aber einer Unschuld, die nicht mehr ganz sicher ist, und die durch Rothwerden hie und da, sowie durch den Anfang eines nicht mehr ganz fleckenlosen Wandels eine entschiedene Neigung zeigt, ihren so schönen und ledigen Stand zu verlassen. Das Gesicht dieses Koches hat Aehnlichkeit mit einem Karpfen, namentlich jetzt, wo er die Augenlider halb zufallen läßt und mit gespitztem Munde die Hitze von sich bläst. Der schmierige Kellner steht neben ihm, und indem dieser tief und gründlich seiner Lieblingsbeschäftigung nachhängt, blicken beide verachtungsvoll auf die Passagiere, die gar keinen Drang zu Cotelettes und Beafsteaks haben und den Restaurateur kaum durch eine Kleinigkeit rohen Schinken oder Butterbrod mit Sardellen in Nahrung setzen.

Den armen Passagieren ist es übrigens nicht zu verdenken,

daß sie heute Morgen nicht Verlangen haben nach den Fleischtöpfen dieser Küche, denn auch dort herrschen 30 Grad Sommerhitze, zuzüglich 10 Grad Herdfeuerwärme, und in Folge davon haben alle Düfte, die den Casserolen und Pfannen entsteigen, etwas so Scharfes und Brandiges angenommen, daß man bei geschlossenen Augen nicht weiß, geht man bei der Speiseanstalt vorbei, oder befindet man sich in der Nähe der Maschine, wo das ranzig gewordene Oel zwischen den Achsen und Lagern im Geruch eine verwandte Aehnlichkeit hat mit den gebratenen Kartoffeln, die eben für die Vorkajüte servirt werden.

Die Passagiere sitzen und ruhen in vielerlei malerischen und unmalerischen Stellungen auf den Bänken und Stühlen des Verdecks. Lieder und Gespräche sind fast verraucht mit dem Geiste des Weins, den 30 Grad Hitze ungeheuer schnell consumiren. Man ändert nur Sitz und Haltung, um es gleich darauf wieder ebenso zu machen; man wechselt vom rechten Arm auf den linken, bläst nach dieser und jener Seite, und indem man unablässig bemüht ist, sich mit Schnupftuch und Strohhut Kühlung zuzufächeln, vermehrt sich nur Hitze und Unbehaglichkeit. Darauf beziehen sich auch alle Gesprächsthemas: Entsetzlich heiß! Unausstehlich! seufzen schwache Gemüther, und während stärkere sich erinnern, daß es ein Ding gibt, was Schatten heißt und daß später ein frischer Trunk zwischen grünen Bäumen mit bewegten Blättern eine immense Erholung sein wird, singt ein junger verwegener Ethusiast:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,

dabei offenbar mehr an kaltes Bier als an das Liebchen denkend,

Das dort gewohnet hat.

Obgleich selbst der gefühllose Dampfer unter der allgemeinen Hitze mitzuleiden scheint, — denn die Maschine stöhnt und kracht bedenklich, und wenn zuweilen Dampf ausfährt, so prustet er wie jemand, dem es übermäßig warm ist, — obgleich sich am Himmel kein Wölkchen zeigt, obgleich die Luft von Sekunde zu Sekunde drückender und schwerer wird, so sind doch zwei Wesen auf dem Schiffe, die es nicht zu fühlen scheinen, daß das Quecksilber im Thermometer unaufhaltsam, aber beharrlich aufwärts klettert. — Das ist Er und Sie. Daß Er und Sie sich auf dem Schiffe befinden müssen, versteht sich von selbst; ebenso wie das Leben nichts ist ohne Liebesglanz, so hat auch selbst die unbedeutendste Novelle keinen Sinn ohne Er und Sie. Er ist ein junger Mann, sagen wir näher den Zwanzigen als den Dreißigen; das dünn gewordene Haar scheint jedoch sein Alter umgekehrt angeben zu wollen. Er trägt helle Beinkleider, einen modischen sehr weiten und bequemen Rock, eine hyazinthfarbene Halsbinde und einen Strohhut, dessen Rand sich unnatürlich aufbäumt. Trotz der Hitze raucht er Cigarren, und wegen der Hitze wurde es ihm außerordentlich mühsam, sein Augenglas fest eingeklemmt zu erhalten, denn wenn er auch nicht wie andere Menschenkinder die 30 Grad Hitze fühlte, so zeigten sie sich doch auf seinen dicken Backen, die sanft angefeuchtet erschienen, und deren Muskeln oft die furchtbarsten Anstrengungen machten, um das glitschende Glas festzuhalten. Und doch hatte er dieses Glas nie so nothwendig gebraucht wie am heutigen Morgen! Galt es doch sie anzuschauen, die auf der andern Seite des Schiffs saß, um bei seiner Kurzsichtigkeit entdecken zu können, ob sie noch nach ihm herübersah, oder vielleicht nach jenem verruchten Lieutenant, der zugehackt und zugeknöpft wie ein schlechtes Gewissen, beständig

hinter seinem Rücken manövrirte, um alle vorüberstreifenden Blicke gierig in Empfang zu nehmen.

Sie war eine schwärzliche Schöne in gräulichen Jaconett gehüllt; sie hatte recht pikante Augen, ein nicht unangenehmes Näschen, und selbst der Mund hätte nicht unschön genannt werden können, wenn er nicht etwas gar groß gewesen, und nicht zu sehr der Zierde eines schönen weiblichen Mundes: weißer glänzender Zähne, ermangelt hätte. Dafür aber war sie tadellos gewachsen, tadellos hauptsächlich für Jemand, der wie er, starke umfangreiche Formen liebte; ihre Taille war, obgleich nicht sehr lang, doch dafür auch verhältnißmäßig breit, sie erweiterte sich nach oben, wie es sich für ein deutsches Mädchen geziemt, und wenn sie tief aufathmete, was häufig vorkam, so that sie das gefühlvoll, wie ein Wesen, von dem der Dichter sagt:

„Ihr schlägt ein starkes Herz im weichen Busen."

Dabei trug sie einen großen runden Strohhut von bräunlicher Farbe, und mit einer eben solchen Feder geziert. Vorn am Rande dieses Strohhutes hatte sie das unentbehrliche Schnürchen befestigt, welches dazu dient, diesen übermäßig breiten Rand in geeigneter Stellung zu erhalten, geeignet, je nachdem die Gegenstände waren, denen sie kühn entgegen trat. Bot sie einem Windstoße Trotz, so wurde der Rand des Hutes tief herabgezogen; ging ein Gleichgültiger vorüber, so verblieb alles in statu quo; sah sie Ihn, den sie zu hassen vor Kurzem gelernt hatte, von der rechten Seite ankommen, so bildete der zweckmäßige Hutrand dorthin eine Art von Scheuleder, kam Er dagegen, den sie seit gestern Abend oder heute Morgen liebte, so bildete der gehorsame Rand eine Art von vertraulicher Laube um ihr Köpfchen, unter der ihre Augen bald schalkhaft, bald verschämt hervorblickten, oder er wallte

in überströmendem Gefühl hoch empor, pantomimisch ausdrückend:

„Die Flagge der Liebe soll wehen!“

Er war ohne Begleitung auf dem Schiffe, sie aber nicht. Sie wurde geschirmt von einem Vater und einer Mutter und hatte ein Schwesterchen an ihrer Seite, ebenfalls in rundem braunem Strohute, die auch schon mit demselben kokettirte, obgleich sie erst ein unbedeutender Backfisch war. Der Vater war ein reicher Lederhändler aus Norddeutschland, die Mutter also eine Lederhändlerin, ebenfalls im Geschäfte thätig, und die ältere Tochter hatte auch schon begonnen, sich mit den Anfangsgründen dieses schwierigen Geschäfts vertraut zu machen.

Wenn man auf ein Mädchen redliche Absichten hat, so ist die Idee, einen Mann zum Schwiegervater zu bekommen, der Lederhändler ist und im Sommer mit der ganzen Familie Reisen macht, nicht so gar abstoßend. Er hatte aber in der That solide Absichten, wenn der Gegenstand seiner Neigung in der That so solid war, um ihm verschaffen zu können, wornach er sich schon lange vergeblich gesehnt: eine sorgenlose Existenz nämlich, die er bis jetzt noch nicht im Stande gewesen war, sich mit seiner Feder — er war Dichter und Schriftsteller — zu erwerben. Vor ein paar Tagen hatte er sie auf dem Rigi zum ersten Male gesehen; der Vater schrieb sich grade in dem Fremdenbuch als Lederhändler ein und verlangte zwei recht gute Zimmer. Nun spricht aber auf dem Rigi zwei recht gute Zimmer zu verlangen für eine wohlgefüllte Reisekasse, und da sie zu gleicher Zeit unter dem runden Strohhute bedeutsam nach ihm blickte, so erging es ihm, wie dem Jäger im Nachtlager von Granada:

„Ihr Blick ihm zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich.“

Darauf hatten sie den Sonnenuntergang und den Sonnenaufgang gemeinschaftlich genossen, d. h. insoweit gemeinschaftlich, als er in ihrer Nähe stand; auch hatte sie ihm einige Theilnahme bewiesen, denn als er ein auf den Sonnenaufgang bezügliches Gedicht eigner Fabrik schwärmerisch deklamirte, hatte sie ihm mild lächelnd, sogar kopfnickend zugelauscht und dann den Rand des Strohhuts tief herabbewegt, als wollte sie in sich selbst zurückgezogen die Verse nochmals vor ihrem innern Auge vorbeigleiten lassen. Und darauf hin hatte er es gewagt, ihr einen Strauß Bergblumen anzubieten, was der Lederhändler grade nicht gehindert hatte; doch war sein Gesicht ziemlich brummig, und wenn den jungen Mann seine guten Ohren nicht täuschten, so hatte der Vater, während er mit der Familie davon ging, gesagt: „Juste, laß dir nicht mit fremden Menschen in.“ Das hatte ihn aber grade nicht abgeschreckt, denn alle Väter, die Geld haben, benehmen sich in gleichen Verhältnissen nicht anders. Hatte sie doch umgeblickt, ehe sie in's Hotel getreten, und das begeisterte ihn so, daß er gleich auf der Stelle seine Verse klein und zierlich abschrieb und sie ihr beim Herabsteigen nach den Ufern des Zuger See's durch das Schwesterchen, den kleinen Backfisch, überreichen ließ, welches sich dieser Kommission mit einer für sein Alter seltenen Geschicklichkeit entledigte.

Obgleich die Beiden über den Zuger See in einem gemeinschaftlichen Boote gefahren waren, so hatte sich doch so gut wie gar keine Gelegenheit gefunden, gegenseitig ihre Gedanken oder Gefühle auszutauschen. Der Lederhändler wußte es im Moment, wo Er sich nähern wollte, immer so einzurichten, daß sich die väterliche Autorität wie ein sprengender Keil zwischen die beiden — Liebende können wir eigentlich nicht sagen — trieb. Die Mutter

— Lederhändlerin wäre schon empfänglicher gewesen für das Geschmachte des jungen Mannes, und als sie ihr Umschlagtuch in glücklicher Selbstvergessenheit im Wasser nachschleifen ließ, wo er es, freilich ohne Lebensgefahr, herausholte, da sagte sie freundlich dankend und fast lächelnd: „'s ist doch ein gar zu schönes Wasser, der Zuger See!" Was nützt es aber einem Liebenden, wenn auch die Mutter seines Gegenstandes sanft wie Safian ist, der Vater dagegen wie zähes Sohlenleder. — Da lag Zug in seiner unbeschreiblichen Schönheit. Was nützte ihm alles das! An der Table d'Hote hatte er gehofft, neben ihr sitzen zu dürfen, da schob sich der Vater wieder zwischen ihn und sein Glück. In Zürich hatte er sogar jede Spur verloren und lange suchen müssen, bis er den Gasthof gefunden, wo die Familie des Lederhändlers logirte. Glücklicher Weise hatte er gegenüber ein Stübchen erlangt, und es war ihm vergönnt, mit ihr hier und da einige Blicke zu wechseln. Ob wir das Wort „wechseln" eigentlich gebrauchen dürfen, wissen wir nicht ganz genau; wenigstens war es kein Wechseln mit gleichen Münzsorten, denn für hundert sehr bezeichnende Blicke seinerseits sandte sie kaum einen einzigen schüchternen herüber. Aber dieser eine war Gold und schon der Mühe werth, daß er ihn mit der kleinen Scheidemünze seiner Liebesseufzer nicht nur bezahlte, sondern auch ein verschwenderisches Agio drein gab. Die Verse hatte sie erhalten, das wußte er genau. Und sie hatte sie gelesen. Ja, wenn sich sein Auge nicht täuschte, so las sie sie oft von neuem, drüben am Fenster stehend, freudevoll, leid- und gedankenvoll.

Endlich verließ die Familie Zürich, und auf dem See, dessen Namen wir nicht genannt, traf er und sie ganz zufällig wieder zusammen. Der Lederhändler aber war brummiger als bisher; er trieb seine Abneigung vor dem jungen Manne mit dem einge-

klemmten Augenglase so weit, daß er hartnäckig die Schiffsseite wechselte, wenn dieser sich nähern wollte. Er schien äußerst verdrießlich — der Vater seiner Tochter; hatte er doch Händel gehabt mit dem Kapitän-Conducteur, hatte sogar den schmierigen Kellner abgeputzt, ohne ihn reinlicher zu machen, und prustete vor Hitze stärker als irgend ein anderer. Er war korpulent, weshalb die 30 Grade schwer auf ihm lagen.

So lief das Dampfboot seinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See; die Sonne war, ihrem natürlichen Laufe gemäß, höher und höher gestiegen, die Hitze hatte sich vermehrt, und wenn auch nur der Abwechslung wegen, war es doch ein Glück, daß die Ufer des Sees deutlicher und immer deutlicher wurden. Die Häuser da drüben wurden erkennbar, an ihnen jedes einzelne Fenster mit seinen Scheiben; man sah die Gesträuche sich in der klaren Flut widerspiegeln, man bemerkte schon eine ganze Schaar Leidensgefährten, die auf das Boot warteten, um die Plätze der dort Landenden sogleich zu besetzen. Der schmierige Kellner, der neben dem Koche stand, machte ein Gesicht, als wollte er sagen: dort kommt bessere Kundschaft! Nachtsäcke und Koffer wurden zusammengesucht, und als das Schiff nun an der Brücke anlegte, verschwanden sämmtliche Passagiere in kurzer Zeit, und alle, die ein paar Stunden auf dem kleinen Dampfer so eng bei einander gesessen waren, stoben ohne Abschied, ohne ein freundliches Wort nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Der Lederhändler mit Familie ließ sich zum Bahnhof führen; er schien noch am heutigen Tage weiter fahren zu wollen. Der junge Mann folgte, und da er in der einen Hand den Nachtsack, in der andern seinen Stock trug, so machte er wahrhaft krampfhafte Anstrengungen, um sein Augenglas festzuhalten,

was ihm jetzt nothwendiger war als je; denn glitschte es von seiner glänzenden Wange herab, so war er nicht im Stande zu sehen, ob sie vielleicht rückwärts nach ihm schaue, oder ob nicht der Blick unter dem breitrandigen Strohhut hinweg dem unternehmenden Lieutenant gelte, der so frech gewesen war, dem Vater — Lederhändler Feuer für die Cigarre zu offeriren und der so ein Gespräch angebahnt hatte.

Ja, jetzt schritt er sogar neben der Familie, säbelklirrend, mit dem kurzen Waffenrocke wedelnd, daß es ein Skandal war; während er, der hinten ging, niedergedrückt von 30 und einigen Graden Hitze, sowie von der innern Aufregung und seinem zu schleppenden Nachtsack, keuchend folgte. Er hatte in diesem Augenblicke staatswirthschaftliche Bedenken der finstersten Art; er fand es unverantwortlich, daß das durch Steuern mühsam zusammengebrachte Geld an einen Stand verschwendet werde, dessen Hauptbeschäftigung darin bestehe, im seligen Nichtsthun auf Dampfbooten und Eisenbahnen zu fahren, und säbelklirrend und waffenrockwedelnd den hübschen Töchtern reicher Lederhändler die Cour zu machen.

Aus diesen düstern Träumereien weckte ihn der Klang der Eisenbahnglocke, der ihn trotz der niederdrückenden Hitze zu raschen Schritten antrieb. Daß er fast aufgelöst an der Kasse erschien, brauchen wir nicht zu sagen. Galt es doch ein Billet zu lösen, um nicht zurück zu bleiben; denn dort verschwand die Familie, der er folgte, so eben im Wartsaal. Kaum hatte er Zeit, sein Gepäck abzuwerfen und seinen äußern Menschen, der sehr derangirt aussah, wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen; da läutete es auch schon zum dritten Mal und er irrt noch in größter Unruhe an den Eisenbahnwagen vorbei, um ja den nicht

zu verfehlen, in dem sie sich befand. Doch war ihm das Glück günstiger, als er gedacht; dort nickte der große braune Strohhut am Fenster. Mit Einem Satze war er im Wagen. O Weiberklugheit! Wie hatte sie so trefflich manöverirt! Der Vater mit dem begleitenden Lieutenant war in eine Rauchabtheilung dirigirt worden, sie mit der Mutter und dem Schwesterchen hatte sich so gesetzt, daß ihr gegenüber ein Platz frei war — ein Platz für ihn. Seine Miene war liebenswürdig, unternehmend, siegreich wie nie, als er sich auf diesen, jedenfalls für ihn reservirten Platz niederlassen wollte. — Doch kam er nicht ganz dazu. Schon stand er mit gebogenem Knie vor ihr, schon hatte er einen Anlauf genommen, um sich recht elegant niederzulassen, als die Mutter — Lederhändlerin sagte: „Nehmen Sie mir nicht übel, aber da drüben sind noch Plätze genug frei. Jott doch, man sitzt so schon so enge. Und das ist doch wahrhaftig nicht angenehm bei der Wärme.“

Hatte er recht gehört? — Und sie! Jetzt muß der Rand des Strohhuts emporwallen, jetzt mußte sie sagen: „wenn es noch einmal so warm wäre, Mutter, so ist doch der Platz für ihn bestimmt, für ihn, in dessen Nähe es beseligend, lieblich und kühlend ist.“ — So würde er sie in einem Romane haben sprechen lassen. Aber der Rand des Strohhutes senkte sich tief hinab, und unter ihm hervor tönten erschreckliche Worte, Worte, die ihn förmlich aus der Bank heraus schnellten und ihn tief betrübt im hintersten Winkel des Eisenbahnwagens niedersitzen ließen. Hatte sie doch gesagt: „Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich da eindrängen mag; es ist ohnehin nicht angenehm mit fremden Leuten zu fahren, und noch dazu bei 30 Grad Hitze!“

Ja, jetzt fühlte er sie, die entsetzlichen 30 Grad Hitze; jetzt

drückten sie ihn nieder, physisch und moralisch; Herz und Lippen waren dürr, wie ausgetrocknet. Von seiner Stirne rieselte es sanft herab, und er war nicht mehr im Stande, sein Augenglas festzuhalten. — Wozu auch? Um zu sehen, wie Mutter und Töchter verstohlen zusammenlachten, um zu bemerken, wie sie unter dem braunen Strohhutrand hinweg nach den Fenstern des Rauchcoupé's blickte, wo sich der Lieutenant so gesetzt hatte, daß er sie ansehen konnte über den leeren Platz hinweg, von dem man ihn so schnöde gewiesen.

Da beschloß er, nach reiflicher Ueberlegung, sich unter Umständen künftig fern zu halten von dem verrätherischen Geschlecht, deren einer er noch vor wenigen Tagen so schöne Verse gewidmet; da dachte er wehmüthig an die kühlen Berge, die er ihr folgend verlassen, an das schöne Geld, das er ihr zu lieb ausgegeben, und als er das gethan, preßte er unmuthig die Lippen auf einander, wischte sich den Schweiß von der Stirne, blickte in die sonnenbeglänzte, glühende Landschaft hinaus und verwünschte den Augenblick, wo er sie zum ersten Male gesehen, vor allem aber seufzte er, wie so mancher neben ihm im Eisenbahnwagen, wie auch vielleicht der Leser dieser Zeilen, und wie nicht minder der Schreiber derselben über die unerträglichen 30 Grad Hitze.

Eine Regenstudie.

Es ist Spätherbst. — Die Natur, welche mit der rollenden Zeit schon so viele Jahrhunderte hindurch ihren äußern Schmuck gewechselt und sich verwandelt, weiß ganz genau, daß für sie jetzt bald die Zeit der Schnee- und Eislandschaften kommt, weiß, etwas grau und hie und da ein brauner oder gelber Streifen — und deßhalb greift sie an so einem Tage im Spätherbst mit obrigkeitlicher Bewilligung der Altmeisterin Sonne in ihre Farbenschachtel und leert dort aus zum Entzücken und Vergnügen von uns Menschenkindern.

Man könnte sagen, an einem solchen Tage übertreibt die Natur, setzt Glanz und Licht auf, wo sie es kaum verantworten kann, hat gar keine Schattenfarben auf ihrer Palette, nur das glühendste Roth, das brennendste Gelb, Blau, Weiß, saftiges Violett und Gold — übertrieben viel Gold. Letzteres glänzt überall, daß uns fast die Augen weh thun. Dort weit in der Ebene sind ganze Strecken damit überzogen; im Walde, den wir vor uns haben, hat wenigstens der dritte Stamm eine vergoldete Rinde, und die Landhäuser oben auf den Hügeln glühen so aus allen Fenstern, daß man glauben sollte, dort sei ein Schmelzofen

des edlen Metalles, und wenn wir die Augen halb schließen, um genauer hinsehen zu können, so spritzen aus allen Oeffnungen die glitzernden Strahlen hervor. — Das ist hier ein wahres Kalifornien und mehr noch. Die Fabel des Königs Midas tritt lebendig vor uns, denn während die Sonne langsam am Berge hinsinkt, betrachte deine Hände, das Gesicht deines Nachbarn, Feld, Wald und Flur, ja den ruhig dahinfließenden Strom und die kräuselnd aufsteigenden Rauchwolken aus Hunderten von Schornsteinen, — Gold, Gold und nichts als Gold!

Hast du wohl je an einem solchen Abend des Reichthums vom Thale aus gesehen, wie die Sonne hinter einer Bergkuppe verschwindet? — über ihr muß sich aber, wie am heutigen Abend, eine langgestreckte dunkle Wolke lagern, welche ihr Licht ordentlich zusammenpreßt. — Warte einen Augenblick! So, jetzt schau' hin: die strahlende Kugel ist halb hinter dem Berge verschwunden, die neidische Wolke sinkt hinter ihr drein, sie bleibt nicht zurück, sie läßt sich nicht abschrecken, auch wenn sie, wie jetzt, in glühender Lohe aufflammt, der Vernichtung preisgegeben von dem erzürnten Tagesgestirn, — aber jetzt blicke hin! Hast du etwas Brillanteres und Schöneres gesehen! Stäuben nicht die Strahlen der sinkenden Sonne wie ein Wasserfall über den Berg herab, wie ein Wasserfall, wo jeder Tropfen ein Edelstein ist! Es flimmert fast betäubend vor unsern Augen, die zuckenden Blitze in Roth, Gelb, Grün und Violett! — Aber wie so viel Schönes, dauert auch dies majestätische Schauspiel nur ein paar Sekunden, und wie die Natur den glühenden Kuß der Sonne nicht mehr empfindet, so wirft sie von sich alle Pracht und Herrlichkeit, die goldenen Gewänder, die blitzenden Edelsteine, und zieht ein unscheinbares graues Nachtgewand über ihren eben noch so strahlenden Anzug. —

Einen solchen prachtvollen Spätherbsttag hatten wir gestern. Der Barometer war ganz toll vor Freude, das Quecksilber machte einen vergnüglich krummen Rücken, kletterte empor, als sei es Mai-Anfang und würde noch einmal der Frühling kommen. Ja, es blickt schadenfroh auf den Thermometer, der neben ihm an der Wand hängt und der, kaltes Wetter anzeigend, fröstelnd zusammenschnurrt. Doch hat der Wetterkundige mit einiger Besorgniß die Wolken betrachtet, unter welchen die Sonne gestern zur Ruhe gegangen. Ja, als er zufällig während der Nacht erwachte und den Wind hörte, der in einzelnen Stößen sausend um das Haus fuhr, so hat er sich mißmuthig in seine Decke gehüllt und bei sich gedacht: O weh! der bringt Regenwetter!

Draußen in der Nacht hatte die dunkle Wolke über der Sonne längere Zeit unbeweglich wie ein Gebirge gestanden. Ja, die verschiedenen Wetter hatten eine Zeitlang mit einander gekämpft, bald blies ein kalter, fast erstarrender Hauch aus Norden, und dann war es, als wollte jene Wolke am Horizont langsam untersinken; etwas später aber strömte es aus Westen herüber, weich, dunstig, auflösend; sauste in den dürren Gräsern und klapperte in den kahlen Aesten der Bäume; und immer stärker blies der Regenwind herüber, und wie er blies, schwoll die Wolke im Westen zusehends an, wurde größer, dehnte sich aus, und als endlich die Dämmerung im Osten erschien, verkündete sie der nachrückenden Sonne trüben Himmel und Regenwetter, und statt nun wie gestern in großer glänzender Toilette aufzugehen, erschien heute das verdrießliche Tagesgestirn in gelber Nachtmütze, gleicher Flanelljacke und langem, grauem Schleppkleide. Es war ein recht betrübter Anblick für jeden, sobald er seine Fenster öffnete und auf die Straße hinaussah. Da sah man an den Vorüber-

wandelnden Mäntel und Ueberröcke wehend flattern, um die Häuserecken herum fegte der Wind und machte sich mit dem Kehrichthaufen zu schaffen, der dort lag und welchen er auseinander zu jagen begann, zum großen Verdruß des Fuhrmanns, der ihn eben auf seinen Karren laden wollte, auf den Karren, vor welchem das alte geduldige Pferd stand, den Kopf tief gesenkt und nur zuweilen die Ohren bewegend, wenn der tolle Wind gar zu arg seine Mähnen zauste oder den Schweif auf die Seite trieb.

Welch verdrießliches Gesicht macht der alte Herr mir gegenüber, als er im rothkarrirten Schlafrock und der weißen Nachtmütze nun erscheint, seine Vorfenster öffnend und als ihm der dunstige warme Wind einige schwere Tropfen ins Gesicht jagt. Er schließt das Fenster und blickt mißmuthig nach dem Barometer. Ja was kann der Aermste dafür, daß sich die Laune des Himmels von gestern auf heute geändert; eine andere Constellation hat gesiegt, Quecksilber ist flau, Alkohol gesucht, die Aktien des Barometers sind gefallen, die des Thermometers gestiegen. Noch bewahrt uns der Wind vor einem festen Herbstlandregen, die Wetterfahnen fliegen kreischend herum und wissen absolut nicht, wie sie sich heut Morgen benehmen sollen, und die schmutzig grau dahinziehenden Wolken machen verdrießliche Gesichter und scheinen ihre Fäuste gegen den Nordwester zu ballen. Sie sind geladen bis zum Rand, die armen Wolken, können aber nichts von sich geben, so lange sie der Wind so unbarmherzig dahin jagt. Jetzt aber scheint er langsam seine Kraft zu vermindern. Er stürmt nicht mehr toll über die Dächer dahin, sondern haucht nur noch wie ermattet in einzelnen schweren Stößen. Auch diese werden schwächer, die Windfahnen halten

sich steif nach Osten, die Wolkenmassen fangen an, still zu stehen und in einander zu fließen; in kurzer Zeit ist der Himmel eine einzige graue Masse und es tröpfelt herab nicht zu stark und nicht zu schwach, ein ächter Landregen.

Wie das meine kleinen Freunde, die Schulbuben, schmerzt! Gestern bei gelindem Froste hatten sie ein paar wundervolle Schleifen arrangirt, blank und glänzend in der Straßengosse spiegelten sie ordentlich den goldenen Abendhimmel wieder. Heut Morgen sind sie angelaufen und trübe, und als ihre kleinen Verfertiger den Ranzen auf dem Rücken des Wegs daher kommen, bleiben sie mißmuthig bei der gestrigen Schleife stehen und wollen schon still davon schleichen; doch macht Einer den Anfang und schleift auf dem nassen Schmutz dahin. Natürlich folgen die andern und in ein paar Sekunden sind zwölf paar Stiefel über und über mit Koth bespritzt, zum großen Kummer ebenso vieler Mütter und Dienstmädchen. Aber das Schleifen heut Morgen macht kein Vergnügen, es ist nur ein Akt der Pietät gegen die gestrige Spielgefährtin; überhaupt ziehen die Buben heute nicht lärmend durch die Straßen. Auch darin, wie in so manchem, gleichen sie jungen Hunden, sie können die Nässe nicht vertragen, und wenn es ihnen möglich wäre, würden sie grade so wie meines Nachbars Jagdhund bei Regenwetter die Ohren hängen lassen und den Schweif einziehen.

Aber es regnet fort, still, unverdrossen, ausdauernd. Auf den Dächern rieselt es sanft hinab, die Dachrinnenröhren fangen an zu sprudeln und die Straßengossen werden nach und nach zu kleinen Bächen. Und dabei ist es ein anhaltendes Regenwetter, ein plan- und geschäftsmäßiges Niederströmen von Wasser; keine Uebereilung, die auf baldiges Erschöpftwerden schließen läßt; die

Wolken leben in schönster Harmonie, jede einzelne ist in der Allgemeinheit aufgegangen.

Da wir aber an unsern täglichen Spaziergang gewöhnt sind und ihn für nützlich und der Gesundheit zuträglich halten, so wollen wir uns auch heute durch das Regenwetter nicht abhalten lassen, ein bischen in die frische Luft zu gehen. Unsere kleinen Equipagen, Stiefel mit Korksohlen, sichern uns vor nassen Füßen, der Regenschirm hält uns von oben so ziemlich trocken und so können wir schon wagen, dem Wetter zu trotzen.

Vor dem Thore steigen wir den Berg hinan, die ganze Natur ist auf eine eigenthümlich wässerige Art lebendig geworden; von den Aesten und Zweigen tropft und rieselt es herab und ebenso von der Anhöhe, die wir langsam ersteigen. Gestern war der Weg hart und trocken, heut gehen wir in einem wahren Rinnsal. Unzählige Wasseradern schlängeln sich uns entgegen, nehmen rechts und links andere auf, die von den Weinbergen herabkommen, und alle zusammen murmeln geschwätzig und erzählen von sehr vielem Wasser, das auf den Bergen niederfällt, von außerordentlich vielem Wasser, Tropfen um Tropfen ohne Aufhören, und sie sind sehr vergnügt darüber und hoffen glücklich ins Thal zu kommen, in das sie hoch vom Himmel herabfallend gesehen; hoffen, dort in einen kleinen Bach zu gelangen, von dem kleinen in den größeren, von diesem in das Flüßchen, vom Flüßchen in den Strom und mit diesem in das große Weltmeer, von dem ihre Mutter, die Wolke, erzählt, die vor wenigen Tagen noch darüber hinstrich.

Ebenso geschwätzig aber wie die kleinen Regenbäche sind die nassen Bauernweiber, die uns begegnen. Hoch aufgeschürzt tappen sie durch Regen und Schmutz, und während eine Hand den

schweren Korb auf dem Kopfe festhält, ist die andere beständig beschäftigt, die Nase abzuwischen; denn dort laufen alle Wassertropfen, die auf Korbränder und Kopftuch fallen, hartnäckig zusammen. Sie sprechen von der schlechten Ernte, von mißrathenen Kartoffeln, theuren Eiern und unerschwinglicher Butter, und dies Gesprächsthema wird nur geändert, wenn Eine zufällig ihres Mannes erwähnt, der gestern Nacht um 11 Uhr in einem tüchtigen Rausche nach Hause gekommen. Dann haben alle mit einemmale das gleiche Schicksal erlebt; und wenn man ihren Worten glauben will, so ist im benachbarten Dorfe seit dem letzten halben Jahre vom Schultheißen bis zum Nachtwächter hinab kein Mensch mehr nüchtern gewesen.

So eilten sie bei mir vorüber, ihre schweren Schuhe klappern auf den Steinen und drunten am Berge verschwinden sie im Dunst und Regen.

Mein Schirm beklagt sich über die harte Zumuthung; er hat fast Unmögliches geleistet und kann bei dem besten Willen nicht mehr thun. Denn nicht nur von den Spitzen der Fischbeine rieselt das Wasser herab, sondern es hat auch oben eine Oeffnung gefunden, wo es durchdringt und mir auf die Hand träufelt. Doch haben wir die Höhe des Berges erreicht und bleiben hier stehen, um uns einen Augenblick umzuschauen. Wie hat sich die Natur seit gestern so trostlos verwandelt! Man kann gar keine Freude mehr an ihr haben und findet es nur unbegreiflich, wo die ganze Farbenpracht, all der Glanz, all das Gold hingekommen. Gewiß hat der Regen die Vergoldung weggewaschen und ließ die bunten Farben durcheinander fließen. Sehen wir doch heute nur schmutziges Braun und trübseliges Grau durch alle Schattirungen. Dabei sendet der Himmel immer

und immerfort seine Regenschleier herab und so beharrlich und gleichförmig, daß es uns zur Verzweiflung bringen könnte. Rückwärts auf die Stadt blickend sehen wir nur eine vielartig gefärbte Nebelmasse, aus welcher hie und da ein helleres Gebäude oder ein dunkler, fast schwarzer Rauch hervorbricht. Und dabei ist es so still rings umher; alles andere Geräusch wird gedämpft durch das Niederfallen der Tausende und Tausende von Regentropfen. Dort unten im Thale zieht die Eisenbahn dahin, sieht aber viel eher aus wie ein rasch vorüberfliehender Nebelstreifen, und die Pfeife der Lokomotive, die sonst so lustig ertönt, klingt heute hohl und melancholisch. Dort auf dem Felde ackert ein Bauer, und der Knall seiner Peitsche hat gar nicht seinen gewöhnlichen Klang, sondern tönt dumpf, als schlüge man mit einem Stock auf einen Baumwollenballen. Der Bauer bleibt stehen, schwenkt seinen triefenden Hut ab und kratzt sich hinter den Ohren, nachdem er seine Stirn mit dem Sacktuch abgetrocknet. Pferde und Fahrzeug bleiben ebenfalls stehen und dampfen so gewaltig, daß man alles, den Pflug, die Bespannung und den Mann nur wie durch einen dichten Nebel sieht.

Die einzige dem Auge wohlthuende Abwechslung, die sich jetzt auf der Fläche vor mir zeigt, kommt von dem Prosaischsten her, was es auf der Welt gibt, von einem baumwollenen Regenschirm nämlich. Doch ist derselbe, — er gehört einer alten Bäuerin — von brennend rother Farbe und thut dadurch dem Auge in dem schmutzigen Grau und Grün außerordentlich wohl.

Entmuthigt durch den trostlosen Anblick draußen kürzen wir unsern Spaziergang ab und kehren zur Stadt zurück, wo wir das Straßenleben durch das Regenwetter doch nicht so total verändert finden, wie draußen Wald und Flur. Die Häuser haben

ihre Physiognomie so ziemlich erhalten, und neben dem überströmten Pflaster ziehen sich die trockeneren Trottoirs dahin. Und so ein Spaziergang bei Regenwetter auf dem Trottoir hat für den Kenner schon seine Annehmlichkeiten. Man sieht da so vielfach komischernste und ernstkomische Scenen, man kann seine Freunde zur Verzweiflung bringen, wenn man behaglich plaudernd bei ihnen stehen bleibt, nicht achtend des strömenden Regens, der von unserm Regenschirm auf ihre Paletots trieft. Man kann unter dem Schutze des Regenschirms mit seinen Feinden carambolireu und kann sogar, diesen als Schild vor sich haltend, gegen irgend eine unangenehme Person ein vollkommener Grobian sein; natürlich unter dem Risico der Wiedervergeltung. Man kann unter dem Regenschirm mit Personen sprechen, bei denen man im hellen Sonnenschein nicht gerne stehen bleibt. Haben doch die Vorüberwandelnden bei nassem Wetter zuviel mit ihren eigenen Sachen zu thun, um auf ihre Nebenmenschen zu merken. Und welcher Schutz ist ein Regenschirm in ähnlichem Falle gegen wißbegierige Frauen und alte Jungfern, die beobachtend an ihrem Fenster sitzen. Gleicht doch, besonders von oben gesehen, ein Regenschirm dem andern und haben doch zu gleicher Zeit mit mir sehr viele Herren Fischer und Müller einen von grüner Farbe. Und zu welch anmuthigen Betrachtungen veranlaßt uns die Begegnung des schönen Geschlechts bei Regenwetter? Man thut aber in diesem Falle besser, den gegenüber liegenden Fußpfad im Auge zu behalten, denn bei einer Seitenansicht auf zierlich emporgehobene Kleider und feine Stiefelchen und Fortsetzung nach oben ist man offenbar im Vortheil.

Aber auch abgesehen von den verborgenen Schönheiten, die uns das Regenwetter enthüllt, ist ein feiner Beobachter wohl im

Stande, aus dem Schritt und dem Gang ziemlich richtige Schlüsse auf den Charakter der vorüberwandelnden Damen zu ziehen. Da es aber zu weit führen würde, hier darauf näher einzugehen, so halten wir uns dieses Thema für eine besondere Studie offen.

Wohin aber wenden wir unsere Schritte? Das Kaffeehaus dort unten ist bei Regenwetter ein gräulicher Aufenthalt, des Geklapper der Dominosteine und das Klirren der Tassen wahrhaft betäubend und der Dunst und eigenthümliche Duft, der aus den regengetränkten Ueberröcken und nassen Schirmen emporsteigt, könnte Einem übel machen. Glücklicherweise neigt sich der Tag seinem Ende zu, und durch den Nebel und Regen sehen wir schon die Laternenanzünder mit ihren langen Stangen dahin traben; bald hier, bald da flammt ein Gaslicht auf, leuchtet aber trübe und röthlich durch Dunst und Dämmerung. Die uns Begegnenden fangen nun an, wie Schattengestalten vorüber zu huschen und werden seltener, Equipagen dagegen zahlreicher und rollen dumpf rasselnd bei uns vorüber, während hoch vom Kirchthurme, der ebenfalls anfängt, sich verdrießlich in sein Nebelgewand zu hüllen, die Abendglocke melancholisch niederschallt. — Jetzt wird es unangenehm auf den Straßen für menschliche Wesen, selbst Hunde und Katzen suchen ein trockenes Asyl am warmen Ofen. — Welches aber ist uns beschieden, oder vielmehr bei solchem Regenwetter erwünscht? Ich weiß es, und der geneigte Leser wird mir beipflichten — eine freundlich erhellte und sanft erwärmte Stube, ein kleiner Tisch mit drei guten Freunden und bei heruntergelassenen Vorhängen eine Partie Whist mit dem Strohmann: — Coeur ist àtout.

Eine Schneestudie.

Draußen fällt der erste Schnee — —

Es sind große, wollige Flocken, die in weit ausgedehnten Schlangenlinien herabwirbeln vom grauen Himmel und gar nicht recht auf den Boden nieder wollen. So erscheinen sie uns wenigstens, denn wenn wir eine dieser Flocken mit den Augen verfolgen, so glauben wir, sie fliege lange, lange umher, bis sie hernieder kommt, wo schon Millionen der Ihrigen ruhig bei einander liegen. — Ja es schneit, und wenn wir am Fenster stehen und hinausschauen, so überkommt uns ein unnennbar angenehmes Gefühl. Es ist eigenthümlich, wie keines der Kleider, welches die Natur in den verschiedenen Jahreszeiten anlegt, so geeignet ist, alte, süße Erinnerungen wach zu rufen, wie der Pelzmantel des Winters. Die Natur im schönsten Blüthenschmuck des Frühlings, der Sommer mit seinen wallenden Kornfeldern, der Herbst gelb gelockt, mit reifen Früchten prangend, sie alle sind vielleicht zu reizend, um ein anderes Bild, als sie selbst, in uns aufkommen zu lassen. Aber der Winter mit seinen weißen Feldern, den kahlen Bäumen, den schneebedeckten Straßen der Stadt und den Dächern, die sich vom Himmel gar nicht abzeichnen, so daß man glaubt, Schorn-

steine und Dachfenster schwebten in der Luft, der Winter ist lieb und uneigennützig, daß er uns gern als Hintergrund dient, auf welchem sich die ganze Jugendzeit mit allen ihren kleinen Freuden und Leiden lebendig zeigt.

Obgleich ich schon ein ziemlich alter Mensch geworden bin, so ist mir doch, wenn ich am Fenster stehe, als hörte ich wieder das Summen der Schule und die vielen dünnen Stimmchen, welche durch einander schreien und das Gedicht Hebel's vortragen, das unser freundlicher Lehrer stets in Erinnerung brachte, wenn draußen der erste Schnee fiel:

Ist droben etwa Baumwoll' feil?
Sie schütten wohl ein redlich Theil
Auf Haus und Garten. — Schaut nur, schaut!
Es schneit fürwahr, daß Einem graut.

So hieß der erste Vers in freier Uebertragung, und er beschäftigte meine Phantasie außerordentlich; wir erfanden ein neues Schneespiel, eine Baumwollenhandlung, und draußen machten wir kleine Pakete und verkauften sie den Mädchen aus der Schule. — Glückselige Zeit!

Neben mir auf der Schulbank saß der kleine Sohn einer armen Wittfrau, der mich einstmals fragte: „Weißt du auch, Wilhelm, was der Schnee eigentlich ist?“ Und als ich ihn verwundert anblickte, sagte er: „Droben klopfen die Engelchen ihre Betten aus, und die Federn, die herunter fallen, das ist der Schnee.“ Diesen Gedanken habe ich nie los werden können; nicht als ob ich daran geglaubt, sondern aus einem andern sehr traurigen Grunde, denn derjenige, welcher mir die Geschichte vom Ausklopfen der Betten erzählte, kam später als Arbeiter in eine Baumwollenfabrik, und als ich ihn da einmal wiedersah, über und über mit

weißen Flocken bedeckt, so fragte ich ihn lachend: „Weißt du noch, was der Schnee ist!“ worauf er mir die gleiche Antwort wieder gab. Und das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört. Kurze Zeit nachher kam er einem der großen Räder zu nah und — doch wozu dergleichen blutige Erinnerungen, die sich so grell ausnehmen auf dem weißen Schneehintergrunde. Gehen wir lieber noch einen Augenblick zurück zur Schule. — O, wer das zuweilen in Wahrheit könnte! Hören wir zu, mit wie wenig Andacht der Vers gesungen wird, der den Unterricht schließt, und sehen wir, wie all' die kleinen Stumpfnasen und schelmischen Augen sich dem Fenster zuwenden und nicht mehr auf den taktangebenden Lehrer blicken.

Endlich schießt die wilde Brut auf die Straßen; schon auf der Schultreppe erschallt einiges Geheul, denn ein Paar rutschen aus in übergroßem Eifer oder auf den glatten Schneespuren, und purzeln hinab. Die Schiefertafeln klappern, die Buben lachen und schreien, und während einige lustig auf dem Trottoir schleifen, machen die andern Schneeballen und bombardiren einander in wilder Hast, bis eine Partie siegreich ist, oder bis ein paar Ballen in die benachbarten Fenster oder an die hoch erhobene Nase eines achtbaren Bürgers fliegen, der zufällig vorbei spaziert, oder auch „bis im Schulhause das Fenster klingt, sich der Lehrer zeigt und herniederneigt, nicht sehr ruhig, aber noch viel weniger engelmild.“

Wie benachbarte Sperlinge und Krähen durch einen Steinwurf, so wurden die Buben durch das eben erschienene ernste Gesicht aufgescheucht und verjagt. Die Schlimmsten thun, als haben sie gar nicht mitgeworfen, und gehen ruhig die Straße fort, die Hände auf den Rücken gelegt, harmlos pfeifend. Unnöthige Verstellung! Er wird heute Nachmittag unter euch treten und fürchterliche Musterung halten.

Auch andere Bilder bringen uns die herabfallenden Flocken vor unser Gedächtniß, den Schneemann mit den schwarzen Augen und der irdenen Pfeife im Munde, die Bergschlittenpartie und endlich, als wir schon größer wurden, die Schlittschuhfahrten auf den großen Teichen mit allen ihren Leiden und Freuden, von dem Tage an, wo wir anfingen und uns durch ungeheure Sterne auszeichneten, die wir mit dem Hinterkopf in das Eis schlugen, bis viele Jahre nachher an dem Tage, wo wir unter den kunstreichsten Wendungen einen Namen in das Eis schnitten, einen Namen, der mit großem Erstaunen, ja mit Erröthen angestaunt wurde, mit letzterem von einer jungen Dame, die selbst am Rande des Teiches stand, in Pelzstiefelchen, schwarzem Mantel, grauem Muff, grünem Hut, der rechts ein Rosenbouquet, links eine weiße Schleife hatte und hinten eine schwarze Feder, — wenn mich mein Gedächtniß, über welches ich oder man eigentlich lachen sollte, nicht trügt. — Ja, lachen wir darüber; ich laufe keine Buchstaben mehr in das Eis, und das junge Mädchen von damals ist eine dicke Dame geworden, die einen tüchtigen Schlingel auf's Eis schickt, der nun ebenfalls oft umpurzelt und Sterne hineinschlägt. —

Während diesen Betrachtungen hat der Schnee ein redlich Theil auf Haus und Straße ausgeschüttet. Jetzt hinaus in's Freie, um das feine, jungfräuliche Gewand, welches er der Erde umgehängt, im vollsten Glanze zu sehen. Während wir langsam den Berg hinaufsteigen, haben wir zur Rechten und Linken mächtige Bäume mit nackten Aesten, mit tausend Zweiglein, die auf's Eigensinnigste durcheinanderstreben und sich von dem hellgrauen Himmel so haarscharf abzeichnen, als seien sie mit der feinsten Nadel auf eine kolossale Stahlplatte gravirt. Kein Lufthauch ist zu spüren, und so steht alles: Bäume, Sträucher und Gräser in tiefer Ruhe

und macht das schweigende Bild der Natur großartig und ernst. Wir hören nur das Knirschen des Schnees unter unsern Füßen, das Schwirren eines Vogels, der dadurch erschreckt auffflattert und nun von dem Äste, auf dem er gesessen, ein Klümpchen Schnee herabwirft.

Droben angekommen, schauen wir in das Thal hinab, und die Landschaft ist durch den weißen Schnee so ganz anders geworden, daß wir die wohlbekannte fast gar nicht wieder erkennen. Dort, wo die breite Straße lief, und hier, wo zwischen grünen Wiesen die dunkeln Fußpfade erschienen, ist alles weiß zugedeckt und dagegen zeigen sich rechts von uns an den Felsenwänden des Gebirges eine Menge dunkler Pfade, die wir früher nicht gekannt. Aber es sind nur Risse im Gestein und Schluchten wohin der Schnee nicht dringen konnte, was wir für Wege ansehen. Den seltsamsten Anblick gewährt die Stadt zu unsern Füßen. Ja sie ist vollkommen verschwunden; sehen wir doch nichts als ein weites Feld mit unzähligen weißen Maulwurfshaufen; gerade so zeigen sich die schneebedeckten Dächer. Nur der schwarze spitze Thurm der Stadtkirche steht finster und trotzig wie immer und jetzt so einsam mitten in dem weiten Felde.

Den kleinen Fluß allein hat Winter und Schnee noch nicht verändern können, ja er trotzt dem gestrengen Herrn und fließt dampfend durch die schneebedeckten Fluren. Doch wird ihm dieser Hochmuth nächstens gelegt werden, und alle Anzeichen müßten trügen, wenn sich nicht heute Nacht das Wetter aufklären und starker Frost eintreten wird. Ist doch der Hauch unseres Mundes schon recht dicht geworden, knirscht doch der Schnee unter unsern Füßen bereits mehr als vor einer Stunde; und liegt nicht auf Berg und Thal ein feiner Duft, der sich tiefer und tiefer herab-

senkt? Auch der bewölkte Himmel, heute Morgen so bleifarbig und schwer, ist jetzt lebendig geworden, und die grauen Massen schieben sich hierhin und dorthin, ballen sich und werden dichter und lichter; ja jetzt an einer Stelle so licht, daß ein Theil der Sonne sichtbar wird, wenn auch die Strahlen nicht durchdringen können. Sie erscheint incognito, feurig gelb in Gestalt ihres Trabanten als Halbmond, prächtig, aber zürnend und als habe sie nur mit einem einzigen Blicke sehen wollen, ob auf der Erde noch Alles in Richtigkeit sei, zieht aber gleich darauf wieder hastig den dichten Wolkenschleier vor das Antlitz und läßt von da an ihren Lauf bis zum Niedergang nur vermuthen, und zwar durch glühende Streifen, die von Zeit zu Zeit das graue Gewölk durchdringen. Zuletzt geht sie unter in feuriger Lohe, den halben Himmel entzündend, als wollte sie sagen: wartet nur bis morgen, da komm ich wieder; wehe dem, der sich schlecht aufgeführt.

Wir machen es, wie man von der Sonne sagt, und steigen ebenfalls hinunter in's Thal, in Nebel und Dämmerung. Eine Menge kleiner Bergschlitten schießen an uns vorüber, lustige Bursche darauf, mit rothen, strahlenden Gesichtern, und wenn wir ihnen nicht sorgfältig ausweichen, so können wir die Ebene schneller und vermittelst eines andern Körpertheiles erreichen, als den uns die Natur zum Fortkommen angewiesen. Wir kommen an den ersten Häusern vorüber, und das Dach eines derselben ist in Rauch eingehüllt, der auch zu den großen Fenstern herausdringt. Aber es ist keine Feuersbrunst: in dem Hause wird Bier gebraut, kaltes, frisches Bier; jetzt im Winter erzeugt, soll es uns im heißen Sommer, so Gott will, gut zu statten kommen.

Einsam und stiller als gewöhnlich liegen die Straßen; der Schnee hat die Leute in ihre Wohnungen gescheucht, und die

Karren und Equipagen machen kein Geräusch, man hört nichts von dem Rollen ihrer Räder, nur das Klingeln der Schellen, welche den Pferden angehängt sind. Wenn man so mehrere Stunden, nachdem der erste Schnee gefallen, durch Straßen und über Plätze der Stadt schlendert, so sieht man recht, wie der Verkehr die Menschen unruhig hin und hertreibt. Dieser Verkehr hat sich als Fußstapfen deutlich ausgeprägt, und letztere würden Stoff zu einem recht interessanten Studium geben. Weg mit jenen gleichmäßigen Schritten, die sich quer über den Platz ziehen und in der nächsten Straße verlieren! Ihrer gibt es viele. Aber dort unter den Bäumen werden sie von zwei Paar zierlicher Fußstapfen durchkreuzt, die augenscheinlich nicht sehr eilig waren. Jetzt führen sie rechts, jetzt links, jetzt laufen sie sogar eine Strecke wieder zurück. — Halt! hier haben sich größere und breitere Spuren dazu gefunden, und plötzlich hören alle auf. Aber wo sie aufhören, ziehen sich, scharf in den Schnee einschneidend, Geleise von Rädern dahin, vielleicht arge, arge Verräther; wenn man ihnen folgt, käme man vielleicht zum Anfang oder Ende einer alten Geschichte, die aber immer neu bleibt.

Das Gaslicht, welches überall flammt und strahlt, erleichtert unser Studium, denn all die Schneespuren, von denen wir eben sprachen, würden sich bei Tageslicht flach und unbedeutend ausnehmen, bei Abend aber, scharf schattirt, sieht man sie deutlich ausgeprägt. Hier trieb eine Bubenschaar ihr Wesen, dort ging ein Fräulein-Stift spazieren — eine Menge kleiner Fußspuren und zuweilen an den Seiten der Schnee darüber hingefegt, wo die Lehrerin gravitätisch wandelte, die Nase sehr hoch, das lange Kleid sehr tief hinten drein schleifend. Ist mir doch,

als habe der Schnee Eindrücke eben dieser langen, spitzen Nase und sogar der Brille hinterlassen, so deutlich sehe ich sie vor mir.

Hinter dem Platze erhebt sich das große Schloß, jetzt noch ernster und finsterer als gewöhnlich, und daß in der hohen und breiten Wand nur ein einziges Fenster erhellt ist, macht den Anblick nicht freundlicher und liebenswürdiger. Die Zacken der umliegenden Terrassen und die kleinen Thürmchen mit den spitzen Dächern zeigen Schneezähne und weiße Nachtmützen, — „und unter letzteren würden wir gern einschlafen, wenn droben das Licht ausgelöscht würde," murmelt ein alter Thurm, bei dem wir gerade dicht vorüber schreiten. Es ist eigenthümlich, wie in einer so hellen Schneenacht die großen Bäume auf den Plätzen und in den Alleen wahrhaft schwarz erscheinen, und so frei und schlank, wie man sie am Tage nie sieht. Das macht aber der Schnee, der auf der Wetterseite Stamm und Aeste zur Hälfte verdeckt.

Wir sind indessen lange genug im Freien gewesen und wollen nach Hause zurückkehren, und dem Schnee und Gaslicht das Terrain allein überlassen, wollen aber auf die kunstvolle Art aufmerksam machen, mit welcher das letztere die Form der es umgebenden Laterne in Schattenzeichnungen auf den weißen Boden niederwirft, vier große schwarze Linien, die sich am Ende auf dem Schnee verlieren. Die Vorstellung im Theater ist ebenfalls beendigt, und eine Menge Laternen der verschiedenen Rangklassen leuchten den hinterdrein trippelnden Damen nach Hause. Auch viele kleine Schlitten kommen von dem Schauspielhause, — Kinderschlitten, aber schwer bepackt mit der Dame des Hauses und einer guten Freundin, und seltsam bespannt mit einer handfesten Magd, die aber trotzdem keuchend von dannen eilt. Wir lassen

das Alles hinter uns und schreiten einsam und allein nach Hause. Dort kommt noch ein Omnibus, langsam von müden Pferden gezogen, und wie er still hält, steigt der Dampf von den erhitzten Thieren so dicht auf, daß die Lichter in den Laternen und die rothe Farbe des Wagens kaum mehr zu erkennen sind. „Gott sei Dank," sagte eine alte Frau, „da wären wir endlich zu Hause." — Und wir sind es ebenfalls, legen Ueberschuhe und Paletot ab, setzen uns an das Kamin zum helllodernden Feuer, oder an den runden Tisch, auf welchem die strahlende Lampe steht, und wenn du das gleichfalls thust, geliebter Leser, so bist du vielleicht so glücklich, in dem Manne, der Schneestudien gemacht, deinem eigenen Porträt zu begegnen.

Ein Eisenbahnbild.

Es gibt wohl nicht leicht ein lieblicheres, anmuthigeres und zugleich wieder großartigeres Stück Erde als das, welches man auf der prachtvollen Eisenbahn von Stuttgart nach Friedrichshafen durchfliegt. Aus der Mitte der Residenz, über belebte Straßen hinweg reißt uns der Dampfwagen durch den herrlichen, in aller Pracht des Herbstes geschmückten Park, unter dem Schlosse Rosenstein in die Erde hinein, aus dem blendenden Licht des Tages in tiefe Finsterniß, und läßt uns fühlen alle Schauer dieser unterirdischen Fahrt, das Heulen des Dampfes, das Rasseln der Räder, um uns gleich darauf glänzend zu belohnen durch den Anblick des Cannstatter Thals mit der kleinen netten Stadt, dem freundlichen Neckar, den grünen Bergwänden mit Kapellen, Kirchen und Schlössern auf verschiedenen Höhen. Und dies reiche Panorama thut sich so plötzlich vor uns auf, wie wir durch das jenseitige Thor des Tunnels den Schooß der Erde wieder verlassen — man fühlt wie die Kinder am Weihnachtabend, wenn die Thüren des dunklen Zimmers jetzt auf einmal geöffnet werden und Licht, Glanz, so viel Schönes in ihre Augen fällt.

Von der Bergwand gingen wir über die Neckarbrücke durch Cannstatt, an dem Ufer des Flusses dahin, bei Weinbergen vorbei; niederhängende Zweige, Obstbäume aller Arten streifen den Wagen; die alte bedächtige Chaussee weicht dem tollen ungestümen Stiefbruder kopfschüttelnd aus, und leidet es geduldig, daß er sie hie und da kreuzt, beiseite drückt, ihr den alten Platz nimmt oder gar, wo sie gezwungen ist, mühsam eine Anhöhe zu ersteigen, rasselnd und pfeifend geradeaus rennt, mitten durch das Erdreich, durch einen tiefen Einschnitt, um wieder hervorzustürmen, wo sie es so gar nicht vermuthet hat — die gute, wohlbekannte, zertretene, lehmichte Schwester! Geht es doch dem Flusse da drunten, der doch noch viel älter ist, um kein Haar besser; auch er wird bedrängt und eingezwängt; wo sonst der Uferrand so ungezwungen und lieblich hinabging, hat man starre Mauern aufgeführt, wo er sich im seligen Nichtsthun so breit und gemächlich zwischen Riedgras und Weidengebüsch gehen ließ, hat man ihm seine Freiheit genommen, und er mußte manch schönes, schattiges Plätzchen abtreten für den da oben, der ihm nicht nur so viel Poesie, sondern auch so viel tägliches Brod genommen — aber mit dem Parvenu fliegen wir lustig dahin! Untertürkheim, Obertürkheim, Eßlingen, Plochingen haben wir erreicht und dabei so viel Schönes gesehen, ich weiß nicht, ob es Andern auch so ergeht: Steinhaufen, Weidengebüsch, Pappelalleen, Feldwege, Hecken und Bäche, alle erscheinen in so eigener Form und nehmen eine so erstaunte, überraschte Miene an, wenn wir vorbeifliegen und sie zurückbleiben müssen. Die Pferde dort auf der Chaussee sind schon resignirter, ebenso die Handwerksbursche auf dem Fußwege, und würdigen uns keines Blickes; die Berge thun auch so, als

wären wir ihnen zu unbedeutend, und doch wenden sie sich langsam nach uns um und verfolgen uns lange mit ihren Blicken. Göppingen lassen wir hinter uns, und Schloß Bilseck, das wir bis jetzt nur weiß aus dem Grün der Bergwand hervorscheinen sahen, schaut uns nun voll an mit seinen vielen Fenstern. Auch der Hohenstaufen streckt sich langsam und friedlich in die Höhe — ernst und stolz — er weiß es wohl, daß jetzt die Blicke Vieler an ihm hängen, und daß einer dem andern sagt: „Der, der ist's — der dort über alles andere emporragt." Eißlingen — Süßen: wir halten uns dicht an der Bergwand, auf die Bils rechts neben uns sehen wir schon bedeutend hinab, die kleinen Ortschaften tief im Thal liegen so reizend an den Schluchten des Gebirges, sie haben sich einen warmen Platz gesucht, wo sie einigermaßen gedeckt sind vor dem rauhen Hauche, der dort über die Alp herniederbläst; ach, es ist ja bald wieder die Zeit der kalten Winde, des Schnees, des Eises, die Felder sind mit Stoppeln bedeckt und der Mann da unten mit dem weißen Tuch ist im Aussäen begriffen — eine betrübte Zeit — auch Schafheerden ziehen dort bereits zum Dorf hinab, voraus der Hirt im grauleinenen Kittel, hintendrein der schwarze zottige Hund; und das Alles sehen wir im Vorbeifliegen, und noch viel mehr, im Einzelnen so unbedeutend und im Zusammenhang wieder so reizend.

Geißlingen liegt nun ganz auf unserer rechten Seite, und um dahin zu gelangen und doch nicht wieder hinabzusteigen, müssen wir der Bergwand folgen und eine sehr kurze Curve beschreiben. Jetzt halten wir auf dieser Station am Fuß der Alp, die leichte Locomotive wird ausgespannt, eine schwere muß uns

das Gebirge hinanschleppen. Der elektromagnetische Telegraph hat sich noch nicht entschließen können, die Berge hinanzuklettern, und bleibt hinter uns im Thal; bis jetzt hatten wir ihn von Stuttgart an unserer Seite, den unheimlichen Drath, in Wahrheit unheimlich, wenn man bedenkt, daß sich an ihm, der anscheinend so harmlos weite Länderstrecken durchzieht, eine fast noch unbekannte, wenigstens ungebändigte gespenstige Kraft hinschlängelt, ein unsichtbares Wesen in unbegreiflicher Geschwindigkeit, gegen welche die des Dampfes, mit der wir eilen, ganz unbedeutend ist, wenn man bedenkt, daß an diesem Drathe neben uns Worte dahinblitzen, für uns unsichtbar und unhörbar. Worte, Befehle, die die Menschen, Hunderte von Meilen von einander entfernt, sich zuschleudern — in der That unheimlich und oft seltsam in das gewöhnliche Menschenleben eingreifend. So habe ich es erlebt, daß Jemand, der in Köln aus Versehen einen fremden Koffer zur Eisenbahn mitnahm, in Düsseldorf feierlichst empfangen und an sein Vergehen gemahnt wurde. Schon einmal vor langen Jahren lief durch diese Thäler eine Telegraphenlinie, plötzlich entstanden, verschwand sie auch ebenso schnell wieder, als der, dessen Befehl sie gezogen, ihrer nicht mehr bedurfte. Als Napoleon im Jahr 1809 in Schönbrunn war und ihm die Staffetten der Feldpost nicht schnell genug nach Straßburg gingen, wurde zwischen beiden Orten eine Telegraphenlinie errichtet, die auch das Vils- und Neckarthal durchlief; leichte Baracken wurden auf den Höhen erbaut und ein polnisches Bataillon aufgelöst, dessen Leute den Dienst dabei versehen mußten — auf jeder Station befanden sich drei Mann, welche vermittelst vier farbiger Fahnen die Zeichen erhielten und weitergaben. Die ganze Geschichte dauerte

vielleicht zwei Monate, dann verschwanden Polen, Baracken und Fahnen.

Unterdessen keucht die gewaltige Maschine mit uns die Alp ihnan — 1 auf 45 — und obgleich sie rüstig vorwärts rollt, so zeigt doch die Menge Rauch, welche sie ausspeit, sowie das Knirschen ihrer Räder, daß sie sich mühsam fortbewegt. Geißlingen bleibt tief im Thal, und wenn man sich umschaut, so erblickt man es noch lange mit seinen spitzen Dächern, dem hohen Kirchthurm, den vielen Bleichen auf grünen Wiesen; endlich fahren wir scharf um eine Kante des Gebirgs. Die Decoration vertheilt sich; steil ab fallen die Berge in's Thal, wir kleben nun so an der gewaltigen Wand, unter uns riesenhafte Mauern, die den Eisenbahndamm stützen, über uns ähnliche Steinwände, die uns vor dem nachrollenden Geschiebe schützen. Die Chaussee, jetzt tief unter uns, blickt uns bekümmert nach, denn sie hat noch gewaltig zu steigen, ehe sie unsere Höhe erreicht; noch weiter im Grunde liegt eine Mühle inmitten einer saftig grünen Schlucht, und dieses Grün mit der hellen Farbe des klaren Baches, mit der gegenüberliegenden Bergwand, das Buschwerk in tausend buntfarbige Töne gekleidet zwischen den kolossalen Gebirgsformen, gibt ein liebliches, großartiges Bild. Doch wir sind auf der Höhe angelangt in Amstetten — die große Maschine wird ausgespannt; ein Bäuerlein sagt: „damit sie ausschnaufe", und eine schwächere zieht uns weiter über die Hochebene der rauhen Alp — vorbei, vorbei — Lochstetten — es geht wieder abwärts, die Conducteurs bremsen, die Locomotive läßt ihren Dampf zwischen den Rädern hinaus — jetzt bemerken wir vor uns auf einer Anhöhe die Wilhelmsburg und rollen eilig hinab in's

Donauthal — 1 auf 65. Die Berge scheinen sich zu öffnen vor dem daherbrausenden Zuge; jetzt taucht die mächtige, des Hauptes entbehrende Gestalt des Münsterthurms vor uns auf — wir fliegen durch Vorwerke und Festungsthore über Brücken hinweg und sind in Ulm.

Nach einem halbstündigen Aufenthalt geht es weiter an dem Ufer der Donau, durch ein flaches, fruchtreiches Land, in schnurgerader Linie nach Erbach und Biberach. Unsere Reisegesellschaft, die bis Ulm sehr gering war, hat sich vermehrt, es sind drei Engländer und vier Engländerinnen eingestiegen, mit einer Unzahl von Mänteln, Stöcken, Regenschirmen, Taschen, Tüchern, sie füllen fast den ganzen Wagen aus, breiten große Landkarten über die Lehnen der Sessel und verwechseln Erbach mit Biberach und den Schussen mit der Donau. Die Gegend bietet nichts malerisches bis Aulendorf, wo es den Schussendobel hinabgeht, eine reizende, schattige, träumerische Wald- und Bergpartie, die bisher dem lebhaften Verkehr, dem Geräusch der Welt in ihrer stillen Einsamkeit entfernt lag, und jetzt so plötzlich in ihrer Zurückgezogenheit überrascht wird — eine schlummernde Waldnymphe von einer Faunenschaar aufgeschreckt; zwischen dem herabhängenden Grün, zwischen grauen Forchenstämmen bemerkt man sanfte, reizende Hügel, heimliche Thäler, hier eine wilde ursprüngliche Waldnatur, dort einen Grund mit frischem Wiesengrün, ein Bächlein, das sich leise murmelnd hindurchschlängelt, über dasselbe eine idyllische Brücke, an deren Fuße nichts fehlt, als eine ruhende Daphne, sehnsüchtig den Klängen einer schäferlichen Schalmei lauschend — und wir neben vorbei — aus dem Waldgrunde hinaus in's flache Seeland — Ravensburg. Unsere

Engländer werden unruhig, ihre Karte prophezeit ihnen den Bodensee, den sie noch nicht kennen — die Locomotive pfeift — endlich haben sie ihn auf dem Papier gefunden, und bewundern ihn dort, während mein Auge bereits über seine grüne, weite Fläche entzückt hinfliegt, bei Langenargen vorbei, und dann zur Spitze des Sentis, der schneebedeckt aus dem Schweizerlande emporragt!

